Q.o.germ.
1054 i

<36602308940013

<36602308940013

Bayer. Staatsbibliothek

Deutsche Pflanzensagen.

Gesammelt und gereiht

von

A. Ritter von Perger,

Professor und Scriptor der k. k. Hofbibliothek in Wien.

„Krut, steine unde wort,
hant an kreften grôzen hort."

Freidank. III. 6.

Stuttgart und Oehringen.

Verlag von August Schaber.

1864.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalts-Übersicht.

	Seite
Einleitung	1
I. Der Jahreskreis	20
II. Kräuter, Pflanzennamen und Ausgraben	59
III. Die Pflanzen mit einem einzelnen Keimblatt (Monocotyledonen)	75
IV. Die Gräser	86
V. Oswald und Bilwitz (Getreidesagen)	98
VI. Die Pflanzen mit zwei Keimblättern (Dicotyledonen)	120
A. Die fünf größeren Pflanzengruppen	120
B. Verbena, Valeriana, Verbascum, Viola, Veronica	145
C. Die Nessel	154
D. Die übrigen Wald- und Flurpflanzen	159
VII. Die Giftpflanzen	179
VIII. Die Baukräuter	188
IX. Die Kryptogamen	209
X. Die Sträucher	218
XI. Die Bäume	262
A. Laubbäume	280
B. Obstbäume	325
C. Die Tangeln	335

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Jahrelang mußte ich wie so mancher Andere der sich den Wissenschaften weiht, in den Mauern der Stadt verweilen und konnte mich da satt sehen an den bürgerlich beliebten Akazien, an den steifen Wälschpappeln, und auf und nieder wandeln in dem Schatten der buschigen Roßkastanien. In den Gärten begrüßten mich aber die aufgekünstelten Georginen und Pelargonien und großköpfige, zwerghafte Dreifaltigkeitsblumen, die so wehmüthig nach mir blickten, als ob sie sagen wollten: Sieh doch was man uns alles angethan hat! —

Ich gewöhnte mich nach und nach an diese armen Gefangenen, konnte es aber nicht über mich bringen mich ihnen mehr zu nähern. Die Eiche aber, die Buche, die stolze Tanne, die prachtvolle Fichte, ja selbst der Epheu blieben mir fern und erschienen mir fast nur in meinen Träumen.

Endlich kam aber — wie bei allen Dingen — doch eine Wendung, durch die es mir vergönnt wurde wieder einige Monate im frischen fröhlichen Grün zu leben, und schon in den ersten Tagen des Mai war ich wieder mit der, den Frühling erschließenden Primel, mit der düsteren Haselwurz, dem sonderbaren Arum und den reizenden Orchideen ver-

traut, die auf unseren Wiesen blühen; und — hier die Föhren auf den steilen Kalkfelsen, dort die Buchen am sonnigen Hang und oben auf der Bergeskuppe die uralten Eichen, grüßten mich — oder vielmehr ich grüßte sie wie liebe alte Bekannte und fühlte mich glücklicher und freudiger in ihrer Umgebung, als unter all den vornehmen und hochweisen Büchern, die mich wie ein mittelalterliches Schanzwerk umgeben hatten.

Zuerst rief ich alles wieder wach was ich über Pflanzen in der Schule und nicht in der Schule gelernt hatte und dann ging es von selbst immer weiter und weiter. Der Garten des Hauses, in welchem ich übersommerte, lag an einem munteren Gebirgsbach und an seinem Ufer stand eine prachtvolle, nie von der feindlichen Art berührte Äsche. Nirgends weilte ich lieber als an dieser einsamen, dichterischen Stelle, denn dort wehte mir im Säuseln der Äschenzweige der Athem der Vergangenheit um die Stirne. —

Die Äsche war ja in der nordischen Mythe der heiligste aller Bäume. Er verband Himmel und Erde, und Erde und Hölle. Seine Äste trieben durch die ganze Welt und reichten sogar über den Himmel hinaus. Nur von den Nornen wurde diese Äsche Yggdrasil begossen. Eine ihrer Wurzeln ging zu den Asen, eine zu den Hrimtrusen und eine zu Hel, und unter jeder Wurzel rauschte ein heiliger Quell! —

Auch vor mir rieselte der Bach und immer lebendiger wurde die Erinnerung, immer lebhafter stiegen die Bilder des längst dahin geschiedenen Einst in mir auf, und so gestaltete sich, fast ohne meinen Willen, der Wunsch, die mancherlei Sagen von unseren heimischen Bäumen und

Pflanzen in ein Ganzes zu fassen, um sie wie duftende Früchte dem freundlich Entgegenkommenden darzureichen.

Ich sage dem „entgegenkommenden" Leser, denn es könnte wohl manchen kühlen Mann geben, der dieses Buch nicht mit Liebe zur Hand nimmt. Was sollen ihm auch Sagen, was sollen ihm Pflanzensagen in einer Zeit wie die heutige, wo alles nach dem sogenannten Reellen haftet? Und doch haben diese Sagen ihren reellen Werth, denn abgesehen davon, daß sie größtentheils von einer bald blühenden, bald abenteuerlichen Phantasie zeugen, sind sie von bedeutendem Werth für die Kulturgeschichte, ja für die Geschichte selbst, welcher sie natürlich nach Maaßgabe der Umstände sogar eine gewisse Färbung, eine gewisse Kennzeichnung geben.

So gehört zu den Pflanzensagen z. B. auch die, daß man aus Blumenasche neue und schönere Blumen gestalten könne, und schon die Templer sollen nebst ihren anderen Geheimnissen, auch dieses gekannt haben. Was sagt man aber dazu, wenn Fürsten der neueren Zeit eigene Studien über diesen Gegenstand anstellten, wenn Gelehrte, wie Frank von Frankenau, besondere Werke über diese Wiedergestaltung verfaßten und wenn sich selbst ein Kaiser, nämlich Ferdinand III., so ernst mit dieser Sache beschäftigte, daß er dem bekannten Athanasius Kircher schriftlich wissen ließ, daß er und seine Weisen das Mittel besäßen die Neugestaltung der Pflanzen zu bewirken. Dieses Mittel bestand darin,[1] daß man den Samen irgend einer Pflanze

[1] Frank. Palingenesie. S. 29.

zu Pulver zerrieb, mit Thau befeuchtete und zuerst in Pferdedünger und dann an der Sonne und im Mondlicht digeriren ließ, worauf sich eine sogenannte Asche bildete, die man in einem oben und unten zusammen geschmolzenen Glase aufbewahrte. Hielt man dieses Glas über eine Flamme, so gestalteten sich an den Wänden Blätter, Zweige und Blumen, welche aber in der Kälte wieder verschwanden. Es wäre möglich, daß sich durch die obige Behandlung irgend ein flüchtiges Salz bildete, das bei der Erwärmung in Kristallen anschoß, aber das ist für uns wohl unbegreiflich, daß man diese zweigartigen Kristalle für Laubwerk und Blumen halten konnte, indessen sah man damals freilich mit ganz anderen Augen als die unseren sind.

Ist es nicht, um noch auf etwas anderes Historisches hinzudeuten, äußerst kennzeichnend für den Geist des siebenzehnten Jahrhunderts, daß man gewisse Kräuter zur sogenannten Passauerkunst, nämlich zum Festmachen gegen Hieb und Schuß benützte, wie man zu den Freikugeln die Johanniskäfer verwendete; daß man an eine Feuerwurzel glaubte, die von einem hohen Berg in Ägypten kam und die vortreffliche Eigenschaft in sich trug vor Feuerschaden zu behüten, denn wenn an das Haus desjenigen der sie besaß, Feuer gelegt wurde, so verbrannten nur die zum Anzünden herbei gebrachten Stoffe, ohne daß Latten und Balken, Heu oder Stroh von den Flammen ergriffen wurden. Hartmann erzählt,[1] daß vorzüglich die Zigeuner mit dieser Wurzel ihre „gottlosen Feuerkünste trieben."

---

[1] Neue Teufelskünste. S. 32.

Und sind die furchtbaren Hexenprozesse mit all ihren abenteuerlichen Nebendingen nicht historisch? Glaubten nicht selbst die damaligen hochstudirten Rechtsmänner fest daran, daß jene weiblichen Wesen in der ersten Mainacht auf Besenstielen und Ofengabeln nach dem Brocken ritten; daß sie durchs Schlüsselloch zu schlüpfen und sogar in einen Baum zwischen Rinde und Holz zu dringen vermöchten? Erzählt in dieser Beziehung nicht schon der humoristische Hans Sachs, daß der Teufel die Haselruthe schälte, mit welcher er einem alten Weibe die bedungenen Schuhe hinreichte, damit diese Alte ihm nicht zwischen Holz und Rinde käme? Gaben sich die Ärzte und Naturkundigen jener finsteren Epoche nicht alle Mühe um die Bestandtheile jener Salbe aufzufinden, mit welcher sich die Hexen schmierten, wenn sie durch den Schornstein auffliegen wollten? Der weise Hieronymus Cardanus sagt, daß diese Salbe aus den Säften von Eppich, Wolfsmilch, Nachtschatten und Tormentilla bereitet wurde, die man mit Ruß vermengte, und daß diese schwarze Schmiere durch einen Zusatz von Lauch, Taumellolch und Bohnenbrühe noch mehr Kraft gewänne. Der gelehrte Arzt della Porta zeichnete auf, daß die Hexensalbe aus irgend einem Fett bestände, welches mit Kalmus, Pappelblättern, Helioselinum, Eisenhut, Nachtschatten und Fledermausblut gekocht werde — Recepte, die in der That an Shakespeare's Hexenküche erinnern und von denen Helwig [1] sehr richtig bemerkt, daß jene Frauen, welche ihren Leib mit solchen Salben einrieben, von den Säften

---

[1] Zauberarzt. S. 98.

des Nachtschattens, des Taumellolchs, des Bilsenkrautes und Eisenhutes betäubt werden mußten und daß ihnen dann träumte wie sie bei Nacht umherführen, Saitenspiel hörten, bei herrlichen Tafeln saßen und — anderes mehr. Übrigens bereitete man auch die Hexensalbe aus folgenden neun Kräutern: Mondkraut (Osmunda), Isenkraut (Verbena), Wodanskraut (Mercurialis), Wodansbart (Sempervivum), Liebfrauenhaar (Adianthum capillis veneris), Sonnenwende (Heliotropium), Bilsenkraut, Tollkirsche und Eisenhut,[1] und die drei letzten Pflanzen genügen allein um jemand hirnverwirrt zu machen.

Eben so bezeichnend ist es, daß man in jenen Tagen an gewisse Tränke glaubte, welche die Liebe erwecken, oder, was manchmal wirklich zu wünschen wäre, den Gram verscheuchen sollten. Schon in den Gudrunliedern wird eines solchen Trankes der Vergessenheit erwähnt, denn als die schöne Gudrun um Sigurd trauert, heißt es: [2]

„Crimhild brachte
den Becher mir dar,
den kalten, herben,
dass ich des Harms vergesse."

Der Liebestrank war aber schon vor Plinius bekannt und Galenus eiferte heftig gegen den Gebrauch dieser pocula amatoria, die aus höchst aufregenden Mitteln bestanden und daher die übelsten Folgen nach sich zogen. So erzählt Hieronymus von Herr in seinen „Annotationen", daß

---

[1] Schindler, Aberglaube S. 160. — [2] Gudhrùnar kvidha önur. Str. 21.

ein junger Mann, dem man ein solches Philtrum beigebracht hatte, einen häßlichen Schorf (Echara) bekam. Die damaligen Ärzte wußten sich für diesen Fall nicht anders zu helfen, als daß sie dem armen Kranken verordneten, sechs Wochen, sage anderthalb Monate hindurch, Tag und Nacht aufrecht zu stehen, damit sich die üblen Säfte allmählich gegen die Füße hinabsenken sollten, und man kann sich denken, welche Qual mit einer solchen Anordnung verbunden war. Die Arzneimittel, welche man gegen Liebestränke in Anwendung brachte, waren gleichfalls mehr abergläubisch als vernunftgemäß, und es wird genügen, wenn wir finden, daß nebst dem alles heilenden Theriak, auch Bezoar, Mumie, Magnetstein, Perlmutter und selbst Perlen vergeudet wurden. Eine unschuldigere Art von Liebestrank ward aus den neunerlei Kräutern bereitet die am Tage Maria-Himmelfahrt geweiht wurden.

Daß man in jenen grauen Tagen auch den Mond mit den Pflanzen in die engste Verbindung brachte, lag wohl ganz nahe, glaubt doch heute noch das Landvolk an seine besonderen Einflüsse. Im Neumond sollte man Heilkräuter und Thau einsammeln, weil sie zu dieser Zeit „frisch und lauter" sind, das Gras durfte aber nicht gemäht werden, weil es dann im Trocknen zu sehr zusammenschwand. Im wachsenden Mond sollte kein Holz geschlagen werden, weil da die Säfte im Aufsteigen sind, es sollten keine Gräben aufgeworfen werden, weil sie sonst bald wieder „zuwüchsen", dagegen sollten alle über der Erde wachsenden Früchte bei aufnehmendem Mondlicht gesäet werden und am Lechrain glaubt man, noch jetzt, daß die Früchte jener Obst-

bäume, welche bei wachsendem Mond blühen, ganz besonders gedeihen, da dann „die Blüe recht schöpfen“ kann.[1]

Bei vollem Mond soll gemäht werden, damit das Gras schnell zu Heu werde, auch soll jetzt Holz geschlagen werden, weil dessen Säfte nunmehr abwärts steigen und es daher rasch trocknet; der Vollmond heißt deßhalb auch „Holzwadel“. Bei abnehmendem Mond sollen jene Früchte angebaut werden, die unter der Erde wachsen, nämlich Kartoffeln, Rüben u. s. w., man soll jetzt fleißig das Unkraut jäten, da in diesem Viertel alle Gewächse an Kraft abnehmen und jenes daher schnell verdirbt.

Nicht minder bezeichnend ist die Sage von der Springwurzel, welche sich ebenfalls schon bei Plinius vorfindet. Er schreibt nämlich:[2] „Demokritos hat es gesagt und Theophrastus glaubte daran, es gebe ein Kraut, welches, wenn es von einem Vogel zu einem Baum gebracht werde, den Keil den die Hirten hineinschlugen, durch bloße Berührung herauszöge. Hat man davon auch keine zuverlässige Nachricht so erregt es doch die volle Verwunderung und nöthigt zu dem Geständniß, daß vieles über das Gewöhnliche hinausgehe.“

Plinius, der überhaupt Dichtung und Wahrheit ohne Wahl aufzeichnete, scheint also selbst an die Existenz einer solchen Pflanze geglaubt zu haben, da er sich auf so bedeutende Männer wie Demokrit und Theophrastus Eresius beruft. Konrad von Meydenberg schreibt in seinem „Buch von der Natur“ ganz naiv:

---

[1] Leoprechting. Lechrain; 150. — [2] XXV. 5.

„Ein Vogel, heiſſet zu latein merops und heiſſet zu deutſch Baumhäckel (Specht) und niſtet in den hohlen Bäumen, und wenn man ſeine Kinder verſchlägt mit einem Zwickel (das Neſtloch verſpündet), ſo bringt er ein Kraut und hält es vor den Zwickel, ſo fährt der Zwickel heraus. Das Kraut heißt herba meropis, d. i. Baumhäckelkraut und heißt in dem Zauberbuch: chora und es wäre nicht gut wenn man es allgemein kennte, denn es gehen alle Schlöſſer damit auf."

Dieſes Spechtkraut ſoll nun die kreuzblätterige Wolfsmilch (Euphorbia lathyris) ſein, welche in Italien Sferracavallo genannt wird, weil ihre Wirkung auf die Metalle ſo groß iſt, daß Pferde, welche auf ſie treten, ſogleich die Hufeiſen verlieren.[1] Man kann ſie aber nur dann erhalten, wenn man bei der Annäherung des Spechtes einen großen Lärm macht, ſo daß er erſchrickt und die Wurzel fallen läßt. Andere breiten ein weißes oder rothes Tuch unter den Baum, auf welches er die Wurzel wirft ſobald er das Neſt vom Keil befreite. Nach einer rabbiniſchen Mythe verſchaffte ſich Salomon, als er den großen Tempel bauen wollte, den bergeſpaltenden Schamir. Er ließ das Neſt eines heckenden Auerhahns aufſuchen und mit einem Kriſtall bedecken. Da nun der Auerhahn nicht zu ſeinen Jungen konnte, flog er fort, holte den Schamir und wollte ihn auf den Kriſtall legen. Da fing aber Salomo's Diener ſo heftig zu ſchreien an, daß der Vogel erſchrack und den Schamir fallen ließ.[2]

---

[1] Grimm, Mythol. 926. — [2] Altdeutſche Wälder II. 89.

Aber nicht nur zu so hohen Dingen, wie zum Zersprengen der Felsen für einen Tempelbau, wurde die Springwurzel verwendet; man zog sie auch herab in das werkeltägliche Leben und benützte sie zum Ausziehen der Zähne. „Nehmt Waizenmehl und Roggen" — heißt es[1] — „mischt darunter Springwurzel, macht ein Teiglein und legt es in den hohlen Zahn, so fällt er nach einer Weile selbst heraus." — Das wäre freilich ein noch bequemeres Mittel als die heutige Betäubung durch Schwefeläther. —

Auch in Schweden ist die Sage von der Springwurzel heimisch, dort kennt sie aber nicht nur der Specht, sondern auch die Älster, der Wiedhopf, der Rabe und die Schwalbe, und hat man diesen Vögeln ihre Eier hart gesotten, so machen sie dieselben mit der Springwurzel wieder lauter.[2] Bei Owen in Schwaben soll sich endlich auf dem Beurerberg eine Springwurzel befinden, welche das Gewitter theilt und abhält.

Gleichfalls aus einer Wurzel gebildet waren die Alraunen, die Geld und Gut in das Haus brachten und von Leichtgläubigen oft theuer genug bezahlt wurden. Der Glaube an den Alraun stammt von den Griechen, welche in der Mandragora eine Zauberwurzel erblickten, welche schon von der Circe benützt wurde. Pythagoras und Dioskorides schrieben von der Mandragora und Plinius versäumte nicht, das Seinige zu ihrem Rufe beizutragen. Josephus Flavius berichtet von einer Wurzel, deren Ausgraben so gefährlich war, daß man einen Hund an dieselbe

---

[1] Helwig, Zauberarzt S. 81. — [2] Schindl. 187.

band und ihn so lang peitschte, bis er sie aus dem Boden zog, worauf er sogleich todt niederstürzte. Ebenso glaubt man, daß die Wurzel Dudaim, aus welcher Laban seinen Hausgötzen schnitzte, jene Mandragora gewesen sei, mit der man in neuerer Zeit die Sage vom Alraun verschmolz. Diese glückbringende Wurzel wächst nur unter einem Galgen an welchem ein Erbdieb gehängt wurde. Sie muß alle Freitage in rothem Wein gebadet, in ein Kleid von rother und weißer Seide gehüllt und in ein Mäntelchen von schwarzem Sammt gewickelt werden. Der sorgfältig gepflegte Alraun offenbarte nun aus Dankbarkeit Verborgenes und Zukünftiges, er vermehrte das Geld, vergrößerte die Wirthschaft, und konnte vom Vater nicht auf den ältesten, sondern nur auf den jüngsten Sohn vererbt werden. Auch die Jungfrau von Orleans soll einen solchen Alraun gehabt haben, von dem sogar in ihrem Verhör die Rede war. Eine ausführliche Abhandlung über den Alraun liegt außer dem Zweck dieser Zeilen.[1]

Von der Wünschelruthe, die in der Geschichte des Aberglaubens eine so bedeutende Stelle einnimmt, wird bei dem Haselstrauch das Nöthigste gesagt werden.

Galten die meisten der bisher angeführten Gegenstände als Belege für eine dunkle und abenteuerliche Geistesrichtung so mancher früherer Zeiträume, so erscheint dagegen die Sage: daß aus Gräbern Blumen sprießen, wahrhaft dichterisch, denn sie trägt so viel Tröstendes, so viel Ver-

---

[1] Vgl. Gräsſe, Beitr. zur Literatur S. 45 u. meine Abhandl. über den Alraun in den Schriften des Wien. Alterth.-Vereins, Wien 1862.

söhnendes an sich. Pflanzt man ja doch allenthalben Blumen auf die Hügel seiner Lieben, um den düsteren Herd der Verwesung durch einen freundlichen Schmuck zu umhüllen, um über der Nacht des Grabes einen neuen Frühling zu schaffen, der so lebhaft an das Bild einer schöneren Auferstehung erinnert. Wer pflückt nicht gern Blumen von den Gräbern seiner Theuren, um sie als Andenken mit zu nehmen, nur sollen sie — spricht die Sage — solche sein welche man selbst pflanzte, denn sonst kommt der Todte zu Nacht und fordert den Raub zurück. —

Eine große Zahl, ja die meisten Volksgesänge von unglücklich Liebenden schließen damit, daß ihren Gräbern Blumen und Bäume entwachsen. So z. B. in dem schwedischen Liede: Klein Rosa:

„Es wachsen Lilien auf beider Grab,
Sie wuchsen zusammen mit jedem Blatt."

Ferner:

„Und beider Mund eine Ros' entspross."

Im Lied vom Grafen und der Maid heißt es:

„Da wuchsen nach drei viertel Jahren,
Aus ihrem Grab drei Nelken." [1]

In andern Volksliedern wird erzählt, daß Veilchen, Vergißmeinnicht, Reben, Epheu, Linden u. s. w. aus den Grabhügeln emporwuchsen. Gar hübsch ist aber der Gedanke in einem litthauischen Volksliede, in welchem von einem Mädchen die Rede ist, das eine Rose von dem Grabe ihres Jünglings bricht und sie der Mutter bringt, welche sagt:

---

[1] Kretschmar, Volkslied. I. 91.

„Das ist ja die Rose nicht,
Ist des Jünglings Seele.“ [1]

Und diese zarte Art der Seelenwanderung erscheint sehr häufig. So sprießen aus den Gräbern von unschuldig Hingerichteten weiße Lilien, so wächst aus dem Hügel des Huorco wundenheilender Rosmarin. [2] Aus dem Grab eines Mädchens wuchsen drei Rosen hervor, die nur der Geliebte brechen durfte, und in dem englischen Liede von schön Margareth und William heißt es:

„Aus ihrer Brust eine Rose entsprang,
Eine Linde aus der seinen;
Man sah sie oben am Kirchthurmknauf
Sich zum Liebesknoten vereinen.“ [3]

Das ist fast eben so wie bei Tristan und Isolde, welche König Marke an verschiedenen Seiten der Kirche begraben ließ, damit sie auch noch im Tode getrennt waren, aus deren Gräbern aber dennoch Epheuranken empor wuchsen, die sich mit einander verschlangen. Eine altnordische Dichtung der Tristansage erzählt, daß aus jedem der Gräber ein Baum so hoch aufwuchs daß sich die Zweige beider Bäume ober dem Kirchendach erreichten und ineinander verrankten. Nach Eilhart [4] schließt Tristans Geschichte damit, daß König Marke auf Isoldens Grab einen Rosenstock, und auf jenes des Tristan eine Weinrebe pflanzen ließ, und daß diese beiden so dicht in einander wuchsen, daß es unmöglich war sie zu trennen. Endlich sagt noch eine Variante [5], daß aus Tristans Grab

---

[1] Koberstein, Fortleben. Weim. Jahrb. I. 96. — [2] Grimm, Myth. 1142. — [3] Percy b. Jamieson. I. 33. — [4] Koberstein. 85. — [5] Hagen, Minnesinger. 4, 605.

allein eine Rebe entkeimte welche den Sarg Isoldens umschlang und trotzdem daß sie König Marke abschneiden ließ, immer aufs Neue fortwuchs. Wie anmuthig diese Sage ist, die auf eine Vereinigung der Liebenden nach dem Tode hindeutet, geht auch daraus hervor, daß sie sogar von dem scharfsinnigen aber eben nicht hochpoetischen Hippel in seinen „Lebensläufen" benützt wurde,[1] indem er von zwei Bäumen erzählt, die sich ober den Gräbern eines jungen Paares um einander hinwanden.

Auch aus den Gräbern vieler Heiligen erblühten Blumen. Valvasor[2] nennt den h. Marianus, den h. Vitalis in Salzburg und den h. Eusebius. Rosen blühten im Winter aus den Gräbern des Alexander Martyr, des h. Rufin, des h. Julian, des h. Aciphelus und der h. Victoria.[3] St. Joscio starb in Verzückung, weil er die h. Maria so sehr verehrte, deßhalb wuchsen aus seinem Munde fünf Rosen mit den fünf Buchstaben M A R I A. Aus dem Mund des h. Wilhelm von Montpellier blühte „durch das Grab hindurch" eine Lilie, auf welcher die Worte Ave Maria zu lesen waren. Auch aus dem Grab des h. Andreas von Rinn sproß eine Lilie mit Buchstaben, die man aber nicht enträthseln konnte. Ein muthwilliger Knabe aus dem Geschlechte der Pögler brach sie und brachte dadurch so viel Unglück über sein Haus, daß selten ein Pögler eines natürlichen Todes starb.[4] Nach der Himmelfahrt der Mutter Gottes wuchsen ebenfalls Blumen aus ihrem Sarg.

---

[1] Hippel Sämmtl. Werke III. 185. — [2] Krain II. 558. — [3] Menzel, Christl. Symb. II. 284. — [4] Zingerle 136.

Merkwürdig ist es aber, daß auch nach Schlachten Blumen auf dem Kampfgefilde wuchsen. So kündet das altfranzösische Gedicht von der Schlacht bei Roncevaux, daß Karl der Große wohl zu spät kam um seine Getreuen zu retten, daß er aber den Tod Rolands und seiner Gefährten dadurch rächte, daß er den Sarazenen eine volle Niederlage beibrachte. Nun sollten die Todten begraben werden, aber wie konnte man die Christen aus diesem ungeheuren Haufen von Leichen herausfinden? Da befahl Karl der Große seinem ganzen Heer inbrünstig zu beten, und sieh, am andern Morgen war durch jeden Sarazenen ein Dornbusch gewachsen, bei den Christenleichen waren aber zwei weiße Blüthen aufgekeimt [1]. Stricker gibt das in seinem Gedicht von Karl dem Großen auf folgende Weise: [2]

„Unz die naht ein ende nam
und der vil liehte tac quam,
— — — — — — —
die kristen wâren gescheiden,
betâlle von den heiden
und lâgen beide sunder.
Zwei ungeliche wunder
sach man an in beiden;
durch jeslichen heiden
der da ze tôde lac erslagen
was gewahsen ein hagen,
und waren alle gestalt
als sie waeren sehs jar alt.

---

[1] Monin, Dissert. sur le Roman de Roncevaux p. 52. —
[2] Ausgabe von Bartsch V. 10845.

Sus lagen die unwerden
gezwicket zu der erden.
Die kristen lagen hin dan,
dâ fach man jeslichem man
bi sînem houpte stân
eine wize bluome wolgetân.“

Auch nach der berühmten Schlacht bei Sempach entstanden Blumen, und besonders an der Stelle an welcher Herzog Leopold erschlagen wurde. Man bewahrte eine solche Blume noch im sechszehnten Jahrhundert im Schloß Tirol in einer Schachtel mit „auf geleimbten Zettl“, in welcher auch eine Urkunde darüber lag, aus welcher folgender Auszug angeführt werden mag:

„Ich Ludovicus zu Käss, Pfarrherr zu Sempach thue kund ... da sein fürstlich Gnad erschlagen und sein Leib erfunden worden, ist desselben jahrs ein grosser schöner plumb auf derselben walstatt gefunden und erfunden worden, als ich solches von viel der elteren miner unterthanen und kirchgenossen gehört. Und ist der vermeldt plum voll kleiner plumli, mit rotten plettlin auswendig, und das inwendig pizlin weiss geferbt gesin.“ [1]

Es ist aus dieser beschränkten Beschreibung nicht zu bestimmen was dieß für eine Blume sein könnte. Es wurden zu Sempach aber noch an zwei Stellen solche Blumen aufgefunden. Malleolus Felix [2] erzählt denselben Fall

---

[1] Brandis, Landeshauptleute von Tirol S. 137. — [2] De nobilitate c. 26.

und sagt daß die eine dieser Blumen von so wundervoller Schönheit und von so ungewöhnlicher Größe war, wie das noch keines Menschen Sohn gesehen habe, und daß sie zum Andenken in der Kapelle von Sempach aufbewahrt werde. Wie sie übrigens von hier nach dem Schloß Tirol kam, davon fand ich keine Kunde.

Nach der altgermanischen Ansicht galt — fast eben so wie bei den Griechen — die ganze Natur als belebt,[1] die Pflanzen hatten Empfindung, die Thiere verstanden zu sprechen, Götter, Geister und Menschen verwandelten sich in Pflanzen, aus Blumenkelchen wuchsen Kinder, die Bäume wurden von den Iwidien (Dryaden) bewohnt, Freija nahm allen Gewächsen den Eid ab, daß sie den geliebten Balder schonen wollten, Trauernde klagten ihr Leid den Bäumen und Wäldern, die Göttin Nanna galt als Beherrscherin der ganzen Pflanzenwelt, sie war die Tochter des Knospenfürsten Nep und der Zwerg Litr bedeutete die Färbung der Blumen.[2] Deßhalb ist auch der Reichthum unserer Pflanzensagen so groß, und weil sehr viele aus der gleichen Quelle fließen, findet man, wenn auch mit großen Abweichungen, dieselben Sagen oft in den entferntesten Gegenden wieder. Und viele dieser Sagen haben überdieß noch das Anziehende, daß sie einen Übergang oder eine Vermittlung zwischen der Heidenzeit und dem Christenthum bilden, wovon sich besonders bei den Bäumen so manches anführen läßt.

Ich habe meinen längst gehegten Wunsch, diese Sagen

---

[1] Grimm, Myth. 613. — [2] Menzel, Myth. 70.

zu sammeln, endlich auszuführen gesucht, weil ich seit je den heimischen Pflanzen zugethan war, weil ich, wie schon zuvor angedeutet, nie glücklicher bin, als wenn mich Wiesengrün und Waldesduft umgeben, und endlich weil mir bei meinen „Studien über deutsche Pflanzennamen", welche in den Denkschriften der k. k. Akademie zu Wien aufgenommen wurden, diese Pflanzensagen neben der ernsten Forschung in der That wie Blüthen erschienen.

Daran gewöhnt die Pflanzen stets nach ihren natürlichen Gruppen zu betrachten, mußte ich auch die Sagen auf dieselbe Weise reihen, und ich denke, dem Botaniker und Pflanzenfreund dürfte das eben am liebsten sein, weil er dadurch die Pflanzen am leichtesten auffinden kann, und weil die Pflanze nicht an die Sage, die Sage aber stets an die Pflanze gebunden ist.

Von Vollständigkeit spreche ich nicht, denn am Ende erlaubt selbst das ausgedehnteste Werk noch eine Ergänzung. Ich erwähne nur noch daß ich dieses Buch minder für die eigentlichen Fachmänner der Sagenwelt, sondern allein für jene schreiben wollte, welche Sinn und Gemüth dafür haben, die Natur mit dichterischem Auge zu betrachten, die nicht in der Eiche ein Stück Werkholz erblicken, die nicht Alles Unkraut nennen, was nicht Kohl und Rübe heißt, und noch einen Anklang jener erquickenden Innerlichkeit besitzen, die nach und nach eine Seltenheit zu werden scheint.

Mir ist so wohl während ich dieß schreibe. Draußen in der tiefen Dämmerung fallen die bleichen Schneeflocken nieder, die Dächer, die Straßen sind weiß und

es ist bitter kalt, wie immer zur Zeit der Christnacht. Aber hier in der Stube ist es so heimlich, so still, die Lampe brennt so geräuschlos, der Ofen wärmt so behaglich, gegenüber im Hause zünden die Ältern eben den Christbaum an und am Nebenfenster sieht man die Schatten der Kinder, die voll entzückender Erwartung keinen Augenblick still stehen können. — Das ist die rechte Zeit für die Sage! —

I.

Der Jahreskreis.

Um zuerst ein allgemeines Bild, eine gewisse Rundschau über die weltliche und kirchliche Benützung der Pflanzen zu Festen und Feierlichkeiten zu geben, dürfte es vielleicht nicht unzweckmäßig sein das ganze Jahr mit seinen wichtigsten Tagen ins Auge zu fassen.

Überall und in allen Epochen übten die Jahreszeiten ihren Einfluß auf das häusliche Leben und weder der Bewohner der alten germanischen Wälder, noch der heutige Deutsche — der vielleicht fern von aller Natur lebt und ganz den künstlichen Genüssen der Großstadt hingegeben ist — kann diesen Einflüssen vollkommen entgehen. Für das Landvolk sind sie aber von der größten Wichtigkeit und lange bevor die Sternkundigen auftraten, hatte die einfache Beobachtung gelehrt, daß mit dem Erscheinen dieses oder jenes Gestirns, mit dem Verschwinden oder Kommen dieses oder jenes Sternbildes ein Wechsel in der Tageslänge, in der Wärme, im Aufkeimen der Pflanzenwelt u. s. w. stattfinden werde. Wir alle sind daran gewöhnt das Jahr nur nach den Anordnungen des Kalenders zu betrachten. Bei den Naturmenschen, die sich ohne einer solchen Einrichtung behelfen mußten, dürfte aber wohl jener Tag als der Anfang des neuen Jahres gegolten haben, an welchem die Winter-

Sonnenwende eintrat. Es ist ja allenthalben zu bemerken daß die Sonne im Winter an einer ganz anderen Stelle der Berge oder des Waldes untergeht, als im Hochsommer, und man gab deßhalb mehreren solchen bezeichnenden Örtlichkeiten eigene Namen. So haben wir in unserem Hochgebirge den Sonnenwendestein, den Sonnleitstein u. s. w., welche für die dortigen Anwohner immerfort als astronomische Punkte gelten.

Aus jener Erstlingszeit mag auch die Sitte stammen, den Obstbäumen durch irgend eine Feierlichkeit Gedeihen und einen größeren Ertrag an Früchten zu verschaffen und dieses Fest scheint eine Art von Tanz gewesen zu sein, wie er bei ungebildeten Völkern fast bei jeder Gelegenheit stattfindet, da er die einfachste Weise darbietet, der Gesinnung einer ganzen Gesellschaft Ausdruck zu geben, und an manchen Orten, z. B. in der Umgebung von Hildesheim, ist es noch jetzt Sitte, daß die Knechte in der Sylvesternacht in die Obstgärten gehen, um jeden einzelnen Baum tanzen und dabei ausrufen:

„Freue ju Böme,
Nijahr is kômen
dit Jahr ne Kare vull,
up et Jahr en Wagen vull!“ [1]

Wodurch sie den Baum dahin zu bringen glauben, daß er anstatt eines gefüllten Karren einen ganzen Wagen voll Obst tragen soll. Weil dieser Tanz aber nicht immer fruchtet, haben sie noch einen anderen Gebrauch, sie holen nämlich stillschweigend und während die Glocken zur Bestattung

[1] Seifart, Hildesh. II. 182.

eines Todten geläutet werden, einen großen Stein aus dem Bach und legen ihn zwischen die Zweige des Baumes. Daß diese Zweige dann fruchtbarer werden als andere, zeigt sich oft, allein weder das Stillschweigen noch das Todtengeläute nehmen irgend einen Einfluß darauf, sondern nur der Druck den der Stein auf die Zweige ausübt und durch welchen der Zufluß der Säfte vermehrt wird, wie man auch Zweige von Pfirsichbäumen u. a. künstlich niederbeugt, damit die Früchte reichlicher und schöner werden, oder wie man die Blätter der Runkelrüben nach abwärts biegt und belastet, damit die Rüben mehr Umfang und Saft gewinnen, ein Mittel, das so alt und nützlich es ist, doch nur von wenigen Gärtnern gekannt wird.

An andern Orten ist es Sitte, in der Neujahrsnacht Strohseile um die Stämme der Obstbäume zu winden, und in der Altmark wird vor dem Aufgang der Neujahrssonne in den Gärten geschossen, damit die Bäume recht reichlich tragen sollen.[1] Bei den Römern war es übrigens Sitte, ihren Freunden als Strena (Neujahrsgeschenk) Baumzweige zu senden, deren frisches Grün als ein Zeichen des neu eintretenden jugendlichen Jahres dienen sollte. Im übrigen war aber der Winter nicht die Zeit, in welcher man sich mit der Pflanzenwelt thätiger beschäftigen konnte, da sie mit Ausnahme der Tangeln gänzlich erstorben schien.

Erst im Februar und zwar in der Nacht von Mathias (23. Febr.) findet eine Art von Loosen statt. Es winden nämlich die Mädchen im Oberbergischen zweierlei Kränze,

---

[1] Temme, Sagen der Altmark 83.

die einen von Stroh und die andern von Epheu und Sinngrün, und gehen damit zu einer Quelle. Dort tanzen sie bei Fackelschein, singen die Schwingtags-Feierlieder und gehen dann rücklings zur Quelle und suchen einen Kranz zu erhaschen. Wer einen Kranz von Epheu oder Sinngrün erfaßt, hat Glück, ein Strohkranz gilt aber als ein düsteres Vorzeichen. Natürlich handelt es sich bei diesem Loosen nur um Herzensangelegenheiten.

Das Sinngrün, Immergrün oder Ingrün (Vinca minor) mußte schon in sehr früher Zeit dadurch auffallen, daß seine Blätter im Winter eben so saftig und frisch blieben, als sie im Sommer waren, und der so gerne deutelnde Mensch erblickte daher in demselben ein Sinnbild der Beständigkeit und Treue; dazu kommt noch daß die Pflanze blaue Blüthen trägt und daß diese Farbe auf die Ewigkeit deutet. Das Sinngrün war also vorzüglich den Jungfrauen geweiht und seine Blüthen wurden Jungfrauenkronen genannt. Die Mädchen schmückten sich damit, wenn sie zum Tanz gingen, und in manchen Gegenden wurde keine Jungfrau, kein Junggeselle ohne einen Kranz von Sinngrün begraben, da dieser als Zeichen der Reinheit und Unsterblichkeit galt, und man zugleich die Meinung hatte; daß ein solcher Kranz das Antlitz vor Verwesung schütze und lange Zeit die Kenntlichkeit erhalte. Der einst sehr berühmte Botaniker Hieronymus Bock erzählt, daß er im Jahre 1535 einen schon seit langem bestatteten Leichnam ausgraben sah, der sammt seinem Sinngrünkranz noch ganz unversehrt war — vermuthlich weil sich das Grab in sehr trockenem Sandboden befand.

Um ihrer „Reinheit“ willen wurde die Pflanze auch gegen Zauber und Liebestränke gebraucht und deßhalb an schönen Maiabenden gesammelt. Sie stand auch in Ansehen wegen ihrer Heilkraft für Wunden und bei der Darmgicht der Kinder. Zu dem letzteren Zwecke nahm man drei Schosse Sinngrün, drei Erdbeerstöcklein, eine Handvoll Salz und eben so viel Brodrinde, machte ein Bündlein daraus und legte es dem Kinde unter dem Rücken ins Bett.[1] Endlich konnte man durch Sinngrün auch in Erfahrung bringen wer ein Unhold sei, und zwar auf folgende Art. Man mußte im Namen des Bösen einige Sinngrünzweige pflücken, goß dann Öl in eine Pfanne und ließ es heiß werden. Hierauf nahm man ein Sinngrünblatt, nannte dazu den Namen eines Verdächtigen und warf das Blatt in das siedende Öl. Blieb dieses Blatt in der Pfanne so nahm man ein zweites, nannte einen anderen Namen und fuhr damit fort bis ein Blatt aus der Pfanne herausprang, jene Person deren Name dabei genannt wurde galt nun als Unhold.[2]

Der Epheu war bei den Griechen dem Bakchos geweiht und soll von jenen nach Italien und von da erst nach Deutschland gekommen sein, wo er aber vollkommen einheimisch wurde, so daß man ihn in allen Wäldern findet. Als Dionysos geboren war schützte ihn eine schnell wachsende Epheuranke vor den eifersüchtigen Blicken der Here. Der Epheu diente vor der Verwandlung der Daphne in den

---

[1] Zeitschr. f. deutsche Mythol. IV. 107. — [2] Anzeiger f. Kunde deutscher Vorzeit. 1854. S. 36.

Lorbeerbaum zu den Kränzen der Dichter und noch Horaz singt in seiner ersten Ode:

„Mich gesellet Epheu, der Kranz des Dichterhauptes, den Göttern."

Auch bei den ersten Christen hatte der Epheu wegen seines Ausdauerns im Winter eine hohe Bedeutung, denn sie legten ihre Leichen auf Epheuranken. Im Mittelalter aber verlor er an Werth; man sah ihn, wenn er an einem gestürzten Baum fortgrünte, höchstens als das Zeichen eines treuen Dieners an, der seinen gefallenen Herrn nicht verläßt. Helwig [1] gibt an daß wer mit Löffeln ißt, die aus Epheuholz geschnitzt sind, vor Halsweh und Bräune geschützt sei, und wiederholt die schon von den Römern ausgesprochene Meinung, daß das Epheulaub die Berauschung verhüte. Sonst wissen nur noch Jäger zu erzählen, daß sich die Wildschweine mit Epheu heilen, wenn sie verwundet sind, und daß ihn die Bache, wenn die Stunde herankommt in welcher sie ihre Jungen zur Welt bringt, verzehre, damit sie leichter gebiert. Diesen Beobachtungen zufolge hing man auch finnigen Hausschweinen einen Epheuzweig um den Hals; der Epheu schützte diese Thiere auch vor Verzauberung, weßhalb man auch das St. Antoniusschwein mit einem Epheukranz geschmückt dem Schlächter entgegenführte. [2] Der Epheu welcher in der griechischen Mythe so vielfältig erscheint, ist daher als eine gefallene Größe zu betrachten und wurde erst in neuester Zeit wieder beachtet, wo man ihn am

---

[1] Zauberarzt 48 u. 84. — [2] Montanus, Deutsche Volksfeste 154, 171.

Fenster und in Töpfen zieht, um im Winter doch einiges Grün vor sich zu haben. Nur in Frankfurt am Main wird er noch einigermaßen geehrt, denn der Eschenheimer Thurm, der unter Ludwig dem Baier im Jahr 1364 gebaut wurde, ist ganz mit Epheu umwachsen und bildet dadurch eine alterthümliche Zierde der Stadt. Man wollte den Thurm schon mehrmals abtragen, allein nach der Sage darf kein Stein weggenommen werden, bis die herrlichen Epheuranken die Wetterfahne des Thurmes erreichen.[1]

Aus dem schon oben angeführten Grund der Winterrast der Pflanzen ist die ganze Schneezeit, vom Jänner bis Ostern, nicht sehr reich an Gebräuchen die mit Bäumen und Kräutern in Verbindung stehen. Man beschneidet nur in der Fastnacht die Obstbäume, damit sie vor Raupen gesichert seien, und behängt sie, wie in der Neujahrsnacht, mit Strohseilen. Selbst der Weiberdonnerstag an der Eifel gehört nur insoferne hierher, als bei diesem etwas lärmenden Fest ein Baum gefällt wird, und zwar haben die Weiber an diesem vor Fastnacht fallenden Tag den schönsten Baum im Wald umzuhauen und zu versteigern. Von dem Erlös kaufen sie sich dann ein Fäßchen Wein, das auf einen von Kühen gezogenen Wagen gelegt und unter allerlei Muthwillen durch das Dorf geführt wird, worauf die Gesellschaft ins Wirthshaus zieht und sich bis in die Nacht unterhält.[2]

Der Gründonnerstag stammt von einem heidnischen Frühlingsfest und an vielen Orten Deutschlands ist es noch

---

[1] Enslin, Frankfurter Sagen 39. — [2] Zeitschr. f. deutsche Myth. I. 89.

Sitte, daß man an diesem Tage irgend etwas Grünes als Salat oder Gemüse auf den Tisch bringt. Früher stellte man Tannenreiser oder Zweige von der Stecheiche vor die Thüre und speiste Gemüse von neunerlei Kräutern, oder man hackte diese klein und buck sie mit Eiern zu einem Kuchen, denn wer davon aß, war vor Bezauberung geschützt. Der Gründonnerstag ist aber vorzüglich zum Anpflanzen geeignet, alles an diesem Tag Gesäete ist vor Ungeziefer geschützt, und Lein und Bohnen sind, an diesem Tag angebaut, vor dem Erfrieren gesichert.

Auch für den Charfreitag, diesen in kirchlicher Beziehung so wichtigen Tag, fand ich nur wenig auf den vorliegenden Zweck Bezügliches. Im Frickthal glaubt man, daß ein Schatz der in einem Wald verborgen ist, am Charfreitag nur von einem Kind gesehen werden kann. So ging einst ein armer Mann aus Kaisten mit seinem achtjährigen Knaben in den Haardwald um dürres Holz zu sammeln. Der Knabe sollte indessen Wieden zum Binden der Büschel suchen, da sah er plötzlich einen Mann vor sich stehen, der in einer Wanne „Gold wannete". Der Knabe hob die herabgefallenen Stücke auf und brachte sie seinem Vater, der sie sogleich als Goldstücke erkannte und den Mann aufsuchen wollte, der aber nicht mehr zu sehen war. [1] In Schwaben soll man am Charfreitag [2] keine Hülsenfrüchte essen, weil man davon Geschwüre bekommt. Übrigens machten Erbsen, die in der Charfreitagnacht gesäet wurden, unsichtbar; man

---

[1] Bircher 56. — [2] Das althochdeutsche Wort chara, kar bedeutet Trauer.

mußte ſie aber in einen mit Erde gefüllten Todtenkopf ſtecken und dieſen Schädel unter der Dachtraufe der Kirche vergraben, nahm man eine der aus dem Schädel gewachſenen Erbſen in den Mund, ſo wurde man von Niemanden geſehen. Ein ſonderbarer Gebrauch herrſcht im Schwarzwald, dort wird am Charfreitag um zwölf Uhr Nachts die Stube ſorgfältig mit einem neuen Beſen gekehrt und dieſer nach verrichteter Arbeit auf einen Kreuzweg gelegt, ſo daß ſich dort am Morgen ganze Haufen ſolcher Beſen finden, die niemand anzurühren wagt — bis ſich allenfalls ein Fremder ihrer erbarmt. Es ſcheint, daß man dadurch die letzten Reſte der tollen Faſchingszeit entfernen wolle und daher ſelbſt das Werkzeug dieſer Reinigung opfere, damit der daran hängende Unrath nicht wieder in das Gemach gebracht werde.[1] Der Charfreitag gilt auch als der Tag, an welchem die Bäume am beſten zu impfen ſind; endlich erkennt man an dieſem Tage auch die Hexen und ſchneidet zu dieſem Zwecke um drei Uhr Morgens, der Marterſtunde des Heilands, von einer Sahlweide eine Gerte, bindet ſie um den bloßen Leib und geht dann in die Kirche, wo man alle Weiber, welche Hexen ſind, mit dem Rücken gegen den Pfarrer ſitzen und mit dicken Strohzöpfen behängt ſieht.

An dem Tag an welchem Chriſtus in Jeruſalem einzog (Evang. Marc. 11, 8) kam ihm das Volk entgegen, breitete Kleider auf dem Boden aus und begrüßte ihn mit Palmzweigen, deßhalb findet auch am Sonntage vor der Charwoche die Palmenweihe ſtatt. Da bei uns die Sahl-

---

[1] Meier, Sitten in Schwaben I. 389.

weide (Salix caprea) der erste Strauch ist welcher Blüthenkätzchen ansetzt, so benützt man ihre Zweige anstatt der Palmblätter. Leider scheint aber die eigentliche Ursache dieser kirchlichen Handlung bei dem Landvolk so ziemlich in den Hintergrund getreten zu sein, da mit den geweihten Palmbüschen gar mancher Aberglaube getrieben wird. Fürs Erste steckt man den Palmbusch ins Fenster, damit keine Hexe herein könne. Naht ein Gewitter, so wirft man drei Palmkätzchen in das Herdfeuer, damit der Blitz nicht einschlage. Wer am Palmsonntag drei solcher Kätzchen verschluckt, bekommt das ganze Jahr über weder Halsweh noch Fieber, auch brennt ihm das Haus nicht ab. In Niederbaiern schneiden die Knechte aus der Rinde der Palmweide vier Riemen, lassen sie am Palmtag weihen, legen sie am Ostersamstag in der Form eines Drudenfußes (Pentagon) zusammen und nageln sie an das Bett, weil dadurch die Druden vertrieben werden.[1]

Sollte der Palmbusch aber von ganz besonderer Wirkung sein, so mußten auch Zweige der Mistel, des Sevenbaums, des Wachholders und der Stecheiche dazu genommen und dieß alles an einen frisch geschälten Haselstecken gebunden werden. Im baierischen Hochland steckte man den Palmstab nach der Weihe in den Gemüsegarten, nach der Ostermesse jedoch beeilte sich jeder so schnell als möglich in den Garten zu kommen; denn wer den Palmstock auszog und ins Haus brachte, bekam ein „Voraus zum Osterlamm", nämlich einen stattlichen Schinken und rothe Eier.[2] Will

---

[1] Panzer. Beiträge II. 163. — [2] Steub. 37. —

man wissen wer zuerst im Hause stirbt, so pflückt man so viele Blätter vom Palmbusch als Personen im Hause sind, bezeichnet jedes mit dem betreffenden Namen und wirft sie alle zugleich in die Glut. Dasjenige Blatt welches zuerst verbrennt, bezeichnet denjenigen der zuerst auf den Friedhof wandern wird.

Es war natürlich, daß sich die christlichen Priester bemühten alles mit Stumpf und Stiel auszurotten, was an das Heidenthum erinnerte, und es gelang ihnen auch großen Theils, nur konnten sie die beiden uralten Wörter Ostern und Weihnacht nicht verdrängen. Das Wort Ostern stammt vom althochdeutschen ôstar, altnordisch austr, welches die Richtung gegen Sonnenaufgang bezeichnet; und die Göttin des Lichtes und des Tages war Ostara. Die Weihnacht überkamen wir aber von den heidnischen Wihinächten und dem Juelfeste. Im Kloster Corvai ist uns ein altsächsischer Bardenchor erhalten, den wir in Beziehung auf Ostern nicht übergehen dürfen, er lautet:

„Eostar, Eostar,	(Ostara, Ostara,
eordhan modor,	Der Erde Mutter,
geune these	lasse diesen
acera vaxeandra	Acker wachsen
and virdhendra,	und grünen,
ea cinendra,	ihn blühen,
eluiendra,	Früchte tragen,
frida him!	Frieden ihm!
That his yrdh si gefridhod,	Daß seine Erde sei gefriedet,
and heo si geborgun,	und sie sei geborgen,
as is halige	wie die Heiligen,
the on hoef enum sint.“	die im Himmel sind.) [1]

[1] Montan. I. 28.

Aus diesen Versen geht hervor, welchen großen Einfluß man der Göttin Ostara auf den Feldbau zuschrieb, und daß ihr zu Ehren einst bedeutende Feste abgehalten wurden. Unsere Ostern fallen aber gewöhnlich noch zu früh im Jahr, um Anlaß zu ländlichen Feierlichkeiten zu geben, bei denen Blumen benützt werden können; auch gingen fast alle älteren Gebräuche in dem Auferstehungsfeste des Erlösers unter. Nur an manchen Orten besteckt man noch Bäume, besonders Linden, mit Lichtern und tanzt einen Reigen um den Stamm. Unweit von dem Berg Meißner im Hessischen ist eine Höhle, welche der hohle Stein genannt wird, zu welcher am zweiten Ostertage die Jünglinge und Mädchen der nächsten Dörfer Blumensträuße bringen und dann aus der dort befindlichen Quelle Wasser schöpfen. Ohne Blumen zu bringen wagt sich aber niemand hin. Vielleicht hängt dieser Gebrauch mit einem längst entschwundenen Dienst der Höhlenjungfrau (Perahta), vielleicht aber auch mit einem Wasserkultus (des Nibus) zusammen.

Unzählige Male wurde der Mai besungen und wird, da immer neue Menschen nachkommen, noch unzählige Male besungen werden, denn er ist der eigentliche Jugend-Jubel- und Auferstehungsmonat, der schon von Karl dem Großen den Namen Wonnemond erhielt. Wohl überall in ganz Deutschland und weit darüber hinaus ist der Maibaum bekannt und zwar seit undenklichen Zeiten, ja er ist um so gewisser heidnischen Ursprungs, als der heil. Bonifacius, der h. Ludgerus u. A. gegen das Aufpflanzen derselben eiferten. In Ireland heißt der Mai noch mina beal-tine, der Monat des Gottes Beel oder Baal. Auch später erschienen zahl-

reiche Verordnungen gegen den Maibaum, besonders in Baiern, z. B. von Pfalzgraf Philipp Wilhelm, nach dem dreißigjährigen Krieg. Die oberpfälzische Polizeiordnung vom Jahre 1657 untersagte ihn als ein „unflätig unchristlich Ding“. Churfürst Karl Theodor wollte das nächtliche Mailäuten und die Maibäume bei nichts geringerem als Kerker und Prügel abgeschafft wissen, auch der Coder Maximilianus schritt dagegen ein, aber trotz alledem ließ sich das Volk seinen Maibaum doch nicht nehmen, und der kunstsinnige König Ludwig, welcher solche Volksfeste liebte, gab endlich selbst die Erlaubniß zu dieser Feier, die nebst ihrer Alterthümlichkeit so sehr in der Natur begründet liegt, denn wann soll sich der Mensch seines Daseins freuen, etwa im Winter, wo das ganze leblose Land vor Kälte starrt, wo auf den Feldern nur Krähen schreien und Storch, Schwalbe und Wachtel entflohen sind? Und wißt ihr weßhalb der Mai so häufig besungen wird? Weil er so viel Stoff zum Besingen gibt. Da ist der fröhlich wachsende Tag, die warme aber noch milde Sonne, da sind die grünenden Wälder, die zahllosen Blumen und Blüthen, da zwitschert und singt es auf jedem Baum, da bauen Nachtigallen und Finken ihre Nester, da fühlt sogar der geistlose Fisch ein anderes Regen und eilt aus dem Meer die Flüsse hinauf, und aus jeder Hecke tönt das Lob der Natur. Selbst der melancholische Uhu wird sentimental und sucht sich sein Liebchen, und der Mensch sollte diese Zeit nicht feiern? Freilich mag es bei manchem Maifest, besonders in früheren Tagen und wenn der Wein etwas zu wirken begann, etwas bunt hergegangen sein, aber das gab keinen Grund ein Fest zu ver-

bieten, das nur geregelt, nur geadelt werden durfte, um einen wahren Glanzpunkt im Jahreskreise zu bilden.

Verständige Priester erlaubten sogar daß am ersten Mai die Kirche mit grünen Zweigen geschmückt wurde, und der Küster that dann das Seine hinzu und ahmte auf der Orgel den Ruf des Kuckucks, des eigentlichen Frühlingsverkünders, nach, was der Andacht der Gemeinde gewiß keinen Abbruch that, da sie dadurch lebhaft an alle die herrlichen Genüsse erinnert wurde, welche sie der jugendlichen Jahrszeit verdankte.

Der Maibaum, meist eine hohe schlanke Tanne oder Fichte, deren Gipfeläste stehen-blieben, während man den Stamm glatt abschälte, wird an vielen Orten in der Abenddämmerung des letzten April aufgerichtet, damit er schon am frühesten Morgen des ersten Mai von allen Punkten des Dorfes gesehen werden könne. Die Krone ist mit Bändern, Schnupftüchern, mit einer Flasche Wein, mit Wurst und einem Schinken behangen, welche demjenigen Burschen als Preis zufallen, der den glatten Baum bis zum Gipfel erklettert. Im bairischen Hochland schmückt man den Baum auch mit Wappen, Inschriften, Fahnen und Kränzen und bringt, wahrscheinlich minder aus Andacht, als um den Ortsgeistlichen für die Sache zu gewinnen, die Marterwerkzeuge Christi an. Unten aber werden vier Armbrüste in der Richtung der vier Weltgegenden befestigt, ein Gebrauch der noch aus der Zeit des Heerbannes stammt, dem zufolge jeder Bauer seinem Lehensherrn mit dem Bogen in den Krieg nachziehen mußte.[1] Der Maibaum bleibt in manchen Orten

---

[1] Steub. 41, 63.

nur vierzehn Tage, anderswo jedoch, z. B. in Schwaben, das ganze Jahr über stehen, worauf er dann verkauft und das eingelöste Geld vertrunken wird. Außer diesem der ganzen Gemeinde angehörigen Maibaum gibt es noch andere Maien. So setzt der Bursche einen mit Äpfeln, Backwerk und Bändern gezierten Maien, der aus einer jungen Birke oder Tanne besteht, vor die Thüre oder das Kammerfenster seiner Liebsten, in manchen, besonders frommen, Orten Schwabens bekommt sogar der Pfarrer einen Maibaum. Die größte Auszeichnung ist es aber, wenn die gesammten Bursche eines Dorfes einem Mädchen einen Maibaum setzen, denn dieses geschieht nur dann, wenn es vollkommen tugendhaft und bei Jedermann beliebt ist, und ein je höherer Baum hiezu gewählt wird, desto größer ist die Ehre. Es liegt etwas sittlich Schönes in dieser öffentlichen und allgemeinen Anerkennung. Als Gegensatz zu dieser Auszeichnung pflegen die Bursche am Lechrain [1] lüderlichen Dirnen dürre Bäume mit alten Lappen, oder mit einem Strohmann (Tattermann), der in zerrissenen Gewändern steckt, vor die Thüre zu setzen.

Sehr hübsch ist auch der in manchen Gegenden geübte Gebrauch, daß am ersten Mai die Ältern und Lehrer mit den Kindern in den grünenden Wald gehen, um hier die Ankunft des Frühlings durch Lieder und Spiele zu feiern. In Welzheim (Schwaben) pflegt man die Maien zu Ehren der Tochter oder Magd des Hauses auf den Düngerhaufen zu stecken, vermuthlich weil man hier auf die große Wichtig-

---

[1] Leoprechting 177.

tigkeit des Düngers, den eigentlichen Schatz des Bauers, Rücksicht nimmt. Man pflanzt dort auch so viel Birken als Rinder, und so viel Tannen als Pferde auf dem Hofe sind, auf den Dünger, wahrscheinlich in der Meinung daß dieß dem Vieh wohlbekomme, wie man in Ireland am ersten Maiabend jede Kuh über angezündetes Stroh oder Reisig springen läßt.

In manchen Gegenden finden im Mai eigene Festzüge statt. So erscheint z. B. in Thüringen der geschmückte Maikönig mit der Maibraut, neben ihm geht der ganz in grüne Reiser gehüllte Laubbischof und der wilde Mann, der von oben bis unten mit Moos umwickelt ist und eigens aus dem Wald abgeholt wird.[1] In Hildesheim und anderen Orten wurden eigene Mairitte unter Anführung des Maigreve gehalten, der vom Magistrat dazu gewählt wurde. Lauenstein erzählt diesen Mairitt, der in Hildesheim bis zum Jahr 1760 stattfand, als Augenzeuge. Man sandte zuerst einen mit vier Pferden bespannten Wagen in den Wald hinaus, um so viele Birkenzweige zu holen, als jene Pferde ziehen konnten. Kommt dieser „Mai" aus dem Holz, so wird er von dem Maigreve und seinen Genossen, die alle zu Roß sind, sowie von den Stadtsoldaten begrüßt und die letzteren feuern ihre Gewehre ab. Dann geht man zum Frühstück. Nach dem Essen wird der Mai mit Musik und Flintenschüssen in die Stadt geführt und der mit einem Maikranz gezierte Maigreve vertheilt nun an alle Angesehenen der Stadt und selbst an die Kirchen die mitgebrachten Maien-

[1] Sommer 180.

zweige. Nach beendeten Festlichkeiten führte der Magistrat den Maigreve bei Trompeten- und Paukenschall vom Rathhause in den Rathskeller und bewirthete ihn. Das Amt des Maigreve konnte aber nur der Sohn reicher Ältern übernehmen, da mit dieser Würde große Auslagen verbunden waren.[1] Auch im Hessischen war eine solche Maifeier, die jetzt aber nur von Knaben abgehalten wird.

Selbst bei der Gesellschaft der Hansa fand ein Maienzug statt, aber von ganz eigener Art. Es wurden nämlich in der Stadt Bergen die Lehrlinge der Hansa in Booten nach der nächsten Hütung geführt, wo sie Maienzweige schneiden und bis zum Abend bleiben mußten. Während ihrer Abwesenheit richteten die Aufseher das sogenannte „Paradies" zu; sie schlossen nämlich einen bestimmten Raum des Hofes durch Teppiche ab und brachten eine Bank und mehrere Bündel Ruthen herein. Abends kamen die Knaben mit den Maien und pflanzten Tannen in dem freigelassenen Hofraum, und des andern Tages gab es im Garten Schmaus und Mummerei, jeder Knabe trug dabei seinen Maien in der Hand und bekam zuletzt ein Glas Wein. Hierauf hielt man ihnen eine Rede und erwähnte dabei eines Spiels, das nun an die Reihe kommen sollte, fügte aber hinzu, daß derjenige der sich nicht getraue das Spiel mitzumachen aus der Hansa zurücktreten könne, was eigentlich so viel sagen wollte, daß wer sich weigere das Spiel mitzumachen aus der Hansa ausgeschlossen werde. Die armen Jungen versprachen nun alles und baten nur um eine gnädige Behand-

---

[1] Lauenstein, Gesch. v. Hildesheim. V. — Seifart I. 129.

lung. Dann kam der Narr des Mummenschanzes und holte einen nach dem andern in das Paradies, wo man sie auf die Bank legte und mit Ruthen blutig peitschte, wobei die Trommel gerührt und die Cymbeln geschlagen wurden, damit man ihr Geschrei nicht hörte. Dieses grausame Maifest schloß mit einem Abendschmaus, bei welchem die Gegeißelten aufwarten mußten, wagte es aber einer von ihnen sich aus Schmerz oder Ermattung nieder zu setzen, so wurde er zur Strafe am anderen Tag ins Wasser geworfen.[1] — Das sollte Abhärtung sein! —

Mit den Maienzweigen, so harmlos sie auch an und für sich waren, trieb man auch Aberglauben und steckte sie in alle Winkel des Hauses, um die Hexen und bösen Geister zu verscheuchen.

Da eben vom Mai die Rede ist, muß ja wohl der jungfräulichen Maiblume (Convallaria majalis) gedacht werden, welche der Göttin Ostara gewidmet war und gewiß eine der zierlichsten unserer heimischen Pflanzen ist. Sie brachte Glück in der Liebe, deßhalb heißt es auch in der noch oft anzuführenden „Bedeutung der Blumen:“[2]

„Wer sein lieb mit freuden anefahet und er hofft noch grosse freude zu entphaenn, der sollt mayblumen tragen.“

Auch die allbekannte weiße Frau erschien zuweilen mit Maiblumen, und der greise Burgvogt Kuno auf Sebenstein erzählte mir, daß er sie einst mit einem Strauß dieser Blumen

---

[1] Sartorius, Geschichte der Hansa II. 384. — [2] Grimm, Altdeutsche Wälder I. Nr. 20.

beim Mondschein in der Burgkapelle gesehen habe. Er fertigte von dieser Erscheinung, an die er fest und steif glaubte, eine Zeichnung, auf die ich mich, obwohl seitdem schon viele Jahre verflossen, noch sehr wohl erinnere. Im Schloß zu Wohlfartsweiler liegt ein Schatz verborgen, um dessen willen alle sieben Jahre eine weiße Jungfrau mit einem Strauß von Maiblumen erschien,[1] und merkwürdiger Weise mußten gewisse Grundstücke einzelner hessischer Dorfschaften, z. B. zu Orpheröde jährlich einen Strauß Maiblumen zinsen. Es ist schade, daß der Ursprung dieser Sitte nicht bekannt blieb, vermuthlich lebte einst ein sehr guter Lehensherr, der von armen Leuten keinen Zins nehmen wollte und sich deßhalb nur einen Strauß von Maiblumen bedingte. Als die poetische Anschauung der Blumenwelt verschwand und die Quacksalberei vorherrschend wurde, war das Maiglöckchen nicht mehr die Lieblingsblüthe einer Göttin, sondern sie trug nach damaliger Sprachweise „die Signatur des Schlagflusses“ und zwar „weil ihre Blumen wie Tropfen niederhängen.“ Pflückt man sie vor Sonnenaufgang und noch vom Thau genäßt und gießt Malvaster darüber, so erhält man die berühmte Aqua apoclectica Hartmanni![2] — Welch ein ideenarmer Zeitraum war es, in welchem man die Heilkräfte der Pflanzen, die sogenannten „Geisterlein“, aus der Gestalt von Kraut und Blume erkennen wollte. So heißt es unter vielem anderen: „kringelrunde Kräuter wie Wehrmuth, Odermennig und Gauchheil gelten für die Krankheiten des Kopfes. Feinblättrige wie

---

[1] Grimm, Myth. 914. — [2] Helwig, Zauberarzt 53.

Spargel und Fenchel helfen für das Haar. Blüthen deren Gestalt an ein Auge erinnerte, wie z. B. Maaslieb, Rose, Augentrost nützen den Augen. Quendel und Eisenhut trugen das Zeichen des Ohrs, der Ampfer hatte das Zeichen der Zunge, und weil die Nessel Brennspitzen trägt, mußte sie das Stechen im Innern des Leibes heilen. So trieb man damals die Heilkunst, und man weiß wahrlich nicht, ob man sie nicht noch blöder, noch abenteuerlicher, als den geistlosesten Aberglauben nennen soll, besonders da bei ihr das Leben und die Gesundheit auf dem Spiele stand.

Pfingsten brachte wieder ein eigenes Fest und zwar das des Wasservogels, welches sehr verbreitet war und ebenfalls aus sehr grauen Tagen herstammt. Das Ende desselben ist, daß irgend Einer in das Wasser geworfen wird, in welchem er sich zum Vergnügen Aller so lange abmüht, bis es ihm gelingt wieder das Ufer zu erreichen. In Baiern wurde derjenige Knecht der am Pfingstmontag am spätesten austrieb, von den übrigen Burschen ergriffen und in den Wald geführt, wo sie ihn ganz in grüne Zweige einhüllten, auf ein Pferd setzten und mit ihm in Begleitung der ganzen Dorfschaft zu dem nächsten Teich ritten, wo sie ihn vom Roß herab — feierlichst ins Wasser warfen.[1] Denis erzählt, daß auch in Österreich die Dorfjungen einen aus ihrer Mitte als Pfingstkönig mit grünen Zweigen bekleideten, ihm das Angesicht schwärzten und in den Bach warfen.[2] In neuerer Zeit scheint dieser Gebrauch viele Stunden weit um Wien gänzlich verschwunden zu sein. Zu Wössingen in Schwaben

---

[1] Schmeller I. 320. — [2] Denis, Lesefrüchte I. 130.

wurde aber der Pfingstzug mit besonderer Feierlichkeit abgehalten, und sieben Bursche hielten dabei ein Wettreiten bei welchem Preise ausgetheilt und zugleich bestimmt wurde, wer den Wasservogel vorstellen müsse. Der erste Reiter, der ans Ziel kam, erhielt einen mit Bändern geschmückten Baum, der zweite ein Schwert, der dritte einen Geldbeutel, der vierte einen Eierkorb, der fünfte einen Schmalztiegel, der sechste aber ging leer aus und mußte Wasservogel sein, und der siebente, als der schlechteste Reiter, war der Knecht des Wasservogels und mußte dessen Pferd führen.[1] Es mochte bei diesem Ritt gar mache komische Szene vorfallen, besonders zwischen den beiden letzten Reitern, von denen natürlich keiner Wasservogel werden wollte, weil jeder das unfreiwillige Bad und das Ausgelachtwerden scheute.

Was die ehmalige Bedeutung dieses Bades sein dürfte, ist wohl nicht mehr genau zu bestimmen, doch mochte es zum alten Wasserkultus gehört und als eine Art Opfer oder Weihe gegolten haben, die man der Gottheit des Regens darbrachte. Vielleicht sollte aber der Wasservogel, der stets mit Laub verhüllt und dessen Gesicht durch Schwärzen unkenntlich gemacht war, einen „wilden Mann“ (Waldmann, Walddämon) vorstellen, den man um seiner los zu werden in das Wasser warf. Solche wilde Männer, mit einem entwurzelten Baum in der Hand, und mit dem Laubgürtel um die Lenden, findet man auch in Wappen und als Schildhalter.[2]

---

[1] Panzer. II. 88. — [2] Grimm, Mythol. 454 macht die Bemerkung, daß es der Nachforschung werth wäre, wann dieser Waldmann zuerst in ein Wappen aufgenommen wurde.

In neuerer Zeit wurde das Ganze nichts weiter als ein Schwank, bei welchem man seinem Muthwillen an irgend einem Mißliebigen freien Lauf ließ, der der Gewalt der Menge nicht widerstehen konnte und am besten that, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Da man an manchen Orten den faulsten Knecht dazu bestimmte, so wie man beim Heimtragen des Grases die trägste Dirne mit Wasser beschüttete, so wandelte sich auch der Name Wasservogel in den gemeineren Ausdruck: Pfingstlümmel, den man oft auch als Schimpfnamen hört. In Preußen heißt der Wasservogel: Pfingstkamm oder Pfingstmaier, und an einigen Orten Baierns wird er Pfingstquack genannt.

In anderen Bezirken wird der lebendige Wasservogel durch eine Puppe ersetzt, so z. B. in Holzheim (Schwaben). Hier wird der Strohmann mit weißen Schmalzblumen (Ranunculus aconitifolius?) und mit Wasservogelblumen (Caltha palustris) umschlungen, welche oft weit hergeholt werden müssen, und wenn sie gar nicht zu finden sind, durch Erdwaizen (Polygonum Fagopyrum) ersetzt werden. Diese mit Blumen geschmückte Puppe nimmt ein Bursche vor sich aufs Pferd und der Zug derjenigen, die den Wettritt mitmachen wollen, schließt sich ihm an. Vor jedem Hause wird ein Spruch gesagt und wer bei dem Wettritt der Erste war, gewann den Wasservogel, den er dann seiner Schwester, Braut oder Geliebten schenkte, welche man die Pfingstbraut nannte. Der Wasservogel wurde auf dem Giebel ihres Hauses aufgestellt und blieb bis zu den nächsten Pfingsten dort. [1]

---

[1] Panzer. Beitr. II. 86.

In der Altmark, besonders zu Seeben, nimmt das Ganze eine andere Wendung; hier wird die Puppe des Wasservogels mit Feldblumen bekränzt, sie bekommt eine aus Erlenholz geschnitzte Tabakspfeife in den Mund und wird auf einer scheckigen Kuh befestigt, die man ins Dorf treibt, wo aber alle Häuser verschlossen werden und jeder sie von sich fortjagt, bis endlich durch das viele Hin- und Wiederlaufen der Kuh die Puppe herabfällt oder in Stücke geht. Dem Wasservogel will hier also niemand Eintritt vergönnen. [1]

Im Frickthal werden zu Pfingsten Laubreifer in pyramidaler Form um zwei Reifen geflochten. In diesen Pfingstkorb, an dessen Spitze ein Blumenstrauß steht, schlüpft ein Knabe und trägt ihn auf den Achseln und geht, ganz von ihm verdeckt, in das Dorf, wohin ihn drei Knaben begleiten, die aus sogenannten Pfingsthörnern blasen, die aus Weidenrinden gewunden sind. Nach dem Umzug im Dorf bekommen die Knaben ein Glas Wein und dann wird der Pfingstkorb auf den Hauptbrunnen des Dorfes gestellt und von den übrigen Knaben des Ortes mit Sturm erobert. [2]

Am Züchersee flochten die Knaben zu Pfingsten, während sie badeten, eine große Garbe aus Markbinsen (Juncus maximus), setzten derselben einen gleichfalls aus Binsen geflochtenen Schwanenkopf und Schwanenhals daran und zogen diesen Pfingstschwan auf der Limmat bis zum Schützenplatz, wo ihnen ein Trunk gereicht wurde. [3] In Holland

---

[1] Kuhn 316. — [2] Rochholz, Kinderlieder 508. — [3] Escher, Züchersee 150.

wurde noch in neuester Zeit ein kleines Mädchen, die Pinrter=bloem (Pfingstblume), in einem Wägelchen sitzend, von alten Weibern herumgeführt, die um eine Gabe baten,—der letzte ärmliche Überrest von dem einstigen Feierzug der herrlichen Göttin Ostara.

Der Frohnleichnamstag, Gottesleichnamstag, fällt stets an einem Donnerstag (Thor'stag). Er wurde früher am Gründonnerstag gefeiert, man verlegte ihn aber im drei=zehnten Jahrhundert nach Pfingsten, weil er vor dem Char=freitag nicht recht passend war. Der Umzug mit dem Leib des Herrn wird in allen katholischen Gemeinden mit großer Feierlichkeit abgehalten. Es werden vier Altäre errichtet und Jung und Alt und überhaupt Jeder der nicht krank ist oder ein unabweisliches Geschäft hat, schließt sich an den Zug und das ganze Dorf scheint mit einemmal in einen Garten verwandelt. Vor jedem Hause sind stattliche Baum=zweige in Reihen aufgepflanzt; die Straßen, durch welche sich der Zug bewegt, werden mit frischem Gras bestreut; die Mädchen und Knaben tragen Kränze, die Altäre sind überreich mit Blumen geschmückt. Es ist vielleicht, besonders für die Jugend, das freudigste Fest des ganzen Jahres und wird eben durch die Fülle von Laub und Blüthen zu einer wahrhaft erhebenden Feier. Nur muß man das Frohnleich=namsfest nicht in Großstädten sehen; denn hier wird es zu prächtig, hier tritt der Aufwand zu sehr in den Vordergrund, es stellt nicht mehr dar, wie Alles dem Einzigen huldigt, sondern dient mehr zum Prunk der Massen. Ich sah den Frohnleichnamszug zu Wien, ich sah ihn zu München, zu Berlin an der katholischen Kirche, ich sah ihn zu Rom, ich

war selbst bei der herrlichen Infiorata zu Genzano, aber nirgend fühlte ich mich so tief angeregt, als einst in einem unserer Gebirgsdörfer, wo man, weil die Leute arm waren und nicht viel Geld für Fahnen, Altarteppiche, Leuchter u. s. w. verwenden konnten, Wald und Flur im eigentlichen Sinne des Wortes geplündert hatte, wo jedes Haus, jedes Thor, jedes Fenster mit Blumengewinden geschmückt war, wo sich der wahrhaft andächtige Zug schlängend unter uralten Linden gegen den Berg hinauf wand, von dem aus der Priester, unter zehnfach wiederhallenden Böllerschüssen, das ganze Thal segnete! Auch für den Nichtkatholiken liegt etwas Ergreifendes in dieser schönen Feier, weil gewissermaßen die ganze Natur in ihr Bereich gezogen ist.

Wird mit den Palmbüschen viel Aberglauben getrieben, so bleiben die Frohnleichnamskränze von allem Mißbrauch rein. Es geht nur die Sage daß sie wegen ihrer Heiligkeit allen Zauber vernichten. So war einst der Knecht des Sternwirths zu Meran durch eine Hexe aus Rache in einen Müllereselverwandelt, er bekam aber seine natürliche Gestalt sogleich wieder, als es ihm gelang, einen Frohnleichnamskranz zu erhaschen. [1]

Nach diesem reizenden Fest tritt eine Pause ein. Aber der fünfzehnte August, der Tag Maria Himmelfahrt, ist von großer Wichtigkeit, denn an diesem Feste werden in der Kirche die Kräuter geweiht und der Tag heißt daher: Krautweihtag, St. Mariä Würzweihe, Büschelfrauentag, unser lieben Frauen Ehrentag u. s. w., und mit ihm beginnt am

---

[1] Zingerle 309.

Lechrain der „Frauendreißigst", der mit dem Tag der Kreuzerhöhung (14. Sept.) endet. Auf den Tag Mariahimmelfahrt freuen sich alle Kräuter nnd blühen schöner, sie haben auch eine weit größere Heilkraft als zu anderen Zeiten. Das zu weihende Kräuterbüschel muß aus neunerlei Kräutern bestehen, nämlich:

1) aus dem Odinskopf, der dem Bild der Sonne ähnlich ist und die Mitte des Busches einehmen soll (Inula Helenium);
2) aus dem Hirschkraut, mit dem sich verwundete Hirsche heilen (Eupatorium cannabinum);
3) aus dem Baldrian (Valeriana celtica);
4) aus dem Beifuß (Artemisia vulgare);
5) aus der Aberraute (Artemisia abrotonum);
6) aus dem Wehrmut (Artemisia absinthium);
7) aus dem Laabkraut, welches die Hexen fürchten (Galium verum);
8) aus den Alpranken (Solanum dulcamara) und
9) aus Rainfarrn, auch Tannkraut und Muttergottesstab genannt (Tanacetum vulgare).

Glaubte man diese Zahl von Kräutern noch nicht genügend, so konnte man noch Schafgarbe und Weinraute und zur Zierde etliche Gartenblumen beifügen. Alle diese Kräuter mußten am Donnerstag vor Mariahimmelfahrt, vor Sonnenaufgang und ohne Messerschnitt gesammelt werden. Man wählte dazu die schönsten und reichsten Blüthen und der Strauß, der oft so dick war, daß man ihn kaum mit einer Hand umspannen konnte, mußte dreimal mit Alpranken gebunden sein. An anderen Orten erhob man diese

Zahl von Kräutern auf fünfzehn, nämlich: Himmelbrand (Verbascum), der in der Mitte stecken mußte, Mooskolben (Thypha), Bibernell (Pimpinella), Hartheu (Hypericum perforatum), Glockenblume (Campanula ranunculoides), Teufelsabbiß (Scabiosa succisa), Kümmel (Carum carvi), Geschwulstkraut (Mentha sylvestris), Mühlkraut (Tanacetum vulgare), Raute (Ruta graveolens), Unseres Herren Krone (Scirpus), Kraftwurz (Carlina acaulis), Liebstöckel (Levisticum), Teufelsklatten (Solanum dulcamara) und Fünffingerkraut (Potentilla).[1] Ja man fand in vielen Gegenden selbst diese Zahl noch nicht genügend und band Sträuße von nicht weniger als siebenundsiebenzig Kräutern, in deren Mitte der Himmelbrand ebenfalls als Hauptpflanze steckte. Zu diesen Kräutern gehörte nebst den schon genannten: der Frauenmantel (Alchemilla), die Jungfer im Grünen (Nigella), der Mohn, die Wegwarte (Cichoreum), der Frauenschuh (Cipripedium oder Lotos), brennende Liebe, Schildkraut (Clypeola), Ochsenzunge (Anchusa) u. s. w. Im Frickthal wurden den neun Kräutern der Stechapfel (Datura stramonium), beigegeben. Im Lesachthal (Kärnthen) läßt am Tage Mariahimmelfahrt jeder Bauer ein Büschel Blumen und Alpenkräuter vom Pfarrer einsegnen und der Gebrauch dieser Weihbüsche soll dadurch entstanden sein, daß einst zu einer jungen Hirtin ein grün gekleideter Fremder kam, der sie durch seine Schmeicheleien bethören wollte. Sie bemerkte, daß sein Rücken

---

[1] Montan, Volksfeste I. 40. Leoprechting S. 190.

„hohl“ sei — ein Kennzeichen des Bösen, das in Sagen öfter erwähnt wird — und erzählte deßhalb diese Begegnung dem Pfarrer des Geilthals, welcher ihr rieth sich freundlich zu stellen und den „Gangerl“ auszufragen, was ihm doch am allerunangenehmsten sei. Der verliebte Teufel ging richtig in die Falle und nannte die Aberraute, den Widerthon (Polytrichium) und den Speick (Lavandula spica). Das Mädchen sammelte sogleich diese Pflanzen und ließ sie vom Pfarrer weihen. Als der Böse wieder kam, machte er bei dem Anblick dieses Straußes ein furchtbares Gepolter und verschwand unter Feuer und Flammen.[1] Solche geweihte Büsche oder Sangen halfen gegen die Verzauberung des Viehes; im Frickthal legte man sie in den drei höchsten Namen (Gott Vater, Sohn und heil. Geist) in den Ziegelofen, damit der Brand gelinge. Im Achenthal (Tirol) bedient man sich eines geweihten Straußes von Ehrenpreis, Odermennig, Widerthon, Gundelrebe und Raute, um eine Hexe erscheinen zu lassen.[2] Naht am Niederrhein ein Gewitter, so wirft die Hausfrau einige Stengel des Busches auf den Kohlenherd und schließt die Thüre, damit der Rauch nicht hinaus kann und der Blitz nicht einschlägt. Am Lechrain werden diese Sangen gegen den Wetterschlag auf dem Dachboden aufbewahrt und in den Rauchnächten mit ihnen in den Ställen geräuchert, und an anderen Orten hängt man sie geradezu über dem Vieh auf und läßt sie dort bis zur nächsten Kräuterweihe. Von diesen neunerlei Kräutern soll man am Gründonnerstag auch essen, damit

---

[1] Zeitschr. f. deutsche Mythol. III. 36. — [2] Das. 342.

man vor dem Fieber bewahrt bleibe. Prätorius erzählt von diesen neunerlei Kräutern:

„Doch kann ich mich erinnern, dass anno 1658 ich gleich auf Johannis Tage allhier bei Leipzig, mit einem Paar guter Freunden spatziren und herbatim gegangen, von welchen mir einer sagte, wie er erstlich von einem Quacksalber gehöret hätte, dass damalen unlängst eine brocksbergische Hexin sei verbrannt worden, welche bekannt, dass sie allen hätte schaden mögen, nur zween Bauern nicht im Dorf, welche neunerlei Kräuter in ihren Häusern gehabt, die sie am Sonntag gesammelt hätten, solche aber sollen folgende gewesen sein, wie ich sie mit dem Namen Johannes abgefasset:

Iarum (Arum).
Origanum (Dosten).
Herba benedicta (Segendistel).
Allium (Knoblauch).
Nigella (Jungfer im Grünen).
Nabelkraut (Potentilla).
Excrementa diaboli (Asa foetida).
Succisa (Scabiosa succisa)." [1]

Man sieht hieraus, daß diese neunerlei Kräuter auch am Johannistage gesammelt werden konnten. Zugleich gibt dieses Akrostichon einen Beleg für die wissenschaftlichen Tändeleien jener Zeit, durch welche gar manche alte Überlieferungen vernachlässigt wurden, deren Aufzeichnung gewiß

[1] Rockenphilosophie 503.

mehr werth gewesen wäre, als dieses ziemlich abgeschmackte Spielen mit leeren Formen.

Die Sonnenwendefeuer des Johannistages sind allbekannt. Man warf Beifuß und Isenkraut (Verbena) in dieselben, sah durch die Blumen des Rittersporns (Delphinium) in die Flammen, damit die Augen das ganze Jahr gesund bleiben, und warf dann die ganze Pflanze in die Glut, damit alles Unglück mit ihr verbrenne [1]. Man beklebte auch die Gläser der Laternen mit den Blättern der Mohnblüthe, damit das Licht schön roth durchscheine und bei Kelberg, nächst Passau, grub man am Johannistage eine Wurzel, die vor dem Biß der Hunde schützte. In Hessen schneidet man zur Johannisfeier Maien, ziert den Tanzplatz damit, und die Mägde schmücken die Brunnen mit Blumen.

Am Tage Mariahimmelfahrt findet auch der sogenannte Flurgang oder Eschgang, nämlich das Segnen der Felder, statt. Der Priester des Orts geht am Morgen dieses Tages mit der ganzen Gemeine auf die zur Dorfschaft gehörigen Felder hinaus, gibt diesen zu besserem Gedeihen seinen kirchlichen Segen, liest an Stellen, wo Raum genug ist, daß sich das Volk um ihn reihen kann, einige Sätze aus den vier Evangelien und spricht zum Beschluß den Wettersegen. Ich war vor beiläufig sechszehn Jahren selbst bei einem solchen „Felderbesegnen“ und zwar bei Rannersdorf nächst Wien. Das Wandeln des Zugs durch die Felder, das Singen der Chorknaben, die wehenden Fahnen und die

---

[1] Grimm, Myth. 585.

schöne bergige Ferne machten das Ganze zu einem sehr anziehenden Bild. In neuester Zeit scheint sich dieser Gebrauch, sowie das gleichfalls an diesem Tage geübte Einweihen der Häuser und Gehöfte gänzlich zu verlieren, wozu die vielen Fabriken, die jetzt allenthalben, besonders in ebenen Gegenden erbaut werden, nicht wenig beitragen, sie nehmen dem Land seine Ländlichkeit und ernähren eine Bevölkerung, die nicht in der Lage ist, sich den Sitten der eigentlichen Anwohner anzuschließen.

Nun naht sich der Herbst und mit ihm erscheint das Winzerfest, welches nach beendeter Weinlese stattfindet und in einem Tanz und Schmaus besteht. Das im Ganzen ziemlich laute Fest, wie man denn schon während der Lese jauchzte und Pistolen oder Flinten abfeuerte, steht mit der umgebenden Natur in sehr wenig Beziehung, nur daß eben die Weinhüter große Sträuße auf den Hüten tragen, die in neueren Tagen aber größtentheils aus Flitterblumen bestehen, welche diese Bursche von ihren Dirnen zum Geschenke erhielten. Ich will hier nur bemerken, daß diese Weinhüter, welche zum Abzeichen einen Säbel um die Achsel tragen und ein bebändertes Kuhhorn zum Tuten bei sich führen, in den Dörfern um Wien am St. Laurenztage (10. Aug.), bevor sie ihre Hütung antraten, einen festlichen Umzug hielten, bei dem der Weinhüterkranz die Hauptrolle spielte. Die Hüter, angethan

mit allen Abzeichen ihrer Würde, versammelten sich im Gemeindewirthshaus. Den Zug eröffneten die Gerichtsdiener des Dorfes in voller Galla, dann kamen sechs bis zehn Spielleute, unter denen der Posaunist nicht fehlen durfte. Hierauf folgten zwei Weinhüter, welche an einer geschmückten Querstange den Weinhüterkranz trugen. Dieser Kranz hatte nahe an drei Schuh Durchmesser, war bis zehn Zoll hoch und aus Weinlaub, Buchs oder Wachholder geflochten und mit Äpfeln und vergoldeten Nüssen besteckt. Oben hin zogen sich sechs grüne Bögen, an welchen sich die breite Bandschleife befand, mittelst welcher der Kranz an die Querstange gebunden wurde. An den unteren Enden dieser Bögen hingen große Büschel von Seidenbändern und mitten im Kranze war eine prachtvolle Traube befestigt. Hinter dem Kranz folgten die übrigen Hüter mit vollen Weinflaschen, um deren Hälse sie ihre Schnupftücher geschlungen hatten, um die Flaschen im Kreise schwingen zu können. Die Hüter wurden von ihren Schwestern, Freundinnen, Brüdern u. s. w. geleitet und der ganze Zug ging unter Jauchzen zum Ortsgericht, wo er vom Richter empfangen und ein Ehrentrunk gereicht wurde. Nach beendeten Förmlichkeiten trug man den Hüterkranz in das Wirthshaus zurück, wo er über einem besonderen Tisch, der für die Hüter frei bleiben mußte, aufgehängt wurde. Seit dem Jahr 1848, das für die Erhaltung alter Sitten nicht sehr förderlich war, ist der Zug mit dem Weinhüterkranz so ziemlich verschwunden, weßhalb ich hier Gelgenheit nehme, einige Zeilen seinem Andenken zu widmen.

Das Fest Allerheiligen wurde im vierten Jahr-

hundert von der östlichen Kirche gestiftet. Der hl. Chrysostomus schrieb seine zweiundsiebenzigste Homilie für diesen Tag, der im achten Jahrhundert auch in Deutschland, England und Frankreich eingeführt, und um das Jahr 740 von Gregor III. auf den ersten November verlegt wurde, an welchem Tage bei den meisten neubekehrten (celtischen?) Völkern noch immer ein großes heidnisches Fest statt fand, welches durch die Feier aller Heiligen verdrängt werden sollte [1]. Der nachfolgende Tag, Allerseelen, wurde vom Abt Odilo von Clugny gestiftet, weil die von Jerusalem heimkehrenden Pilger, als sie am feuerspeienden Ätna vorüberfuhren, in dem Krater desselben das jämmerliche Geschrei der armen Seelen gehört hatten, für deren Erlösung nun allgemein gebetet werden sollte. In unsern Tagen ist der Allerseelentag vorzüglich dem Andenken an die Verstorbenen gewidmet, deßhalb zieht man auch schon vor dem Allerheiligentag auf die Friedhöfe hinaus, um die Gräber vom Unkraut zu reinigen und mit Blumen zu schmücken, wobei jedoch in dieser späten Jahreszeit nicht viel Wahl bleibt. Das Sinngrün, die Ringelblume, die Levkoje und der Goldlack sind am häufigsten zu treffen, doch benützt man auch Buchszweige und Epheu und im Gebirg auch den Wachholder. Die Strohblume (Immortelle) wird mit Sinngrün zu großen Kränzen geflochten, welche bei uns den ganzen Winter über auf dem Grabhügel liegen

---

[1] In Finnland fand ein solches Fest noch im vorigen Jahrhundert zu Ehren des Gottes der Winde: Kauris statt. Der November heißt bekanntlich der Windmonat.

oder um das Grabkreuz geschlungen bleiben. Am Lechrain setzt man auch die rothen Fruchtbüschel der Eberäsche zur Zierde rings um das Grab.

Am Andreasabend findet bei den Dirnen das Loosen, nämlich das Bleigießen, das Schwimmenlassen der Schiffchen, das Pantoffelwerfen u. s. w. statt. Hier sind nur zwei solcher Loose anzuführen, nämlich das, daß die Mägde Nachts in den Holzschoppen gehen und dort im Dunkeln ein Scheit hervorziehen. Ist dieses Scheit gerade, so bekommt sie einen hübschen, ist es aber verbogen, so wartet ihrer ein häßlicher oder ein krummer Mann [1]. Das zweite Loosen besteht darin, daß die Mädchen, ebenfalls im Dunkeln, in den Obstgarten eilen, um einen Zweig abzupflücken, welcher dann in Wasser gesteckt wird. Blüht er schnell und reichlich, so deutet es auf eine baldige Heirath.

Auch am Barbaratage (4. Dezember) holt man an vielen Orten Zweige von Obstbäumen, namentlich von Kirschen und stellt sie im Zimmer in Wasser; entwickeln sie rasch ihre Knospen und kommen sie bald zum Blühen, so bedeutet dieß ein fruchtbares Jahr. Die Sache ist nicht ohne Grund, denn da sich sowohl die Blatt- als Blüthenknospen für das nächste Jahr schon im Herbst ansetzen, kann man auch aus der größeren Anzahl der einen oder der anderen auf mehr oder minder Obst schließen. An manchen Orten müssen diese Barbarazweige aber zuerst geweiht werden, weßhalb man sie von alten Frauen an Kirchthüren verkaufen

---

[1] Lorichius, Aberglaube von Freiburg. 64.

sieht. Werden die Zwetschkenbäume in der Thomasnacht tüchtig geschüttelt, so tragen sie reichlich.

Die vier Rauchnächte, nämlich die Nacht vor dem Thomastag und die drei Nächte vor Weihnachten, Neujahr und Dreikönig, sind voll Schauer und Geheimniß, da haben alle Gespenster Macht und alles Böse findet freien Spielraum. Die Rauchnächte erhielten ihren Namen dadurch, weil bei ihrem Hereinbrechen der Geistliche nach dem Abendläuten, eine Glutpfanne in der Linken tragend, das ganze Haus mit Weihrauch ausräuchert, um es vor allen dämonischen Einflüssen zu behüten; er hält in der Rechten ein Stück geweihter Kreide und schreibt damit auf alle Thüren die Buchstaben C. M. B. (Kaspar, Melchior, Balthasar, die drei Namen der hl. drei Könige) und die laufende Jahreszahl; wodurch alle Hexen und Druden abgehalten und Vieh und Früchte geschützt wurden [1]. Auch die neunerlei Kräuter benützt man in den Rauchnächten, indem man von jedem derselben etwas in die Betten und in die Borne legt, aus welchen Pferde und Rinder gefüttert werden, oder man mengt diese Kräuter mit Wachholderbeeren und Weihrauch, wirft sie auf die Glutpfanne und räuchert damit das ganze Haus, doch erst wenn die Kühe gemolken und die Pferde gefüttert sind, denn nach dem Räuchern darf Niemand in den Stall gehen [2].

Das Räuchern ist überhaupt ein fast durch die ganze Welt verbreiteter Gebrauch, der selbst von halbwilden Völkern bei ihren Zaubereien geübt wird. Die Geisterbanner hatten gewisse Räucherungen, die so stark und eigenthümlich

---

[1] Steub. 58. — [2] Leoprechting. 204.

dufteten, daß beinahe die Sinne der Anwesenden davon betäubt wurden. Daß bei dem Geruch viel natürliche Abneigung oder Zuneigung stattfindet, zeigt sich schon in der Thierwelt, so geht die Katze dem Baldrian nach, so soll die Kröte die Ausdünstung des Dosten fliehen, so schnaubt und riecht die Kuh fortwährend beim Grasen um aus dem Duft die Kräuter zu erkennen, die ihr behagen. Selbst wir Menschen sind höchst eigen in dieser Beziehung, es gibt Frauen und sogar Männer, denen vom Erdbeerduft unwohl wird, die römischen Frauen fürchten den Geruch von Rosen, dem einen verursacht schon der schwächste Wohlgeruch ein unangenehmes Gefühl in der Nase und Stirne, und kränkliche Frauen vertragen oft heftige Gerüche wie z. B. den des Bisam. Man heilt noch jetzt Geschwülste, Gichter und Flüsse mit Räucherungen und das Landvolk um Wien hat sein besonderes Rhevmatischkraut für Männer (Stachys recta) und ein anderes (Galium verum) für die Weiber, daher ist es auch keineswegs zu verwundern, wenn man auch Räucherungen mit Pflanzen vornahm, um sich vor den Einflüssen geisterhafter Wesen zu bewahren.

Das schönste Fest der winterlichen Jahreszeit ist das Christfest. In den Tagen des Götterthums feierte man, wie schon früher erwähnt, die Wintersonnenwende und in England wurde noch in später Zeit ein großer Holzblock, der Juelblock auf dem Herde angezündet, um den sich die ganze Familie versammelte, um Lieder zu singen und zu trinken. Dieser Klotz mußte Tag und Nacht glühen, so lange die Wihinächte dauerten, zuletzt mußte aber noch ein Stück übrig bleiben, mit welchem man den Juelblock des

nächsten Jahres anzündete [1]. Um das heidnische Fest zu verdrängen, verlegte man die Feier der Geburt Christi auf diese Tage und die Christnacht wurde schnell die heiligste der Nächte. Shakespeare schildert sie in der ersten Scene des „Hamlet“ so schön, daß ich mich nicht enthalten kann, diese Stelle hier anzuführen. Marcellus spricht:

„Sie sagen immer, wenn die Jahreszeit naht,
Wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
Die ganze Nacht durch dieser frühe Vogel [2].
Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern,
Kein Elfe sagt, noch dürfen Hexen zaubern,
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit.“

Und diese ungewöhnliche Heiligkeit erstreckte sich auch auf die Pflanzen und mehrere von ihnen erblühten zu Ehren des neugeborenen Heilands in dieser winterlichen Nacht. Bei Marienstein im Elsaß entfaltete sich am Christabend mitten im Schnee eine Rose, die das ganze Jahr über geschlossen war, sie duftete herrlich und warf einen lichten Schein weit um sich [3]. Sonst blühten in der Christnacht auch Nelken, die Silge, der Polei, der Safran, die Nießwurz, die Mandragora und Kirschbaumzweige. Auch die sogenannte Rose von Jericho (Anastatica hierochuntica), die das ganze Jahr dürr und wie todt erscheint, entfaltet sich und gibt einen köstlichen Geruch, sie heißt deßhalb auch „Auferstehungsblume“ und ist vorzüglich dem

---

[1] Grimm, Aberglaube Nr. 1109. — [2] Der Hahn. — [3] Zeitschr. f. d. Myth. I. 402.

Heiland geweiht. Sie war vor der Geburt Christi gar nicht vorhanden und sproßte zuerst unter den Tritten der hl. Jungfrau hervor, als sie mit ihrem Sohn nach Ägypten entfloh [1].

Besonders merkwürdig ist es aber, daß in der Mitternachtstunde der Christnacht Äpfelbäume blühen und Früchte tragen, da dieser Baum doch bei dem Sündenfalle der Vorältern im Paradiese im Spiel war. Aber vielleicht blüht er eben deßhalb, um das zu sühnen, daß seine Frucht von der Schlange als Verführungsmittel benützt wurde. Wie groß der Glaube an dieses plötzliche mitternächtige Aufwachen des Apfelbaums war, geht unter andern auch aus einer lateinischen Handschrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien [2] hervor, in welcher sich ein Schreiben des Bischofs von Bamberg (vom 16. Jänner 1426) an Nikolaus von Dinkelsbühl vorfindet, in dem von zwei Apfelbäumen gesprochen wird, die in der Christnacht blühten und Früchte brachten, und ein gewisser Andreas von Weitra bestätigt die Sache, indem er nicht nur die Farbe dieser Äpfel beschreibt, sondern angibt, daß er sie selbst in Händen gehabt habe. Auch in Tibur am Rhein war ein solcher Apfelbaum, dessen Früchte dem Landgrafen von Hessen überbracht wurden [3], und ein ähnlicher stand im Gavondischen Garten zu Würzburg [4]. Der Glaube ist allmächtig und kann Berge versetzen! Wir aber, die auf lauter mathematischen Formeln

---

[1] Praetorius Saturnalia. 82. 333. — [2] Handschr. Nr. 4899, fol. 312. — [3] Praetorius Saturnalia. 50. — [4] Zeitschr. f. d. Myth. I. 106.

zu wandeln pflegen, werden in der Christnacht kaum die warme Stube verlassen, um blühende Apfelbäume im Garten zu suchen, nichts desto minder spricht jener Glaube eine so innige Andacht, eine so mächtige Verehrung für den neugebornen Heiland aus, daß man selbst vor derlei wunderlichen Dingen eine Art Achtung gewinnt, wenn man sich nicht auf einen allzuprosaischen Standpunkt stellt.

Die Äpfel finden sich noch heute auf allen Christbäumen und der Gebrauch sich am Christabend Geschenke zu machen stammt ebenfalls aus der Heidenzeit. Das älteste Sinnbild Wodans war ein grünender Baum, und selbst geistige Wesen ertheilten in der Weihnacht Geschenke. Nach Saxo Grammatikus saß Hadding am Christabend bei Tische, als ein unterirdisches Weiblein den Kopf aus dem Boden steckte und ihn mit einem frischen Kraut beschenkte. Ein armer Bürger von Budissin wurde zur Weihnacht von einem kleinen Männlein mit einem großen runden Hut, eingeladen und mit Äpfeln und Nüssen beschenkt, die dann zu Gold wurden. In der Christnacht schüttelt man von den Bäumen Brod und von den Sträuchern Bretzeln. Aschenbrödel schüttelte prächtige Kleider vom Baume, auch Kinder werden von den Bäumen herabgeschüttelt. Wenn man in der Christnacht nasse Strohbänder um die Obstbäume bindet, so werden sie fruchtbar, denn diese Bänder halten den Rauhreif ab, der die Knospen erfrieren macht, auch soll man mit gebogenem Finger an jeden Obstbaum klopfen und um ihn an die heilige Zeit zu erinnern, dazu sagen:

„Auf Baum, heut ist die heilige Nacht;
Bring Früchte mehr als du je gebracht.“

Übrigens soll man in den Zwölfnächten den Obstbäumen keinen Spinnrocken sehen lassen, sonst gibt es im nächsten Jahr keine Früchte.

II.

Kräuter, Pflanzennamen und Ausgraben.

Wer wollte es läugnen, daß die „Kinder der verjüngten Sonne“ unter die anmuthigsten Gebilde unserer Erde gehören und daß sie nicht nur auf Frauen, sondern auch auf Männer und auf ernste Männer einen gewissen Einfluß üben, der sich mit dem Alter zwar mildern, aber nie ganz aufhören kann. Das Leben so manches Naturforschers gibt Beweise dafür und kündet nicht der greise, weißgelockte Gärtner, der bis an seinen Tod von seinen Lieblingen nicht lassen kann, daß ihn ein inniges Band an sie knüpfe, daß sie ein gewisses Etwas an sich haben, was nicht die Thierwelt, am wenigsten aber die unorganische Natur darzubieten vermag? Es ist ihr bescheidenes, schweigendes und doch so herrliches Blühen, wodurch sie so anziehend werden, sie sind Geschöpfe des Lichtes und Gestalt und Farbe entwickeln sich an ihnen in der größten Regelmäßigkeit und mit dem mannigfaltigsten Reichthum. Welcher Unterschied ist zwischen den beiden Königinnen der Blumenwelt, der Rose und der Lilie! Weder die allgemeine Tracht derselben, noch die Gestaltungen der Blüthen und aller ihrer einzelnen Theile haben die mindeste Ähnlichkeit, ja diese sind sich in vielen

Beziehungen sogar gegenüber gesetzt, und doch ist jede so vollendet in sich, so sehr ein Ganzes, so eigenthümlich, daß das nichts weniger als philosophisch untersuchende Volk die eine dieser Blumen durchgängig als das Sinnbild der Freude und des Glückes, und die andere als das Symbol der Unschuld und jungfräulichen Reinheit bezeichnet. Und sollte das nur in dem Roth der Einen und in dem Weiß der Andern liegen? Sollte das nur in der Überlieferung liegen, daß bei so vielen Völkern Rose und Lilie die gleiche Bedeutung haben?

Mag es immer der Fall sein, daß sich der Wilde nur deßhalb mit Blumen ziert, weil es einmal in des Menschen Natur liegt, sich zu schmücken, bei den fein gebildeten Griechen aber, die einen Homer, einen Sophokles, einen Phidias zu den Ihrigen zählten, war es nicht blos dieser äußere Schmuck, es war eine innere Beziehung, es war ein gewisses, wenn auch nicht ausgesprochenes Verständniß zwischen jenen geistig blühenden Menschen und den düftespendenden Blumen der Wiese und des Hains. Ich erinnere hier nur an die vielen antiken Blumenmythen, an die düstere Asphodeloswiese der Unterwelt, von welcher die Odyssee (24. 13) erzählt und an das freudige Bekränzen von Altären, Götterbildern, Siegern, Priestern und Dichtern; bei der Heimfahrt war das Schiff des Hellenen mit Blumen geschmückt, beim heiteren Gelage der Becher, und man darf bei so häufiger Anwendung von Kränzen eben nicht erstaunen, daß das Kränzewinden sogar zu einer Art von Studium wurde und daß man geschmackvoll flechtende Mädchen reich belohnte. Die Germanen besaßen ein ähn-

liches Naturgefühl wie die Griechen. Bei den alten Deutschen waren die Blumen von Göttern an einsamen Stellen erschaffen, unter den Fußtritten der Göttinnen sprossen Blüthen hervor, die hohen Berge hegten das Seltenste der Pflanzenwelt und die besten Heilkräuter. Fromme Jungfrauen waren mit Blumen geschmückt, und Blüthen brachten Heilung und Segen. Man fand, daß es unter den Pflanzen, wie unter den Menschen edlere und gemeinere gebe, und daß sich gewisse Pflanzen sehr gut, andere aber gar nicht mit einander vertrügen. So hat die Raute, wie schon Plinius erwähnt, eine Vorliebe für den Feigenbaum und wächst auch in unseren Gärten am liebsten in seiner Nähe, so haßt der Weinstock den Rettich, so meiden sich Eiche und Hasel u. s. f. Blumen, Laub und Bäume wurden auch in die Wappen der Helden und Städte aufgenommen, so setzten die Friesen und Seeländer sieben Blätter der Seerose in ihren Schild, weil sie unter diesem Zeichen zu siegen glaubten [1].

Wer aber auf Zauberkräuter, besonders auf die Irrwurz trat, verlor den Weg und mußte die Schuhe ausziehen, wenn er sich wieder zurecht finden wollte. Zu Tragös in Steiermark vergingen sich erst vor einigen Jahren einige meiner Freunde, weil ihr Führer auf eine Irrwurz getreten war. Die Todtenblume (Calendula officinalis) will niemand als Geschenk annehmen, und wer an einer Blume riecht, die auf einem Grabe wuchs, verliert den Geruch. Gelbe Blumen sollte man überhaupt nicht seiner Geliebten

---

[1] Grimm, Myth. 620.

geben, denn diese deuten auf Eifersucht. Anderseits wußte die Jungfrau genau, welche Blume sie als ein Zeichen der Begünstigung und als ein Zeichen des Verschmähens zu spenden hatte; Vergißmeinnicht, Maiglöckchen und Himmelsherold waren gute Zeichen, dagegen deuteten das Vorwitzblümlein und Schabab (Nigella) auf Verhöhnung. Wo innig Liebende für immer scheiden mußten, da dorrte das Gras. Aus Thränen sproß die Lilie, aus Blutstropfen die Rose, aus vielerlei gemischtem Blut die edle Weintraube. Auch die Wiesenperle (Margarita) und die Windrose sprossen aus gefallenen Blutstropfen hervor. Träume von Blumen und Obst deuten auf den nahen Tod irgend eines Verwandten; Kinder mit Blumen zu bekränzen ist nicht gut, denn sie sterben dann bald.

Die Überreichung einer Blume galt im Mittelalter als eine Bitte zum Tanz und der Bittende mußte dabei einen Kehr oder Walzer sprechen, der sich auf die Blume bezog. Nahm die Dame die Blume an, so galt dieß als Erlaubniß, sie zum Reigen zu führen. Es war besonders in Frankreich Sitte, der Braut von ihrer Verlobung an bis zum Hochzeittag jeden Morgen einen schönen Blumenstrauß zu senden. Der Herzog von Montpensier schickte seiner Braut, Julie von Argennes, am Neujahrsmorgen 1634, an dem die Vermählung stattfand, ein prachtvolles Buch, in welchem die schönsten Blumen von den besten Malern auf Pergament gemalt waren. Die besten Dichter mußten die gemalten Blumen durch das Loos unter sich vertheilen, um zu jeder ein Madrigal zu dichten, in welchem die Blume die

reizende Julia ansprach. Dieses Prachtwerk hieß: la guirlande de Juliette [1].

Blumen gehörten bei den Troubadours zu den Gesangespreisen. Die eine derselben war von Gold, die andere von Silber und stellten entweder das Veilchen (Violetta), den Aglei (Ayglantine) oder die Kuckucksblume (Flor del gauch) dar und aus den Statuten der Troubadours geht hervor, daß man diesen Blumen einen tieferen Sinn beilegte [2]. Endlich darf man auch das Blumenorakel nicht vergessen, das Göthe bei dem Spaziergang Fausts so schön benützte. — „Er liebt mich — liebt mich nicht" u. s. f. Schon bei Walther von der Vogelweide finden wir eine ähnliche Formel:

„Si tuot, sie entuot, si tuot, si entuot, si tuot,
swie dike, ichz tete, so was ie daz ende guot".

In Österreich spricht man: „Er (oder Sie) liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — oder gar nicht." In der Schweiz sagen die Mädchen:

„Ledig si? — Hochsig han? — Ins Chlösterli ga?"

und die Bursche:

„Reich — arm — oder mittelgattig? — Oder: viel — wenile — gar nit? —"

Die Blumen, welche zu diesem Spiel benützt werden, sind vorzüglich Maaßlieb (Bellis) und die früher erwähnte

---

[1] Es soll später eine Copie davon gemacht worden sein. Im Jahr 1795 wurde eines dieser Bücher zum Verkauf ausgeboten. Vgl. Huetiana. Amsterdam 1723. — [2] Grimm, Bedeutung der Blumen. 135.

Wiesenperle (Chrysanthemum leucanthemum), doch kann auch die Gemswurz (Doronicum) dazu benützt werden, obgleich ihre Blüthen gelb sind. Mit der Ringelblume soll man aber dieses Spiel nicht wagen, denn das ist die Blume der Gräber und führt leicht eine Trennung der Liebenden herbei. Von den Gräsern benützt man die Segge (Carex) und das Rispengras (Poa) zu diesem Loosen, indem man beim Aussprechen der Formel die Früchte nach und nach abpflückt.

Bei den Festkämpfen, die in manchen Ortschaften zwischen zwei Knaben gehalten werden, welche den Sommer und Winter vorstellen, ist der Blumengraf gänzlich mit Blumen bedeckt. In einem Schaltjahr verlieren aber alle Kräuter ihre Kraft. Hexenkräuter, wenn sie gepflückt sind, fangen unter freiem Himmel zu sieden an und verdunsten. Kranke Kräuter werden geheilt, wenn man sie mit einem Stück Fleisch bestreicht und dieses unter die Traufe vergräbt [1]. Heilkräuter durften aber nicht immer erst gekocht oder ausgepreßt werden, sondern es reichte hin, sie unter das Hauptkissen zu legen, an den Arm zu binden oder im Gürtel zu tragen. Alle diese Sitten, Gebräuche, Ansichten, Loose u. s. w., so mannigfaltig und bunt sie auch sein mögen, deuten klar darauf hin, daß man das ganze menschliche Sein mit der Pflanzenwelt verwebt dachte, und in der That wäre das Leben ohne diese freundliche Zugabe gewiß viel ärmer, wie sich auch Ben Johnson ohne Bäume kein glückliches Dasein denken konnte.

---

[1] Schindler, Aberglaube 176.

Sehr merkwürdig sind daher auch viele Blumennamen. Manche derselben erinnern noch an die alten Götter, so z. B. die Tyrsviole, später in Viola martis übersetzt, der Tyrshelm, Thorshelm, Thorshut (Aconitum), die Wielandswurz (Valeriana), die Wielandsbeere oder Tyswurz, altnordisch Tyvidhr (Daphne mezereum); Loke's Hafer (Lolium temulentum), Balders Augenbraue (Anthemis cotula), u. s. f. Die Mistel, welche dem Donar geweiht war, heißt auch Donnerbesen, die Mauerraute (Sedum), Donnerkraut und Donnerbart; der Erdrauch (Fumaria), Donnerflug; und die Mannstreue (Eryngium), Donnerdistel. Pflanzen, die man mit der Sonne in Beziehung glaubte, erhielten von dieser ihre Benennung, z. B. Sonnenwende, Sonnenblume, Sonnengünsel, Sonnenkraut u. s. w. Es gibt auch eine Mondviole, ein Mondkraut und eine Mondraute. Viele Kräuter erhielten ihre Namen vom Kuckuck, so die Kuckucksblume (Lychnis flos cuculi), das Schaumkraut (Cardamine) heißt Kuckucksspeichel, weil man glaubte, daß der Schaum, der sich häufig an der Pflanze vorfindet und von der Schaumcicade herrührt, vom Kuckuck ausgeworfen sei. Der Sauerklee (Oxalis acetosella) hieß gauches ampfera und wird noch Kuckkucklauch und Kuckucksbrod, in der Schweiz aber Kuckucksauer genannt. Mehrere von unseren Orchideen heißen von ihren Flecken: Kuckucksblumen, der Günsel (Ajuga), blauer Kuckuck; das Pfennigkraut (Lysimachia nummularia) und die Anagallis werden häufig Gauchheil genannt, der Bocksbart (Tragopogon) heißt in Schwaben: Kuckigauch u. s. f. Man

brachte diese Pflanzen mit dem Kuckuck in Verbindung, weil sie wie dieser Vogel Sendlinge des Frühlings sind.

Andere Kräuter, denen man entweder böse Eigenschaften oder die Kraft zuschrieb, den Teufel zu verscheuchen, erhielten von diesem ihren Namen. Zu den ersteren gehören: die Teufelsmilch (Wolfsmilch, Euphorbium), eine Pflanze, welche einst die beste Milch gab, bis sie von bösen Hirten verflucht wurde. Die Teufelsklaue (Lycopodium clavatum) wurde von Hexen zum Wetterbrauen und Nestelknüpfen benützt. Der Teufelszwirn (Clematis vitalba) wurde von den Bettlern gebraucht, um sich künstliche Geschwüre damit zu erzeugen, und die Ackerwinde (Convolvulus arvensis) heißt Teufelsdarm, weil er sich so dicht am Boden hinwindet, daß man leicht darüber strauchelt.

Zu den zweiten gehörte der Teufelsabbiß (Scabiosa succisa), von welchem sich mehrere Sagen finden. So machte einst ein junger Mann mit dem Teufel einen Pakt, daß ihn dieser die Heilkraft aller Pflanzen kennen lernen sollte. Da aber der junge Arzt zu geschickt wurde, glaubte der Teufel, er würde der Hölle zu viel Abbruch thun, und machte ihn daher blind. Der junge Mann wußte aber doch das Kraut zu finden, dessen Wurzel ihm heilsam war und wurde wieder sehend. Da ergrimmte der Teufel, der selbst den Vertrag gebrochen hatte, und biß die augenheilende Wurzel ab, die seitdem immer so wächst und den Namen Teufelsabbiß erhielt.[1] Der Botaniker Schönsperger erzählt, daß der Teufel mit dieser Wurzel große Gewalt

---

[1] Panzer, Beitr. II. 205.

trieb und daß sich deßhalb die h. Maria erbarmte und ihm diese Kraft nahm, weßwegen er im Zorn die Wurzel abbiß.[1] Vor dem Johannistage ist sie noch unabgebissen. Sie hilft auch noch gegen Zauberei, Beherung, und — böse Weiber! — Ein Engel soll sie dem h. Winfrid als ein Mittel gegen Halsweh und besonders gegen die Bräune gezeigt haben. Wirft man sie aber bei einer Mahlzeit unter den Tisch, so entsteht Zank unter den Gästen.[2]

Das Kraut Jageteufel, Teufelsflucht, Teufelsfuchtel (Hypericum perforatum), gewöhnlich Hartheu genannt, besitzt eine Kraft gegen Zauberei und gegen den Teufel, wie sonst kaum ein anderes Kraut. Diese Pflanze wurde schon bei dem Fest der Sommersonnenwende, auf welches nun der Johannistag verlegt ist, zum Schmuck der Götterbilder, Altäre und Opferthiere gebraucht. Wenn man die Blätter des Hartheu's durch das Licht ansieht, gewahrt man viele helle Punkte, welche davon herrühren, weil der Teufel, erbost über die Macht der Pflanze, alle ihre Blätter mit Nadeln durchstach. Das Kraut hat an seiner Wurzel Körner (Insectenlarven), die einen rothen Saft enthalten, welcher Alfblut (Elfenblut, jetzt St. Johannisblut) heißt. Auch die gequetschten Blumenblätter geben einen rothbraunen Saft. Der Saft jener Körner, welche nur in der Mittagsstunde des Johannistages gesammelt werden dürfen, wird sorgfältig in blechernen Büchsen aufbewahrt, denn „er kann Wunder thun."[3] Wer um das Johannisfeuer tanzte,

---

[1] Kräuterbuch V. 1496. C. 261. — [2] Rockenphilos. 1003. — [3] Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein. 222.

mußte einen Kranz von Hartheu, die sogenannte Johannis-krone tragen, und am Niederrhein flechten noch heute die Kinder Johanniskränze und werfen sie auf die Hausdächer, weil sie Segen bringen. Der Saft des Johanniskrautes wurde den Hexen eingegeben, damit sie bei der Tortur die Wahrheit sagen sollten. Ein Trank aus Harthen und Distelsamen gebraut (Olebanum), sollte alle Gewalt des Teufels in den Gefolterten vernichten.[1] Das Johannis-kraut, kreuzweise ins Fenster gesteckt, hilft gegen das Ein-schlagen des Blitzes, und ein Bad von Hartheu, Löwenmaul (Antirrhinum), Dosten und güldenen Widerthon schirmt gegen Liebeszauber. Das Johanniskraut gehört also unter die segensreichsten Pflanzen, denn es hilft, wie Kniphof[2] sagt, auch gegen den Schwindel und gegen die „fürchter-lichen melancholischen Gedanken." Ebenso soll das aus der Pflanze bereitete Pulver das Blut stillen. Es läßt sich denken, daß sie mit ihren hellgelben Blüthen, die sich eben um Johannis am schönsten entwickeln, mit ihren punktirten Blättern und dem rothen Saft auffallen mußte; und, da sie schon im Alterthum bekannt war, zur Zeit des höchsten Aber-glaubens, nämlich im Beginn des dreißigjährigen Krieges, eine ganz besondere Wichtigkeit erlangte, ja man sagte sogar, sie sei aus dem Blute Johannis des Täufers entstanden. Der Ge-schmack der Pflanze ist nicht besonders auffallend, sie verdankt also ihren Ruf keinesweges irgend einer inneren Eigenschaft.

Kamen viele Pflanzennamen vom Teufel, so wählten sich hingegen die Hexen ihre Namen oft von Blumen, z. B.

---

[1] Montanus 145, 6. — [2] Kräuterbuch 22.

Wolgemut (Origanum), Blümchenblau (Vergißmeinnicht), Schöne (Bellis), Peterlein (Petroselinum), oder von Sträuchern und Bäumen, z. B. Hölderlein (Hollunder), Eichenlaub, Lindenlaub, Lindenzweig, Rautenstrauch (Ruta), Birnbäumchen, Hurlebusch u. s. w. [1] In Shakespeare's „Sommernachtstraum" heißen zwei Elfen: Peaseblossom und Mustardseet (Bohnenblüthe und Senfsamen).

Zu den hübschesten Blumennamen gehören aber doch jene, welche durch die Verehrung der h. Maria entstanden. Die Mutter Gottes war überhaupt eine große Freundin von Blumen und viele Legenden und Sagen erzählen, daß dort, wo sie erschien, um zu schützen und zu helfen, Blumen aus der Erde aufblühten und die Bäume ihre Wipfel zu ihr nieder neigten. Die Lychnis heißt Marienröslein, der Schnee-Enzian: Marienweiß, das Cypripedium, der Steinklee und Lotos heißen Marienschuh oder Unser lieben Frauen Pantoffel, das Leinkraut wird Marienflachs genannt, das Laabkraut: Unser Frauen Bettstroh, weil es die h. Maria dem Christuskinde in die Krippe breitete. Die Blüthe der Erdscheibe heißt Marienhandschuh, die Alchemilla: Marienmantel und Unser lieben Frauen Mäntelchen. Die gefleckte Stendelwurz (Orchis maculata) wird Unserer lieben Frauen Hand, Marienhand und Mariengras genannt, das Adiantum heißt Unsrer lieben Frauen Haar, die kurzstielige Schlüsselblume: Unsrer Frauen Schlüssel, oder

---

[1] Grimm, Mythol. 1016.

der h. Maria Schlüsselbund. Das Silybum marianum mit seinen weißgefleckten Blättern heißt Mariendistel, weil jene Flecken von der Milch herrühren, welche beim Säugen des Christuskindes auf diese Pflanze träufelte, und so gibt es noch eine Menge anderer Namen, welche der Marienverehrung ihre Entstehung verdanken.

Ich kann nicht umhin hier, wenn auch nur flüchtig, darauf hin zu deuten, wie manche Botaniker ihre Pflanzen tauften. Daß Linné vielen Pflanzen den Namen von Gelehrten beilegte, z. B. Pavonia, Hottonia, Bartsia, Tozzia, mag, obwohl sie keineswegs schön klingen, allenfalls hingehen, er wollte ja diese Männer durch derlei Huldigungen für sein System gewinnen, ironisch klingt es aber doch, wenn man liest, daß der Botaniker Commerson die Hortensia mutabilis nach der Frau des Uhrmachers Lepaute benannte, deren Taufname Hortensia war, und daß er, um seinen wissenschaftlichen Gegner Collet zu kränken, die unschöne, dornige Colletia horrida mit dessen Namen belegte. Die Naturforscher waren oft ziemlich weit von der Natur entfernt.

Die Pflanzen standen unter den verschiedenen Himmelszeichen, so stand das Maaßlieb unter der Waage und zwar so, wie die Primel und der Rainfarrn im ersten Grad, während die Linde, die Mispel und die Kamille im zweiten Grad unter ihr standen. Brunnenkresse, Espenblüthe und Frauenhaar standen im ersten, und Nesseln, Ritterspornn, Salbei und Storchschnabel im zweiten Grad unter dem Wassermann u. s. f.[1] Erbsen und Lin-

[1] Carrichter, Kräuterbuch 1, 17.

sen mußten unter dem Zeichen der Fische und der Jungfrau gelegt werden, da sie sich sonst nicht weich sieden ließen. Unter dem Schützen sollte man keine Pflanzen versetzen, denn sonst verdarben sie. Unter dem Steinbock wurde alles starr und schlecht; dafür waren aber die Zwillinge ein sehr günstiges Zeichen für die Gärtnerei. [1]

Wer einer „angethanen" Krankheit los werden wollte, mußte eine Zahl von gewissen Kräutern mit Faulbaumrinde (von Prunus padus) zusammen binden und über den Rücken an einen Ort werfen, an welchen er nie wieder kam. Gegen solche angezauberte Krankheiten halfen Laabkraut, Bittersüß, Allermannsharnisch, Hollunder, Wachholder, Mannstreue, Sonnenthau u.s.w. Zum Brauen der Gewitter brauchten die Hexen neunerlei Kräuter, nämlich: Alant, Marienbettstroh, Eberraute, Beifuß, Wermuth, Baldrian, Alpkraut, Alpranken und Rainfarrn. [2]

Indessen gab es auch „ungenannte" und „unbekannte" Kräuter und Blumen, welche Wunderkräfte besaßen. Hierher gehört vorzüglich jene blaue Blume, durch welche man Schätze zu heben vermag und über die man fast in ganz Deutschland Sagen findet, deren Inhalt im Ganzen derselbe und beiläufig folgender ist: Ein Knabe oder ein Mann, ein Bauer oder ein Edler findet zufällig, oder bekommt von einer schönen Jungfrau die Wunderblume. Da sieht er plötzlich eine Thüre im Felsen oder im Berg. Das Schloß springt durch die Berührung mit der Wunder-

---

[1] Leoprechting. 150. — [2] Schindler, Abergl. 160.

blume auf, und die Schätze liegen vor ihm. Die Jungfrau aber oder eine warnende Stimme ruft ihm zu, bei dem Schatze das Beste nicht zu vergessen. Er legt die Blume nieder, wählt sich, was ihm das Schönste dünkt, und geht damit hinaus, da fällt donnernd die Thüre zu und ist für ihn nicht mehr sichtbar; denn er hat wirklich das Beste, nämlich die Wunderblume, vergessen, die ihm stets wieder den Weg zum Schatz eröffnen konnte.[1] Diese Blume scheint das eigentliche Vergißmeinnicht gewesen zu sein, dem man vielleicht erst später die neuere sentimentale Deutung unterlegte.

In dem Gedicht „Carel ende Elegast“ kommt ein ungenanntes Kraut vor, das man nur in den Mund zu nehmen brauchte, um zu verstehen, was die Vögel singen, die Hähne krähen, die Hunde bellen u. s. w. — Eine Jungfrau ergriff ein „unbekanntes“ Kraut; da sah sie alle ihre Anbeter vor sich, vernahm ihre Reden und wußte sogar ihre Gedanken.[2] Helmont sagt, er kenne ein Kraut, welches überall zu bekommen sei und das, wenn man es zerreibt, bis es warm wird, und dann damit die Hand eines Anderen berührt, in diesem Zweiten sogleich Liebe und Zuneigung erweckt. Ich habe, fährt er fort, einem Hündchen die Pfote damit angefaßt und dieses ist mir als Fremden dergestalt nachgefolgt, daß es Nachts vor meiner Schlafkammerthür so lange heulte, bis ich ihm aufmachte.[3] Wenn man eine

---

[1] Bechstein, Sag. von Thüringen I. 3, 4, 16, 146, 210, 211. Grimm, Mythol. 923. Anm. 1152 u. v. A. — [2] Grimm, Myth. 1152. [3] Helmont, De magnet vulner. curatio §. 27.

Schlange in drei Stücke haut, ohne ihr den Kopf zu verletzen, so sucht sie sich ein „unbekanntes“ Kraut und heilt sich damit. Am Schmochbaal in Ostpreußen wurde ein Weib als Hexe verbrannt und bat Gott um ein Wahrzeichen ihrer Unschuld, da wuchs aus dem versengten Holzstock eine bisher unbekannte Blume.[1] Eine Taglöhnerin gebar auf dem Felde mit großen Schmerzen, da kam ein Waldfräulein und gab ihr eine schöne blaue Blume, welche das Weib verschlucken mußte, worauf der Schmerz sogleich verschwand. Die Frau half mit dieser Blume vielen anderen Frauen und wurde dadurch reich. Ihr geiziger Mann erschlug aber das Waldfräulein, damit es niemand anderem die Pflanze verrathe; aber diese trieb nun keinen Blüthensaft mehr, sondern nur Nebenzweige, und hieß nun Immerweh, so wie es zuvor Nimmerweh geheißen hatte.[2] Durch ein blutrothes, unbekanntes Kraut, welches an der Stelle wuchs, an welcher ein Mord geschah, wurde der Verbrecher entdeckt.[3]

Es läßt sich denken, daß man Kräuter, welche so merkwürdige Eigenschaften besaßen, nicht zu jeder Stunde und so ohne Rücksicht wegraffen durfte. Mit der Bedeutsamkeit der Pflanze wurden daher auch die Förmlichkeiten ernster und feierlicher, und schon Theophrast und Plinius führen derlei Gebräuche an. Der Suchende sollte sich nüchtern und schweigend, ungesehen von Menschen und Sternen, den heiligen Kräutern nähern, vor denen er, wenn er sie erreicht hatte, die Schuhe ausziehen mußte. So wurde die Mistel von den Druiden mit großer Feier von den Eichen herab-

---

[1] Tettau 233. — [2] Panzer. II. 205. — [3] Müllenhoff. 140.

geholt und zwar am sechsten Tag nach dem Neumond. Wenn die gehörigen Mahlzeiten und Opfer vorüber waren, führten sie zwei weiße Stiere herbei, deren Hörner zum erstenmale bekränzt wurden. Einer der Druiden stieg in weißen Kleidern auf den Baum, schnitt die Mistel mit einer goldenen Sichel ab und wickelte sie ehrfurchtsvoll in seinen Mantel, um sie dem Oberpriester zu überreichen. Die Pfingstrose (Paeonia), welche gegen das Alpdrücken und gegen die „Gaukeleien der Faunen im Schlaf" diente, durfte nur zur Nachtzeit ausgegraben werden; denn der Specht war ihr Hüter und fuhr Jedem grimmig nach den Augen, der es wagte, am Tage nach ihr zu graben. Wenn diese Pfingstrose gegen die fallende Sucht helfen soll, muß sie im März bei abnehmendem Mond gegraben und auf der Herzgrube getragen werden.

Beim Ausgraben vieler Pflanzen durfte durchaus kein Eisen an die Wurzel kommen, manche Kräuter mußten sogar mit einem goldenen Werkzeug ausgegraben werden und in Deutschland bediente man sich dazu eines Goldstückes. Thurneysser bemerkt in seinem Kräuterbuche vom Isenkraut, Odermennig und Kreuzenzian:

„Verbeen, agrimonia, madelger, charfreytags graben,
hilft dir sehr dass dir die frawen werden holt,
doch brauch kein eisen, grabs mit goldt."

Andere Kräuter, z. B. Bungen (Samolus), durften nur mit der linken Hand berührt werden, bei manchen mußte der Name dessen genannt werden, für den sie gepflückt wurden, und in dem Hätzlerischen Buch heißt es vom Kraut „Hoffen" (Origanum?):

„daz ist gar ein edel krut,
grab ez stille, nicht zu lut,
schützen ſind darüber geſetzt,
begrif man dich, du wurdst verletzt,
an diner selden höchstem pfant.“ [1]

So hatte alles ſeine genau einzuhaltenden Formeln, ſo war der Umgang mit den Pflanzen bis in das Kleinſte geregelt und hatte für jedermann, ſelbſt für den rauhen Sohn des Krieges ſeine Wichtigkeit, der den Balſam, welcher ſeine Wunden heilte, nur mit Ehrfurcht betrachtete.

III.

Die Pflanzen mit einem einzelnen Keimblatt.

(Monocotyledonen.)

Die Pflanzen, welche nur ein einziges Keimblatt beſitzen, unterſcheiden ſich durch ihre ganze Tracht (habitus), ſowie durch den Bau der Blätter und die Geſtaltung der Blüthen ſo beſtimmt von jenen Gewächſen, welche ſich mit zwei Keimblättern entwickeln, daß ſie eine große, ganz für ſich abgegränzte Klaſſe bilden. Unter ihnen befinden ſich vier Pflanzenſippen, welche ſchon in früheſter Zeit die Auf-

---

[1] Simrock, Mythol. 546.

merksamkeit auf sich zogen, nämlich die Gräser, denen hier ein besonderer Abschnitt gewidmet ist; die Stendeln (Orchideen), die Lilien und der Lauch.

Bei den Stendeln kannte man in früheren Tagen keineswegs jene streng wissenschaftlichen Unterschiede der Arten, welche nunmehr dem angehenden Botaniker so manche Schwierigkeiten bieten, man faßte vielmehr die ganze Gruppe zusammen und nannte alle Pflanzen, welche, bei ähnlichen Blüthen, zwischen den Wurzelfasern Knollen trugen: Stendeln, und unterschied nur jene, deren Wurzel die Gestalt einer Hand, eines Nestes u. s. w. besaß.

Die Orchideen galten schon in der antiken Zeit als Pflanzen, durch welche die Liebe und zwar nicht die geistige, sondern die sinnliche angeregt wurde, und zwar genügte bei manchen Orchideen, z. B. bei Anacampseros, die Berührung allein, um selbst eine schon halb erlöschte Flamme anzufachen. Viele der Knollenorchideen besitzen zwei solcher Knollen oder Bulben, von denen der eine, der noch dem vorigen Jahre angehört, kleiner und lockerer, und der andere, dießjährige, größer, härter und strotzender erscheint. Die alten Kräuterkenner glaubten nun demzufolge zwei verschiedene Eigenschaften in den Säften dieser beiden Knollen entdecken zu müssen, und sie sagten daher, daß die größeren Knollen die Liebe befeuern, die kleineren aber die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen sollten. [1] Auch wurde geglaubt, daß man durch den Genuß der größeren Bulben mit Söhnen, und

[1] Theophr. Eresius. IX. 18 (der Name Orchis stammt von ὄρχις = testiculum).

durch den Genuß der kleineren mit Töchtern gesegnet werde. Im Zillerthal hält man die Orchideen mit kugelförmigen Knollen für Männchen, und jene mit flachgedrückten Bulben für die Weibchen der „Höswurz"; die Mädchen suchen daher die Ersteren und die Bursche die Zweiten, um sich gegenseitig mehr entflammen zu machen.

Die gefleckte Orchis (Orchis maculata) war im germanischen Alterthum der Göttin der Liebe, Freija oder Frigga geweiht, welche auf ihren Umzügen den Jünglingen und Mädchen Orchideen darreichte, die deßhalb „Friggagras" genannt wurden. Auch die Riesin Brana schenkte ihrem Liebling Halfdan eine Orchis, nämlich das Brönnagras, damit er immer kräftig und ihr stets treu sei. Aus der duftenden Stendelwurz (Gymnadenia odoratissima) wurde ein Liebestrank gebraut und eine andere Orchis (O. mascula) trug den Namen Frauenthräne und deutete auf verschmähte, trauernde Liebe. Mit der Verbreitung des Christenthums wurde diese Benennung auf die h. Maria übertragen und man nannte die Blüthen: Mariathränen, und: Unser lieben Frauen Zähren.

Die Orchis mit handförmig getheilter Wurzel (Gymnadenia) hieß im Norden: Niardhar-vöttr oder der Handschuh des Niardhr, und Forneotes-folme, nach der Hand des alten Riesen, in dessen Geschlecht es viele Wesen gab, die dem Menschen wohl wollten.[1] Man erkannte in der Gestalt dieser Wurzel auch die zarte schaffende Hand der Natur; fand man eine weiße, d. i. noch frische handförmige

---

[1] Grimm, Mythol. 198. Simrock, Mythol. 545.

Orchideenwurzel, so nannte man sie Marienhand oder Unser lieben Frauen Händlein; war sie aber schwarz, d. h. vorjährig und welkend, so hieß sie Teufelshand, Satanshand und Todtenfinger. Fand man eine weiße und eine schwarze Wurzel beisammen, so legte man sie aufs Wasser, wo dann die weiße schwamm und die schwarze oder böse untersank. In Schweden zeigt dieß noch der Landmann seinen Kindern.[1]

Der Spinnenstendel (Ophris arachnites) heißt in Schwaben: der Todtenkopf oder das Uracher Todtenköpfchen und man erzählt sich dort, daß sie durch den Tod des gekrönten Dichters Nikodemus Frischlin entstand. Er hatte nämlich eine sehr freimüthige Rede gehalten und wurde deßhalb auf Hohenurach gefangen gesetzt. Da wollte er entkommen, kroch durch den Ofen, drehte sich aus seinem Leilach ein Seil und ließ sich über die Mauer hinab. Allein das Seil war viel zu kurz, er stürzte auf die Felsen hinunter und blieb todt liegen. Von da an, es war der 30. November 1590, erblühte an jener Stelle das Todtenköpfchen.[2]

Die Einsiedlerorchis (Satyrium albidum L.) galt als die Blume der Abgeschiedenheit und Trauer, weil sie nur an abgelegenen Stellen und gewöhnlich vereinzelt vorkommt.

Wie sehr man übrigens in der Einbildung lebte, als man glaubte, daß die Stendeln auf die geschlechtliche Liebe Einfluß nähmen, geht daraus hervor, daß man aus den Bulben mehrerer unsrer heimischen Orchideen, namentlich von Orchis mascula, eine Art von Salep bereitet, der gegen

---

[1] Afzelius, Sagen aus Schweden III. 241. — [2] Meier II. 355.

Brustleiden gegeben wird und also eher beruhigend als aufregend wirkt.

Daß die Lilie aus den Gräbern von Liebenden und unschuldig Hingerichteten hervorsproß, wurde schon in der Einleitung erwähnt. Sie galt bei den Römern als das Zeichen der Hoffnung, und man findet sie auf mehreren ihrer Münzen mit den Umschriften: spes populi; spes publica, oder spes augusta abgebildet. Bei den Morgenländern galt sie als das Sinnbild der Reinheit und Unschuld, und wurde von den Juden als Verzierung der Leuchter im Allerheiligsten und der beiden Säulen benützt, welche vor dem Tempel Salomons standen. Der Erzengel Gabriel trug bei der Begrüßung der h. Maria einen Lilienstengel. Eben so gab man ihn als Zeichen der Keuschheit dem heil. Joseph, Johannes dem Täufer, dem h. Franziskus, dem h. Aloys von Gonzaga, dem h. Norbert, dem h. Anton von Padua, der h. Gertrude u. a. Heiligen. Der Gott Thor hielt in der Rechten den Blitz und in der Linken ein Scepter, das oben mit einer Lilie endigte. Auch die Könige von Frankreich trugen Lilien auf ihren Sceptern und in ihren Wappen. Clemence Isaure von Toulouse gründete die jeux floreaux, bei welchen eine silberne Lilie als Preis für das schönste Marienlied ausgesetzt wurde.[1] Der Ritterorden von der Lilie wurde von König Garsias VI. gestiftet, als man in einer Lilie ein kleines Marienbild gefunden hatte, durch dessen wunderthätige Kraft der erkrankte König von Navarra geheilt wurde.[2] Bei Alcoya in Valencia wurde

[1] Menzel, Symbol. II. 32. — [2] Gumppenberg, Marian.-Atlas Nr. 589.

das Bild der unbefleckten Empfängniß in einer Lilienzwiebel gefunden, und zu dem h. Aegydius kam einst ein Mönch, der über diese unbefleckte Empfängniß nicht klar werden konnte. Da nahm Aegydius einen Stab in die Hand und schrieb drei Fragen in den Sand, ob nämlich Maria vor, in oder nach der Empfängniß ihre Jungfräulichkeit bewahrt habe, und bei jeder dieser Fragen sproß alsogleich eine weiße Lilie aus dem dürren Grund hervor.[1] Wenn einer der Mönche im Kloster Corvay an der Weser sterben sollte, so fand er drei Tage vor seinem Tode eine weiße Lilie in seinem Chorstuhl und wie diese Lilie welkte, welkte auch er. Einst war einer dieser Mönche sehr ehrgeizig, er verschaffte sich insgeheim einen Lilienzweig und legte diesen in den Chorstuhl des siebenzigjährigen Priors, der über die Blume so sehr erschrack, daß er wirklich nach drei Tagen verschied. Der Mönch wurde dann selbst Prior, war aber stets sehr trüb und verschlossen, lebte nicht lange und bekannte seine unvorsichtige That erst auf dem Todtenbette.[2] Auch in den Klöstern zu Hildesheim und Breslau fanden die Geistlichen solche Todeslilien in ihren Chorstühlen.

Auf altniederländischen und altdeutschen Bildern findet man oft neben der h. Maria eine Lilie oder ein Glas mit einem Lilienstängel abgebildet, um die jungfräuliche Reinheit der Mutter Gottes anzudeuten. Im Hebräischen heißt die Lilie shusham und ist daher leicht mit der keuschen Susanna in Verbindung zu bringen.

Lilie und Orchis stehen sich also in Sage und Anschauung

---

[1] Menzel, Symb. II. 34. — [2] Grimm, Sagen Nr. 263.

gerade gegenüber, denn diese ist die Pflanze der Sinnlichkeit und des Lebensgenusses, während jene als das Wahrzeichen der Entsagung und des Todes gilt.

Der Lauch (Allium) wurde in früheren Zeiten als das Bild eines Helden verehrt. Gudrun spricht:

„So war mein Sigurd,
wie hoch aus Halmen
edles Lauch sich hebt [1].“

und in der Sämmundur Edda heißt es, als Helgi geboren war und sein Vater Sigmundr aus der Schlacht zurückkehrte:

„der König selbst
ging aus dem Schlachtlärm;
dem jungen Helden
edlen Lauch zu bringen.“

Noch bis in das sechszehnte Jahrhundert war es in manchen Gegenden Sitte, als Zeichen der Herausforderung einen Lauch auf den Helm oder den Hut zu stecken, vielleicht weil man glaubte, daß der Genuß des Lauchs die Kampflust erhöhe. Das Wort Lauch (althochdeutsch lough, altnorddeutsch laukr) war anfangs eine allgemeine Benennung für saftreiche Kräuter, und wurde erst später auf die eigenthümlich riechende Gruppe der Alliaceen beschränkt. Daß der Lauch einst etwas Ehrendes bedeutete, geht auch aus einem noch jetzt in Altsachsen geübten Gebrauch hervor. Kommt dort nämlich ein Freier in einen Hof, so erfährt er durch gewisse Speisen, was er zu hoffen habe. Werden ihm Rüben oder

---

[1] Edda. Simrock. 192.

Kartoffeln vorgesetzt, so ist es ein Zeichen, daß er gleich wieder umkehren könne, stellt man ihm Kaffe oder Mehlbrei vor, so bedeutet es, daß man ihn als Freund zu ehren wisse; reicht man ihm aber Eierkuchen mit grünem Lauch, so ist dieß ein Zeichen, daß er als Werber willkommen sei[1].

Von den verschiedenen Arten des Lauchs diente der Knoblauch, eben wegen seines starken Geruches, zu abergläubischen Zwecken. Der Bräutigam mußte am Hochzeittage Baldrian und Knoblauch bei sich tragen, damit ihm die neidischen Elfen nichts anhaben, d. i. nicht die Nestel knüpfen konnten; man salbte sich, besonders in der Fastenzeit, Brust, Achselhöhlen und Fußsohlen mit Knoblauch, weil man glaubte, dadurch vor den Hexen geschützt zu sein, indem ihnen der Geruch dieses Lauchs unerträglich war, eine Sage, die wohl bei den Römern ihren Ursprung finden mag, welche den Knoblauch gegen Dämone und besonders gegen Lemure anwendeten. Weil der Knoblauch, wenn er längere Zeit an der Luft hängt, schwarz wird, so glaubte man, daß er das Böse an sich zöge, und benützte ihn aus diesem Grunde zum Ausscheiden des Giftes oder als Bewahrungsmittel vor demselben.

Die Zwiebel (Allium cepa) war den ägyptischen Priestern zu essen verboten, weil Diktys, ein Liebling der Isis, einst nach einer Zwiebel griff und dabei in den Nil stürzte und ertrank. Das eigentliche Zwiebelland ist Spanien, bei uns wird sie nur als Würze zu den Speisen gegeben. In

---

[1] Montan. 26. — Vernalecken. Alpenf. 340.

der Umgegend von Wien benützt man Zwiebelschaalen zum Vorausbestimmen des Regens oder der Trockenheit des ganzen Jahres. Man nimmt zu diesem Zwecke in der Christnacht vor der Mette zwölf Zwiebelschalen, stellt sie für die zwölf Monate in einer Reihe auf den Tisch und streut in jede eine gleiche Menge Kochsalz. Wenn man dann aus der Mette heimgekehrt ist, sieht man nach; und jene Schalen, in denen das Salz feucht ist, deuten auf nasse, die anderen auf trockene Monate. Beim Zwiebelstecken soll man kein Wort reden, sonst wachsen lauter Narren, d. h. die Pflanzen schießen hoch auf und bilden keine Bulben, wenn sich aber am Johannistag die Bauern in den Zwiebelbeeten wälzen, sollen die Zwiebel sehr groß werden [1].

Endlich ist hier wieder des Sieglauchs (Allium victorialis) zu erwähnen, dessen äußere Wurzelhülle netzartig ist. Der Botaniker Hieronymus Braunschweig erzählt deßhalb [2], daß diese Wurzel von den Kriegsleuten um den Hals getragen wurde:

„weil sie nicht wund werden, und ihren Feind überwinden; darumb wirt es Siegwurtz oder Aller Manns Harnescht genannt, weil ihre Wurtzel überzogen ist wie Härlein in Gestalt eines Panzers.“

Diese Wurzel wurde einst ebenso wie jene der Zaunrübe (Bryonia) zur Nachahmung des ächten Alrauns oder der Mandragora benützt. Die Siegwurz wird in den Sennhütten gegen Beherungen aufgehängt; man legt sie gegen den Alp auf das Bett, trägt sie zum Schutz gegen Zauber

---

[1] Rockenphilosophie. 176. — [2] Kräuterbuch. 115. b.

bei sich und bindet sie, um Krampf und Zahnweh zu vertreiben, in ein Tüchlein genäht, um den Leib. Sie schützt auch die Bergleute vor bösem Wetter, und dient zum Festbannen der Diebe. Man legt sie den Pferden und Kühen in den Trank, um sie vor bösen Einflüssen zu schützen und vergräbt sie unter der Schwelle, damit nichts Böses „aus und ein könne." Auf dem Harz wollte einst ein böser Geist ein Mädchen entführen, aber das war klug, riß den Allermannsharnisch, der eben an der Stelle wuchs, aus dem Boden und hielt ihn dem „Junker" entgegen, der zurückwich und erzürnt ausrief:

„Allermannsherrn, du böse Krut,
du höst mi kenomen miene junge Brut!"

Wenn die Kinder am Harz diese Pflanze sammeln, sagen sie dazu:

„Allermannsherrn — dich such' ich gern."

Wenn ein Mädchen die Siegwurz am Tage Mariahimmelfahrt findet, so ist es ein Zeichen, daß es noch in demselben Jahr heirathet, bestätigt sich das aber nicht, was allerdings leicht der Fall sein kann, so ruft es gekränkt:

„Dat Allermannsherrn — dat böse Krut;
dat häw ik ersocht — und bin doch noch keine Brut!" [1]

Auch die Schwertwurz (Gladiolus), welche ebenfalls eine netzartig überzogene Wurzel hat, wird deßhalb Siegwurz genannt und diente zu denselben abergläubischen Zwecken. Der Safran war ein Abzeichen der Lichtgottheiten.

[1] Zeitschr. f. d. Myth. I. 201.

Bei Homer trägt Eos ein safranfarbiges Gewand. Der Safran soll durch die Kreuzfahrer nach Europa gebracht worden sein, darf aber in Österreich, wo er im Großen gepflanzt wird und sehr gut gedeiht, nie von Frauen oder Jungfrauen, sondern nur von Männern, Knaben und kleinen Mädchen gepflückt werden, weil er sonst verdirbt. Die Frauen ärgern sich darüber, allein es bleibt doch dabei, denn sie haben in einer gewissen Zeit eine stärkere Ausdünstung, und wenn sie dann die Safranfäden berühren, so verwelken diese und verlieren ihre färbende Kraft.

Die Narzisse scheint ebenfalls, wie der Safran, bei uns nicht ursprünglich einheimisch zu sein und kam wahrscheinlich aus Italien zu uns. Sie hat ihren Namen von *ναρκάω* = betäuben, denn die Griechen behaupteten, daß ihr Duft ein schweres Gehirn mache, ja daß er endlich eine völlige Erstarrung (Narkose) hervorrufe. Deßhalb sind bei Sophokles auch die Erinnyen mit Narzissen bekränzt. Narzissenkränze im Traum gesehen, bedeuten Unglück, besonders für Seefahrer. Dem ungeachtet dient die Narzisse als das Sinnbild des Frühlings und des Brautstandes.

Das niedliche Schneeglöckchen (Galanthus nivalis) deutet auf reine Jugendliebe und auf Demuth. In der „Bedeutung der Blumen“ (Nr. 18) heißt es von ihm:

„Wer ime selber ufferwelet eine liebe, und doe nit grofs freude hait, und balde abeleit, der sol hornungblümel tragen.“

In der Schweiz nennt man es auch Amselblümli, denn

wenn es blüht, beginnt der Amselschlag, welkt es aber früh, so deutet es auf einen kurzen Sommer.

Der Wasserschwertel (Iris pseudacorus) wird von den Bienen sehr geliebt und wer die Wurzel bei sich trägt, ist vor dem Blutgang geschützt. In Wein gelegt, hilft sie gegen Gelbsucht und andere Krankheiten, wird aber zu abergläubischen Dingen nicht benützt.

Der Maiblume und der Goldwurz (Asphodelus) wurde schon früher gedacht, und von dem Arum und der Zeitlose wird bei den Giftpflanzen die Rede sein. Die übrigen Monocotyledonen wurden — mit Ausnahme der Gräser — in den deutschen Sagen und abergläubischen Gebräuchen nur wenig beachtet, oder sie dienten, wie der Schwertel, der Kalmus und andere, nur als Heilmittel.

IV.

Die Gräser.

Da die Viehzucht ohne Gras durchaus nicht bestehen kann, so war es wohl natürlich, daß der Landmann den Wiesen, Matten und Triften eine große Aufmerksamkeit zuwandte, und alle Erscheinungen und Vorkommnisse auf denselben beobachtete. Je weniger der Boden von Unebenheiten unterbrochen ist, je gleichmäßiger und höher das Gras

wächst und je mehr sich duftende Kräuter unter diesem befinden, desto mehr Werth hat die Matte. Nun zeigen sich aber auf vielen Wiesen magere Flecke oder ringförmige Stellen, an denen das Gras buschiger wächst und eine dunklere Farbe besitzt.

Daß jene mageren Stellen von schlechterem Erdreich herrühren, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, das Volk ist aber mit dieser Erklärung nicht zufrieden und schreibt sie anderen Einflüssen zu. So ist zu Amrum in Schleswig eine Wiese mit einer ganz kahlen, beinahe kreisförmigen Stelle, welche dadurch entstand, daß dort einst einige Männer zusammenkamen und sich verabredeten, den Waisenkindern einen ihnen zugehörigen Acker abzuschwören. Von jener Stunde an wurde der Fleck dürr und unempfänglich für Thau und Regen [1]. In Baiern nennt man solche dürre Stellen, die bald rund, bald halbmondförmig sind: Alberflecke und sagt, daß sie vom Alber (dem Drachen) herrühren, der ganz glühend ist und daher, wenn er sich, um von seinem nächtlichen Flug auszuruhen, auf eine Wiese setzt, das Gras ringsumher versengt. Auch in Tirol sagt man, daß auf solchen ausgebrannten Flecken der Alber oder Olm gesessen sei [2]. Erst nach sieben Jahren wächst dort wieder Gras, und dann viel dichter als früher.

Jene dunklen üppigen Grasringe stammen aber nach dem Glauben der Landleute daher, weil geisterhafte Wesen dort um Mitternacht und beim Mondschein ihre Tänze halten. In England, in Schweden und anderen nördlichen

---

[1] Müllenhoff. 138. — [2] Zingerle. 461.

Ländern sagt man, daß dort die Elfen ihren Reigen tanzten, und nennt diese Ringe Elfentänze oder Elfenringe. Man hütet sich sehr, dieselben nieder zu treten. In Deutschland werden sie meist Hexenringe genannt, weil man meint, daß an solchen Stellen die Hexen tanzen. Diese Ringe haben einen Durchmesser von vier bis zwölf Fuß, ja ich sah auf unseren Gebirgswiesen einige, die mehr als zwanzig Fuß im Durchmesser hatten, und manche sind doppelt, ja sogar dreifach. Reysel erzählt [1], daß er im Hanauischen, Nassauischen u. s. w. mehr als hundert solcher Ringe gesehen habe. Die Gelehrten gaben sich viele Mühe, ihr Erscheinen zu erklären. Da sollten muthwillige Kühjungen gewisse Samen im Kreise ausstreuen, andere schrieben diese Ringe den Wirbelwinden zu, wieder andere bewiesen, daß Erddämpfe oder „Erdsäfte", die von einem Mittelpunkt ausgehen, diese Ringformen veranlaßten. Die wahrscheinlichste Auslegung ist aber diese, daß sie durch eine Gruppe von Schwämmen entstehen, deren Brut sich ringförmig erweitert und nach deren Verwitterung der Boden so gedeihlich wird, daß dort das Gras jene Fülle bekommt. Auch die Schafe sollen von solchem Grase nicht fressen. Shakespeare, der alle Dichter seiner Zeit durch seine Auffassung der Natur übertraf, sagt im „Sturm" (Act. V, Sz. I):

„ — you demi-puppets, that
By moonshine do the green sour ringlets make
Whereof the ewe not bites."

Und wenn die Schafe dieses Gras nicht fressen, mag es

---

[1] Ephemerides. 56.

daher rühren, daß es von jenen vermoderten Pilzen einen gewissen Geruch annahm, der diesen Thieren nicht angenehm ist.

Sticht man den Rasen aus, auf dem jemand einige Zeit stand, und hängt das Stück in den Rauch, so wird derjenige, der darauf stand, siech und bleibt es so lang, bis der Rasen wieder aus der Esse entfernt wird [1]. Es ist dieses eines der mancherlei sympathetischen Mittel, durch welche man Abwesenden zu schaden suchte, ohne daß sie wissen konnten, woher ihr Ungemach käme. Man nannte übrigens das Gras das „Haar der Erde" und nach einer altfriesischen Sage nahm Gott bei der Erschaffung des Adam: Steine zu dessen Knochen, Gewölke zum Gehirn, Thau zum Schweiß und Gras zum Haar [2]. Ein Grashalm mit sieben Knoten um das Haupt gebunden stillte den Kopfschmerz. Im Mittelalter pflegte der Jüngling mit einem Grasstengel nach derjenigen zu zielen, die sein Herz begehrte, und im Aargau übersendet man Halme mit folgendem Kiltspruch:

„I lass sie gruessen durch es Hämpfeli Strau,
I wolt, sie wär mi liebi Frau." [3]

Auch Walter von der Vogelweide singt:

„Mich hat ein Halm gemachet frô;
Er giht, ich süll genade finden —"

weil er ihn von einer Dame erhielt, die ihm dadurch anzeigte, daß er Gnade vor ihr gefunden habe.

---

[1] Schindler. 166. — [2] Haupt. Zeitschr. 1841. I. S. 1. — [3] Rochh. Kinderlied. 171.

Das Halmziehen, um einen an und für sich unbedeutenden Gegenstand zu entscheiden, ist noch überall gebräuchlich, und wer von den zu diesem Zwecke halb verdeckten Grashalmen den kürzeren zieht, hat verloren. Die deutschen Weisthümer bestimmten die Dünne eines Gewebes, namentlich des Tuches, dadurch, daß Halme hindurchstachen. Ein Halm galt im Mittelalter auch als Zeichen der Abtretung von Besitzungen und wurde sogar bei manchen Abtretungsurkunden angeheftet. Diese Übergaben geschahen mit: Hand, Mund und Halm.

Als eine Art Wunder wächst auch Gras im Winter. So war in Tirol ein Soldat, der für sein Pferd mitten in der strengen Jahreszeit von seinem Weibe frisches Gras begehrte und diesem dabei mit dem Schwerte drohte. Die arme Frau eilt voll Angst hinaus und betet. Da erscheint ihr die hl. Maria und bedeutet ihr, sie möge nur auf die Wiese gehen und dort Gras schneiden, und wirklich fand die Frau den Schnee fort und das Gras in vollster Frische. Da ward auch der rauhe Soldat erschüttert und bekehrte sich. [1]

Das Mähen des Grases mit der Sense ist eine weit mühsamere Arbeit, als man glaubt, es fordert eine große Übung, und der Vormäher muß stets der Stärkste sein, damit ihn seine Nachfolger nicht überholen. Bei Angeln in Schleswig verdingte sich einmal der Teufel bei einem Bauern, um irgend eine Seele zu erhaschen, da mußte er mit dem Großknecht mähen. Nun hatte er aber keine Übung

---

[1] Zingerle. 357.

darin und war daher so ungeschickt, daß er bald mit der Spitze der Sense in die Erde fuhr und bald ganze Klumpen aus dem Boden hieb. Dabei mähte der Großknecht rüstig fort und war dem Teufel so fest auf den Fersen, daß dieser, als die Sonne heiß zu scheinen begann, vor Ermattung hinsank und ihm Blut aus Nase und Mund zu fließen begann, worauf er elendiglich umkam.[1] Es ist dieß eine Sage, welche den Unkundigen belehren soll, daß zum Mähen eine bedeutende Kraft gehöre.

Wer Gras haut, soll, so oft er zu Hauen aufhört, seine Sense wieder wetzen und überhaupt soll man sie nie ungewetzt aus der Hand legen oder mit nach Haus nehmen, sonst verliert sie ihre Schärfe. Das will wohl nur so viel sagen, daß ein guter Wirth seine Werkzeuge stets im besten Stand und zu augenblicklichem Gebrauch bereit halten soll. Auf einem ähnlichen Grund beruht auch die Sitte, daß die Magd, wenn sie zum erstenmal im Jahre grasen geht, mit Wasser begossen oder „getauft“ wird, damit sie beim Grasen nicht einschlafe. Sie erinnert sich durch diese Taufe bei jedesmaligem Grasen daran, daß sie beobachtet und wieder mit einem Guß Wassers beschüttet werden könnte, wodurch sie rüstig bei der Arbeit bleibt.

Ist ein Knecht für seine Pferde besorgt, und will er, daß sie gesund bleiben, so nimmt er in der Christnacht ein Bündel Heu, geht damit zwischen Zwölf und Eins dreimal um die Kirche und streut es dann den Pferden in den Born. Das Heu hat dadurch eine Art von Weihe erhalten, und

---

[1] Müllenhof. 572.

die Mythologen glauben, daß dieser Gebrauch noch aus der Zeit herstamme, in welcher man den Gott Fro als Beschützer der Pferde verehrte [1]. Verwandt mit diesem Gebrauch, wenn auch nicht auf so rechtlichem Boden stehend, ist der Glaube, daß das Vieh gedeihe, wenn man es mit Heu füttere, welches man in der Christnacht stahl. Es scheint bei den Landleuten, besonders gewisser Art, noch immer einiges Behagen darin zu liegen, heimlich von des Nachbars Gut zu zehren und sie haben wirklich die Idee, daß „Ungekauftes" und „in der Geheim" Eingetragenes dem Vieh Nutzen bringe. Leider schlägt es ihnen aber oft zum Nachtheil aus. So trieb vor mehreren Jahren ein Bauer von Kalksburg [2] an einem Sonntag, während des Gottesdienstes, wo er Alles in der Kirche wußte, seine Ochsen auf das Kleefeld seines Nachbars und eilte dann, um nicht vermißt zu werden, selbst in die Kirche. Als er aber später wieder nach dem Kleefeld schlich, war das Unglück schon geschehen, der eine Ochse hatte sich mit Klee dick angefressen und war dann zum Bach gegangen und hatte in durstigen Zügen getrunken. Als man ihn fand, lag er keuchend am Boden. Er war von den Gasen, die der genäßte Klee entwickelte, aufgeschwollen und verendete, bevor Hülfe gebracht werden konnte. Ein todter Ochse war also der Gewinn für den „ungekauften" Klee.

An vielen Orten geht die Sage, daß kleine Männlein, Erdgeister, Gnomen, Alben u. s. w. freiwillig im Hause Dienste thun und daß dann Alles gedeiht. Auch in Schles-

---

[1] Wolf. Beiträge I. 120. — [2] bei Wien.

wig gab es solche hülfreiche Wesen, die man dort „Pug" nannte. Ein solcher Pug diente bei einem Hufner in Süderleben und ein zweiter in Söderup. Als nun Futtermangel eintrat, ging der eine Pug bei Nacht in die Scheuer von Söderup und der andere in die Scheuer von Süderleben und jeder belud sich mit einer tüchtigen Tracht Heu. Auf dem Heimwege aber begegneten sie sich, fingen an zu streiten und prügelten sich wüthend die ganze Nacht hindurch. Die Leute hörten den Lärm, wußten aber nicht, was es wäre, und fanden, als sie des Morgens hinauskamen, zwei große Haufen Heu [1]. Also waren selbst geistige und sonst gutmüthige Wesen von dem Gedanken befangen, daß man zu passender Zeit dem Nachbar etwas entwenden könne, ja diese Ansicht ging so weit, daß man in der Christnacht jedenfalls Heu zu stehlen suchte, weil man dadurch gesichert wurde, bei ähnlichen Diebereien nicht ergriffen zu werden [2].

Unter den Gräsern, deren Früchte genießbar sind, ist mit Ausnahme der Getreidearten, von denen im folgenden Abschnitt die Rede sein wird, der Hirse (Milium) vielleicht das Wichtigste, und besonders für solche Gegenden, in welchen Waizen, Roggen und Gerste nicht wohl gedeihen. Der Hirse soll seinen Namen von den Thautropfen (herse) haben, mit denen man seine zahlreichen, glänzenden Körner ähnlich fand. Da diese Körner von vielen Vögeln geliebt werden, so steckt man Popanze oder sogenannte Preinscheuchen und Schreckgäste in die Hirsenfelder, aus denen

---

[1] Müllenhof. 325. — [2] Rockenphilos. 690.

die Sage von den geisterhaften Preinscheuchen entstanden sein mochte, durch welche man die Kinder von den Feldern abzuhalten suchte. Mittelst des Hirsebreies kann man auch Unholde entdecken. „Nimm einen Löffel am Faschingtage und stoß ihn in gesottenen Prein“ — heißt es in einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien [1] — „und behalte ihn bis zu Dreimetten in der Fasten, so wird es Dir kund, wer ein Unhold ist“. In der Fastnacht soll man tüchtig Hirse essen, dann „quillet das Geld das ganze Jahr.“ [2]

Die Friesen waren einst mit den Dänen im Krieg und geriethen bei einem heftigen Kampf in Unordnung. Die friesischen Frauen waren im Lager und kochten Hirse; als sie aber ihre Männer zurückweichen sahen, ergriffen sie die Töpfe, gingen muthig auf die Dänen los und begossen sie mit dem siedenden Brei. Da erstaunten die Dänen über die kühnen Weiber, die Friesen faßten sich, hieben aufs Neue ein und schlugen die Dänen in die Flucht. Zum Andenken an die Tapferkeit ihrer Frauen nahmen dann die Friesen den Breitopf in ihren Wappenschild auf [3].

Auch vom Sandhafer (Elymus arenarius) gibt es eine schleswig'sche Sage. Auf dem Wege von Biöl nach Bargum sieht man nämlich auf einer Haide einen Hügel von Flugsand. Da stand in alten Zeiten eine Stadt, deren Einwohner so arm waren, daß diese Stadt von den Kaufleuten nur Ringkjöping (Geringkauf) genannt wurde. Der

---

[1] A. d. XIV. Jahrh. graec. $^{36}/_{63}$. fol. 133. — [2] Rockenphilos. 401. — [3] Müllenhoff. 73.

Flugsand drohte die Stadt zu verschütten. Man hörte aber, daß es eine Grasart gebe, die im Sande so fest wurzle, daß sie dessen Verwehen hemme, allein dieses Gras wuchs sehr fern von Ringkjöping und man sandte mehrere Männer aus, um den Samen desselben zu holen, allein sie blieben so lange fort, daß die Stadt indessen ganz vom Sand bedeckt wurde und alle Einwohner fliehen mußten [1].

Eine andere Grasart, das Rispengras (Poa pratensis) wird im Aargau zu einer Art von Liebesorakel benützt. Man faßt dabei das Gras unter der Rispe, zieht den Halm behutsam aus seiner Scheide, wendet ihn dann um, so daß die Rispe nach abwärts steht und drückt nun den Saft von unten hinauf. Der herausquellende Safttropfen zeigt nun an, in welcher Gegend das Schätzli oder Herzhäberli wohnt [2].

Die Schmiele (Aira) wird in Tirol zum Wespenbannen gebraucht. Man legt dabei zwei blühende Schmielen kreuzweise unter die Zunge und spricht:

„Wesp, Wesp, i bann di,
„Beisst du mi, so zann i di.“

Zannen kommt von Zahn und heißt hier: wieder beißen [3]. Man begreift nicht, wie das Landvolk auf solche Einfälle geräth, allein die Sache macht den Bannenden zuversichtlich, denn die Wespen stechen in der Regel nur denjenigen, der sie reizt oder sich vor ihnen fürchtet und dabei herumschlägt.

Das Rohr oder Schilf (Arundo) ist ein Sinnbild der Gebrechlichkeit, deßhalb steckte man auch dem Heiland ein

---

[1] Müllenhoff. 543. — [2] Rochh. Kinderlied. 173. — [3] Zeitschr. f. d. Myth. I. 294.

Rohr als Scepter zwischen seine gebundenen Hände. In der nordischen Sage hat es aber noch eine andere Bedeutung. Als nämlich der Schwedenkönig Erik die Schlacht bei Fyriswall gegen Styrbiörn schlagen sollte und keine Aussicht auf den Sieg hatte, widmete er sich dem Odin und bestimmte die Frist seines Todes auf zehn Winter. Da schritt nun ein großer Mann mit einem breiten Hut heran (Odin), gab dem König einen Reyrsproti (Rohrstengel) und befahl ihm, diesen mit den Worten: „Odin hat euch alle!" über das feindliche Heer zu werfen. Und als Erik warf, verwandelte sich das Rohr in einen Speer, der über Styrbiörns Heer hinwegflog und ihn und die Seinigen so mit Blindheit schlug, daß König Erik die Schlacht gewann [1]. Odin stellte also den König zuerst auf die Probe, ob er ihm glaube und so wurde das Rohr zum blendenden Geschoß oder zum Blitz.

Die Rockenphilosophie (S. 216) räth an, daß man das Schilf am Tage Abdon in den Teichen schneiden soll, auf daß es nicht mehr wachse und damit hat es freilich keine besondere Noth, denn Abdon fällt auf den 30. Juli, nach welchem es gewiß nicht mehr in hohen Halmen aufschießen wird.

Die Binse (Scirpus) gehört nicht zu den eigentlichen Gräsern, sondern zu den sogenannten Cyperaceen, sie ist aber bei den Elfen sehr beliebt, und ein Binsenstengel dient ihnen zum Reiten, sowohl auf der Erde als in der Luft, und darf von ihrer Hand nur berührt werden, um sich allsogleich in ein kleines munteres Pferdchen zu verwandeln. Unser Landvolk trägt diesen Binsenritt der Elfen auf die Hexen

---

[1] Simrock Myth. 216.

über, auch können diese durch eine Binse die Kuh des Nachbars ausmelken. Die welke Spitze der Binse rührt davon her, weil Gott mit ihr der Blindschleiche die Augen ausstach, und man soll sich mit Binsenspitzen so wenig als mit einem Dorn die Zähne stochern, denn oft ist ein Teufel auf diese Spitze gebannt, den man dann nur schwer wieder los wird. Die Binse, welche im Suivogothischen „Juelhalm" hieß und bei dem Juelfeste auf die Fußböden der Gemächer gestreut wurde, ist aber auch das Sinnbild der Ausdauer und beugt sich im Sturm, während die majestätische Eiche bricht.

Der Lolch, Taumellolch (Lolium temulentum) ist wegen seiner Schädlichkeit allenthalben bekannt, und soll, nebst seiner betäubenden Wirkung, auch blödsichtig machen. Auf die Obstbäume wirkt er aber günstig, denn wenn man sieht, daß ihre Früchte unreif abfallen, darf man sie nur mit einem Kranz von Lolch umgürten, worauf sie das Obst so lange behalten, bis es reif ist. [1]

Das Borstengras (Nardus stricta), welches seinen Namen von der borstigen Ähre bekam, heißt in der Schweiz auch „Hirschhaar" und zwar nach den Haaren des Hirsches, auf welchem einst Freja umherritt. [2]

Endlich dient von den Gräsern noch das Spitzgras oder Riedgras (Cyperus) zum Loosen, ob sich irgend ein Wunsch erfüllen werde. Ein Knabe nimmt zu diesem Loosen sechs bis zehn Halme und gibt sie einem Mädchen. Dieses faßt die Halme an den Spitzen und gibt sie mit den unteren Enden wieder zurück. Der Knabe muß sie nun festhalten und das

---

[1] Babst, Kunst- u. Hausbuch. 305. — [2] Rochh. Aarg. Sag. 243.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Mädchen knüpft je zwei und zwei der Halme zusammen, bilden diese nach dem Entfalten einen Kranz, so geht der Wunsch in Erfüllung.

V.

Oswald und Bilwitz.

(Getreidesagen.)

Der Leser findet hier zwei Namen, die ihm wahrscheinlich nicht sehr häufig vorkommen und die späterhin gewiß noch seltener vorkommen werden, da mit den wachsenden Kenntnissen auch die Landwirthschaft immer höher steigt. Einst wurde der Acker blos nach herkömmlichen Überlieferungen behandelt und Kluges und Aberglaube wandelten dabei freundschaftlichst Hand in Hand; ja der Aberglaube hatte zuweilen sogar ein größeres Gewicht, als das Verständige und das durch Erfahrung Bestätigte, denn der Mensch träumt gern. So träumt der Krieger vom Kampf und wünscht sich unverwundbar zu sein; so träumt der Rechtsmann von seinem zu Boden getretenen Gegner; der Arzt träumt von einem allgemeinen Heilmittel, und der Philosoph träumt sich sogar in andere Welten hinüber. Träumen nun solche Leute, die doch einen gewissen Grad von Bildung haben, warum sollte dann der Landmann nicht träumen, warum sollte er sich, besonders in früheren Zeiten, in welchen der Soldat an die Waffensalbe, der Rechtsmann an Hexen,

der Arzt an sympathetische Heilmittel glaubte, warum sollte da der Bauer nicht eben so gut seine wachen Träume gehabt haben, als sie der Jäger noch heute hat und nicht ohne sein Büschel Sonnenthau (Drosera rotundifolia) in den Wald geht, um einen sicheren Schuß zu haben.

Zwei Zeitabschnitte sind für den Landmann von größter Wichtigkeit, nämlich die Tage der Aussaat und jene der Ernte, und die letzteren gelten ihm noch viel mehr, als die ersteren, denn von ihnen hängt der Wohlstand seines ganzen nächsten Jahres ab. Da nun der Bauer recht wohl wußte, daß das Gedeihen des Getreides, trotz dem daß er pflügte, säete und eggte, doch noch von etwas anderem abhing, schrieb er diese Einwirkungen nicht nur der Witterung allein, sondern auch geistigen oder geisterhaften Wesen zu, die bald einen günstigen, bald einen schädlichen Einfluß auf die Feldfrüchte nahmen. Nur machte er es hiebei wie gewisse wilde Völker, die sich wenig um ihre gute Gottheit kümmern, weil diese ohnedem nicht schaden kann, dafür aber dem bösen Gott Opfer bringen und sich sogar scheuen, seinen Namen auszusprechen. Auch der Bauer spricht nicht gern den Namen des Teufels aus, damit sich dieser nicht beleidigt fühlen möge. So redet der Landmann in Schleswig nur von den „Unterirdischen", in anderen Gegenden spricht man sinnbildlich nur vom Drachen, und an manchen Orten fürchtet man sich sogar, an einen männlichen Dämon zu denken und überträgt seine Macht auf weibliche Wesen, nämlich auf Waldfrauen, Truden, Mummeln u. s. f. In der böswilligsten Art und am schwersten zu entdecken erscheint jenes verneinende Wesen in der Gestalt des Bilwitz.

Der Teufel erscheint wohl zuweilen dumm und läßt sich dann durch Bauernschlauheit übertölpeln, der Bilwitz aber ist aus Neid, Tücke, Bosheit und Heimlichkeit zusammengesetzt, und man kann ihm nur schwer etwas anhaben. Er ist außerordentlich mager, trägt einen Rock mit sehr langen Schößen und ein sehr kleines dreieckiges Hütlein. Die knöchernen Hände hat er immer in den Rocktaschen. Entweder um Walpurgis oder um Johannis, wenn kein Mond am Himmel steht, schleicht er sich in der Mitternacht hinaus aufs Feld. Man hört ihn nicht, so leicht und leise ist sein Tritt. Ist er bei dem Acker angekommen, den er beschädigen will, so schnallt er den rechten Schuh ab, nimmt ihn unter den Arm, und bindet an die große Zehe seines rechten Fußes eine kleine aber ungemein scharfe Sichel. So geht er nun quer und schräg und oft in Schwenkungen durch das Getreide und mäht schmale aber sehr lange Gassen, und bis zum Morgen sind alle abgeschnittenen Halme verschwunden, so daß der Eigenthümer, wenn er an sein Feld kommt, nichts weiter sieht als die Schändung seines Ackers und die trostlos leeren Gänge.

Dieser tückische Bilwitz war im Voigtland, in Baiern, in Thüringen u. s. f. bekannt und überall wußte man andere Mittel, ihm entgegen zu wirken. In Landau band man einen Kranz, das Antlaßkränzel, aus Feldblumen, ließ es am Gründonnerstag weihen und steckte es mitten im Acker auf einen Stab. Zu Hohenpoldingen in Niederbaiern legte der Bauer, auf dessen Acker ein Bilwitzschnitt war, nach der Ernte einige Garben auf einander und darüber Reisig (ein Bund Ried), dann streute er Schweinskoth darauf und drosch mit seinem Weibe schweigend das Ganze. In der

Gegend von Passau bindet man in die erste geschnittene Garbe einen Wachholderzweig, legt diese Garbe zuerst auf den Wagen und drischt sie zuletzt, um den Acker für das nächste Jahr sicher zu machen. An anderen Orten warf man zuerst eine Handvoll tauber Ähren in die Mühle, in welcher man das Getreide „auswindet" (von den Grannen und Staub befreit), damit der Staub jener früchtelosen Ähren dem Bilwitz in die Augen fliege.

Es war eine große Schwierigkeit, den Bilwitzschneider zu entdecken oder ihn zu verderben. In Thüringen hängt man, um zu erfahren wer der Bilwitzschnitter sei, am Dreifaltigkeitssonntag oder am Johannistag zu Mittag einen Spiegel um den Hals, setzt sich auf einen Hollunderbusch und sieht nach allen Seiten um. Diese Erforschung wird aber selten geübt, weil sie zu gefährlich ist, denn erblickt der Bilwitzschnitter den Schauenden zuerst, so muß dieser sterben. Nur dann, wenn der Bilwitz sich in dem Spiegel des anderen ersieht, geht es an sein eigenes Leben, das dann kein Jahr mehr dauert.

Es wäre sehr interessant, dem Ursprung dieses seltsamen Glaubens nachzuforschen. Grimm [1] bemüht sich, den Bilwitz auf den Gott Frô und den Halbgott Sigfrid zurückzuführen, allein das Erscheinen dieser beiden ist in der alten Mythe wohlthätig für die Felder, besonders wenn Frô auf seinem Eber durch die Fluren reitet, um sie ergiebig zu machen, und der Bilwitz ist durchaus schädlich und böswillig, was schon sein Name: Bilwitz, Bilmer, Bilsen bezeugt, der so wie der Name des Bilsenkrautes und des giftigen „Pilzes"

---

[1] Mythologie. 446.

auf etwas Verderbendes hindeutet, und wahrscheinlich mit dem althochdeutschen balowez, Bosheit, balowiso, Teufel, cimbrisch: bele, bela, Gift, verwandt ist. Diese Bilwitzschnitte, die der Bauer zuweilen auf seinem Felde findet, und aus denen man durch Übertreibung so viel gespenstiges Zeug machte, sind aber, wie mich mehrere erfahrene Jäger versicherten, nichts anders als die Spuren des Geäßes der Hirsche und Rehe, die oft rudelweise in die Felder gehen und darin weiden, und bei ihrem Vorwärtsgehen diese abgemäht scheinenden Gassen bilden. Indessen findet man diese Spuren nie in sehr ausgedehnten Getreideböden, sondern nur da, wo Wald in der Nähe ist, in welchem sich das Wild des Tages über aufhalten kann, was ganz jener Ansicht der Jäger entspricht. Auf der großen Ebene des Marchfeldes und in dem weiten Tullnerboden vernahm ich nichts von dem Bilwitzschnitt. [1]

Ganz anders verhält es sich mit dem Oswald, der sich mit ziemlicher Sicherheit aus der altgermanischen Mythe ableiten läßt, und eigentlich als Schützer der Felder auftritt. Es war nämlich bei den Germanen Sitte, bei der Ernte ein Büschel Getreide zum Dank für Odin stehen zu lassen, und weit herein in die christliche Zeit dauerte dieser Gebrauch fort. Die Bauern in Mecklenburg nannten das stehenbleibende Halmbüschel Frô goden deels Strauss (Frô's guten Antheils Strauß), sie nahmen vor diesem Strauß die Hüte ab und riefen bittend: „Wode, hale dinem Rosse nu Voder“ u. s. w. (Wodan, hole deinem Pferde nun Futter). [2]

[1] Panzer. Beitr. I. 240. II. 209 u. m. A. — [2] Gryse, Spegel des Pawestdomes. E. 4.

Auch im Harz blieb ein Getreidebüschel für die Pferde Odins stehen und deßgleichen in Niederbaiern (Laberthal, Plättling u. s. w.), wo man diese Odinswala, — später verwandelt in: Oswald — mit Feldblumen schmückte. Das Büschel mußte an einigen Orten mit der linken Hand geknüpft werden. In anderen Gegenden wurden mit der Rechten drei große Halme erfaßt und zu einem Knoten verschlungen, der Busch wurde mit Kornblumen, Mohn und wilden Kamillen geziert, und die Schnitter stellten sich herum, beteten und dankten, daß sie sich bei der Ernte nicht geschnitten hatten. Im Odenwald (Odinswald) hieß der auf dem Acker zurückbleibende Ährenbündel der Bock und die Mythologen beziehen diese Benennung auf den Bock des Donar,[1] des germanischen Donnergottes. Im Laberthal brachte man sogar kleine Opfer dar, indem man auf Roggenäckern ein Stück Roggenbrod, und auf Waizenfeldern einen Waizenkuchen unter den Oswald legte. Man war in früheren Zeiten überhaupt dankbarer als jetzt. In Hessen warf man, wenn die Frucht eingeheimst war, Nachts um Zwölf eine Garbe aus der Scheune, damit auch die Engel etwas von dieser Gottesgabe nehmen konnten, und am Harz ließ man sogar ein Kornbüschel für die Sperlinge stehen. Es liegt etwas Gemüthliches in diesen Gebräuchen, die gegen die Ichsucht der Neuzeit bedeutend abstechen, in welcher man kaum den armen Kindern die Nachlese der gefallenen Ähren erlaubt.

Auch in Tirol kennt man den Oswald, er war dort ein

---

[1] Wolf, Mythol. I. 71.

christlicher König, wurde von den Heiden vertrieben und flüchtete nach dem Etschland an den Ifinger. Zu seiner Zeit gab es weder Krieg noch Pest, weder Hunger noch Theuerung. Er hatte, wie Odin, immer einen Raben bei sich und war ein gewaltiger Wettermacher. Die Bauern von Schenna und Hafling ziehen am 5. August noch immer zur Oswaldkapelle am Ifinger. [1]

So wie das Oswaldbüschel der Ausdruck des Dankes und zugleich eine Bitte um Segen für das nächste Jahr war, so galt der österliche Palmzweig für die Äcker als ein Schutz vor dem Blitz, vor Hagel und Würmer, und nicht nur bei uns, sondern auch in Flandern herrschte der Gebrauch, die Felder am Palmsonntag mit geweihten Zweigen zu bestecken und dazu zu singen:

„Ik zegene hier myn kooren
tegen den bliksen en den oormen." [2]

Zu Bering in Oberbaiern ging der Bauer am Ostersonntag mit seinem Gesinde hinaus und steckte an jede Ecke des Ackers ein Palmkreuz, welches aus einer geweihten und oben gespalteten Weidengerte bestand, in deren Spalt man einen Zweig mit Palmkätzchen und einen Zweig vom Sevenbaum festband. Auf die Spitze dieses Palmkreuzes setzte man die halbe Schale (Gucke) eines geweihten Eies. Das Ei galt nämlich als ein Sinnbild der Zukunft und der Fruchtbarkeit. [3]

Auf den Gebirgsäckern in Tirol, namentlich um Botzen und am Eisack, nimmt man Reisigwellen oder Strohbündel,

---

[1] Zingerle 1. — [2] Zeitschr. f. d. Mythol. III. 164. — [3] Panzer. II. 212.

zündet sie an und läßt sie über die Saatfelder hinab rollen, um — nach dortiger Sprachweise — das Korn aufzuwecken. Die Rockenphilosophie (S. 213) räth an, am Walpurgisabend dreimal mit Gewehren über die Felder hin zu schießen, damit die Hexen, die das Schießen nicht leiden können, der keimenden Saat keinen Schaden thun, und in der Altmark müssen die Brautleute während der Trauung Getreidekörner in den Schuhen tragen, weil dadurch die Fruchtbarkeit der Felder vermehrt wird.[1] Soll die Ernte überhaupt recht fruchtbar ausfallen, so müssen die ersten Halme von einem vierjährigen Kinde geschnitten und das erste Strohband von einem sechsjährigen Kinde gewunden werden, die Hände der Unschuld sollten also zuerst das reife Getreide berühren.

In Landshut war die sonderbare Sitte, daß der Bauer beim Beginn der Ernte drei Ähren nahm, sie über Kreuz auf den Acker legte und dann entweder an das Hausthor nagelte, in den Weihbrunnkessel warf oder auf den Friedhof trug, und es scheint dieß eine Art von Opferung gewesen zu sein, nämlich für die Vögel, für die Kirche oder für die Unterirdischen. Um beim Schneiden nicht zu ermüden und sich mit der Sichel nicht zu verletzen, bindet sich im Laberthal jeder Schnitter einen Gürtel aus drei Halmen, an denen noch die Ähren sind, um den Leib. Zu Königsberg (Oberpfalz) ging man noch genauer zu Werk: der Schnitter schnitt zuerst eine Handvoll Halme, zog einen davon heraus und legte sich denselben auf den bloßen Rücken,

---

[1] Temme. 74.

und dieß that er dreimal nach einander und zwar ohne zu sprechen und an einer einsamen Stelle, damit er auch von niemand angesprochen werden könne. Die drei Halme beschützten ihn nun während des ganzen Schnittes vor Kreuzschmerz. Wer aber den ersten Wagen voll Getreide nach Hause bringt, der soll einige Garben kreuzweise in die vier Winkel der Scheuer legen, damit die Frucht nicht vom Drachen beschädigt werden könne; auch ist es gut, wenn man in die erste Garbe ein Kränzlein legt, in welches ein rothes Ei und geweihtes, mit einigen Tropfen Johanneswein angefeuchtetes Salz eingebunden wurde. Der Kranz muß aber, wenn abgedroschen ist, sogleich ins Ofenfeuer geworfen werden, damit niemand Mißbrauch mit ihm treiben kann. [1]

Um keinen Preis durfte aber, was bei uns jetzt sehr häufig geschieht, am Sonntag geschnitten werden. Da war eine Edelfrau zu Kamin in Pommern, die mochte durchaus keine Christin werden und wollte ihr Gesinde zwingen, am Sonntag die Frucht zu schneiden. Weil sich dieses aber weigerte, ergriff sie selbst die Sichel, aber als sie zu schneiden anfing, erstarrte sie plötzlich, und wer noch nicht glaubte, der ging jetzt hin und ließ sich taufen. [2]

Im Gefolge des heil. Otto war ein Priester Namens Bocatis, der die Leute warnte, am St. Laurenz-Tage Korn zu schneiden, da sie ihm aber nicht gehorchten, fiel Feuer vom Himmel und verzehrte die Ernte. Am Tage Maria-Himmelfahrt traf er einen Mann und ein Weib, welche

---

[1] Panz. II. 212, 217. — [2] Temme. 52.

Getreide schnitten; er mahnte sie an den heiligen Tag, als aber der Mann fortfuhr, stürzte er todt in die Furche und nicht eher konnte man ihm Sichel und Halme aus den Händen ziehen, bis die ganze Gemeinde seinen Frevel anerkannt hatte.

Sonderbar war das Loosen oder Vorherbestimmen, wie das Getreide im Preise steigen oder fallen werde. Man drosch die erste Garbe aus, füllte mit dem Korn einen Topf, strich ihn ab und schüttete das Korn auf eine Ecke des Tisches und wiederholte das mit dem Korn der zweiten, dritten und vierten Garbe. Dann füllte man den ersten Kornhaufen wieder in den Topf, ward er bis zum Abstreichen voll, was von der verschiedenen Lage der Körner herrühren konnte, so wurde das Korn im ersten Vierteljahre wohlfeil, sank es aber ein, so wurde es theuer. Mit dem Korn der drei übrigen Ecken verfuhr man ebenso, und war nun vom Steigen und Fallen der Preise für das ganze Jahr unterrichtet.

Leider kennen wir Jetztlebende das alte Erntefest, Herthafest, Hearfest (von dem sich vielleicht das Wort Herbst ableiten läßt), beinahe nur mehr vom Hörensagen. Einst war dabei der letzte Erntewagen mit Baumzweigen und Feldblumen geschmückt, Schnitter und Schnitterinnen waren bekränzt und bebändert, und sogar die Sicheln, Trinkgefäße und selbst die Peitsche des Kutschers wurden mit Blumen umwunden. Man zog mit Sang und Klang nach Hause, um den Herren der Acker den aus Ähren gewundenen und mit Wintergrün und Dreifaltigkeitsblumen geschmückten Erntekranz zu überreichen, und das Fest mit einem

Tanz zu beschließen. Der heutige Bauer denkt nur mehr daran, wie er es anstelle, um seine meist fremden Schnitter so karg als möglich zu bezahlen.

Die Ähre galt als das Symbol Adams, weil er nach der Verstoßung aus dem Paradiese den Acker bauen mußte. Sie war überhaupt das Sinnbild der Ernte, deßhalb trägt auch das Sternbild der Jungfrau, in welches die Sonne zur Erntezeit eintritt, eine Ähre, und eben so hat die h. Walpurgis zum Zeichen des beginnenden Pflanzenwuchses drei Ähren in der Hand.[1] Die drei ersten blühenden Ähren soll man genießen, um das ganze Jahr vor dem Fieber geschützt zu sein; drei Ähren hinter den Spiegel gesteckt, bringen Glück für das ganze Jahr. Der Wallfahrtsort Dreiähren, in Baiern, entstand, weil man dort drei Waizenähren mit einer Hostie gefunden hatte. Im Pinzgau wuchsen mitten im Winter drei Kornähren und man erbaute an jener Stelle 1694 eine Kirche zu Ehren der h. Maria.[2] In Wassermungenau (Mittelfranken) hat man für das Wintergetreide drei Saatzeiten, nämlich vom 5. bis 10. September, vom 25. September bis 10. October und zu Ende des October; um nun zu erfahren, welche die fruchtbringendste sei, grub man drei reife Ähren ein, und zwar die erste vor Sonnenaufgang gegen Osten, die zweite Mittags gegen Süden, und die dritte nach Sonnenuntergang, nach Westen gerichtet, und diejenige, welche die meisten Halme trieb, deutete auf die beste Saatzeit. Eine muhamedanische Legende läßt den Adam mit dem Getreide vom Himmel fallen, die Körner

---

[1] Menzel, Chr. Symbol. 37. — [2] Kaltenbanck, Marienſagen. 260.

waren damals sehr groß und erst nach dem Fall so klein als sie jetzt sind. Nach einer Mariensage reichten einst die Ähren bis an die Erde herab, weil aber die Leute so bös waren, wollte Gott die Ähren ganz abstreifen, da legte sich aber die gute h. Maria ins Mittel und sie blieben wenigstens am Gipfel.

Eine doppelte Kornähre bedeutet besonderen Segen, und schützt vor dem Einschlagen des Blitzes, wird sie aber zur Zeit eines Kriegs gefunden, so verkündet sie Frieden. Deßhalb schrieb auch Elisabeth Charlotte von Orleans am 15ten Juli 1695:

„Ich bin des Kriegs wohl müde, ich bitte liebe Luise, informirt euch doch obs wahr ist, dass man bei Giessen einen Halm gefunden so der Landgraf von Darmstatt bewachen soll lassen worauf zwei Ähren seyn sollen und ob man einen dergleichen gefunden zu Ende des dreissigjährigen Krieges.“ [1]

Ähren und Trauben sind auch das Symbol des Fleisches und Bluts bei dem h. Abendmahl, daher findet man sie auf vielen alten kirchlichen Gefässen dargestellt. Aus dem Getreide wird Mehl und Brot bereitet. Die Juden hatten zwölf ungesäuerte und mit Weihrauch bestreute Brote, Elisa nährte mit zwanzig Broten hundert Menschen. [2] Christus sättigte, nach Matthäus (XV. 36), mit sieben Broten viertausend, und nach Lucas (IX. 14), mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Mann; der h. Richard sättigte mit einem einzigen Brot dreitausend Mann, und es werden noch

---

[1] Grimm, Myth. 1090. — [2] Buch der Könige. IV. 42.

mehrere solcher wunderbaren Speisungen erwähnt.[1] Bei der Krönung Kaiser Ferdinand III. wurde ihm ein vergoldetes und versilbertes Brot vorgetragen.[2] In der Bretagne läßt man, wenn eine Leiche im Wasser gesucht wird, einen Laib Brot mit aufgestecktem Licht schwimmen, wo der Laib still hält, dort liegt die Leiche, was sich übrigens dadurch erklärt, daß das Brot dort stehen bleibt, wo keine Strömung ist. Will man wissen, wer irgend etwas Unrechtes that, so wirft man kleine Stücke Brot aufs Wasser und nennt bei jedem den Namen eines der Verdächtigen; bei dessen Namen das Brot untersinkt, der ist der Thäter.[3] Die Acta Sanctorum erzählen (vom 25. Jänner), daß der Abt Apollinus bei einer Hungersnoth Korn und Brot erbetete, und zu den verschiedenen Arten mittelalterlicher Gottesgerichte gehörte auch die, daß der Angeklagte zwölf geweihte Gerstenbrote essen mußte und daß er, wenn ihm ein Bissen im Halse stecken blieb, für schuldig erklärt wurde.

Selbst das Stroh war wichtig, denn man bestreute, wegen der Fruchtbarkeit der Felder, in der Christnacht die Fußböden der Kirchen damit, ein Gebrauch, der später als heidnisch verboten wurde; eben so streute man es auf die Hausflur und die Felder, um die Hexen abzuhalten. Zu Görlitz legte man am Neujahrsabend beim Essen Strohbünde unter den Tisch und stellte die Füße darauf. Nach dem Essen mußte Einer auf allen Vieren kriechen und ein Anderer ritt auf ihm und holte die Bündel hervor, mit

---

[1] S. Bergatta, Admiranda. IV. 1. — [2] Berckenmeyer, Cur. antiquit. I. 741. — [3] Blätter f. lit. Unterh. 1837. S. 892.

denen man dann die Obstbäume umwand, damit sie reichlicher trügen. Ein Strohwisch aus dem Bett eines Todten hält die Vögel von der Saat ab. Wer Nachts bei einer Wöchnerin wacht, legt an jede Thüre einen Strohhalm aus dem Wochenbette, dann können weder Gespenster noch das „Jüdel" hereinkommen, das mit den schlafenden Kindern spielt. Stroh, auf welchem man schlief, soll man nicht verbrennen, sonst raubt es die Ruhe. Durch einen geknickten Strohhalm zeigten die Vasallen an, daß sie dem Lehensherrn den Gehorsam aufkündigten. Entehrte Mädchen wurden mit einem Strohkranz auf dem Kopf herumgeführt, und Friedrich der Einzige machte sich bei der Vermählung seines Bruders den Spaß, der Braut am Tage nach der Hochzeit einen Strohkranz zu übersenden.[1]

Das Getreide auf dem Feld bietet öfter großen Schutz. In dem faröischen Volkslied von Odin, Homi und Locki, läßt Odin, um einen Knaben vor den Riesen zu schützen, in einer Nacht ein Kornfeld wachsen, um den Verfolgten zu bergen. Von Billund, in Schleswig, ging einst ein junger Mann aus Jägerup nach Hause, da stürzten ihm Wehrwölfe entgegen, die ihn gewiß zerrissen hätten, wenn er nicht in des Schmieds Roggenfeld gesprungen wäre.[2]

Auch jede einzelne Getreideart hat ihre besonderen Sagen. So ist der Brei vom Roggen eine Lieblingsspeise der Zwerge, weßhalb man ihn zu Lerbach während der Zwölf Nächte nicht ißt; die Hexen baden sich nackt im Roggen, weil sein

---

[1] Bielfeld, Lettres familiaires. II. 94. — [2] Simrock, Myth. 128. Müllenhoff. 233.

Thau kräftigt und verjüngt. Der Roggenthau im Mai vertreibt auch die Sommersprossen. Einem kranken Knaben zu Flachberg sagte die dortige h. Maria im Traum, daß er in einem Roggenfeld eine Wurzel finden werde, die er zu seiner Heilung am Halse tragen solle.[1] Kinder sollen nie in ein Roggenfeld gehen, denn es sitzt die böse Roggenmöhr oder Roggenmuhme darin, die hat schwarze Brüste, und wenn sie die Kinder daran säugt, müssen sie bald sterben. Wenn man drei blühende Roggenähren durch den Mund streicht, wird man von keinem tollen Hund gebissen.[2] Als Georg Fugger von Augsburg die berüchtigte Claudia Porticella heirathete, frug er den Teufel, was er für einen über Nacht gebauten Palast begehre. Der Teufel begehrte Fuggers Seele und dieser sagte zu, indem er sich nur noch eine andere kleine Aufgabe vorbehielt. Als nun der Palast gebaut war, nahm Fugger einen Star Roggen (Korn), verstreute ihn in alle Winkel und Gemächer des Gebäudes, und sagte zum Teufel, daß er seine Seele haben könne, wenn er im Stande sei, alle die Körner zu sammeln. Der Teufel suchte die ganze Nacht, stellte sich mit dem ganzen Star am Morgen bei Fugger ein, und begehrte seinen Lohn. Aber Fugger lächelte und sagte, daß drei Körner fehlen, die, weil sie geweiht waren, dem Teufel zwischen den Krallen stecken blieben.[3] So hatte der Kaufmann den Teufel um Palast und Seele betrogen.

Die Gerste wurde zur Hahnenwahrsagerei gebraucht.

---

[1] Nagel, Unf. l. Frau zu Flachberg. 1. — [2] Curtze, Überlief. v. Waldeck. 402. — [3] Zingerle. 277.

Man zeichnete dazu einen Kreis, theilte ihn in vierundzwanzig Felder und bezeichnete jedes mit einem Buchstaben, zu dem man ein Gerstenkorn legte. Nun stellte man einen Hahn in die Mitte, bemerkte in der Reihe, wie er die Körner aufpickte, die Buchstaben, und suchte ein Wort daraus zusammenzustellen; eine Art zu loosen, welche von den Auguren der Römer herstammt. An manchen Orten gibt man jenen, welche am Wechselfieber leiden, Gerstenkörner in die Hand und pflanzt diese dann in die Erde. Wachsen sie auf und zittern sie beständig, so ist die Krankheit auf sie übergegangen [1]. In einem Jahr, in welchem kein Eisgang ist, soll auch die Gerste nicht gerathen.

Bei dem Säen des Waizen soll der Sämann einen goldenen Ring am Finger haben, damit die Frucht schön gelb werde. Groß war die Furcht vor dem Brand (Uredo) des Waizens, daher mußte man am Harz den Samen stillschweigend auf den Kopf setzen, und dann leise vor sich hin murmeln:

„Waizen ich setze dich auf den Band,
Gott behüte dich vor Tresp und Brand.“

In Bamberg aber zündete man auf dem Felde Stroh an und warf den Waizen durch die Flammen. Auch durfte er nicht am Mauritiustag (22. Sept.) gesäet und kein Waizenstroh verbrannt werden, wenn er von dem Ruß verschont bleiben sollte. Selbst beim Schneiden desselben mußte an manchen Orten, z. B. zu Thannheim in Niederbaiern, eine

---

[1] Zeitschr. f. d. Myth. III. 174.

strenge Ordnung beobachtet werden, und zwar schnitt in der ersten Reihe die Oberdirne, in der zweiten der Oberknecht, dann die Mitteldirne und der Mittelknecht, hierauf die Dritteldirne und der Drittelknecht und zuletzt die Taglöhner, während bei Hafer und Gerste die umgekehrte Ordnung stattfand und ein Taglöhner den Schnitt begann. Waizen und Erbsen am Christabend in die Ställe geworfen, bringen dem Vieh Gedeihen. Wenn man am Christfest während des Gottesdienstes Waizen in der Tasche trägt und ihn dann seinem Geflügel vorwirft, so legt dieses viele Eier und wird fett. Kugeln aber, in die man während des Gießens ein Waizenkorn legt, geben einen sichern Schuß [1].

Von dem Hafer sagt Plinius (XVIII. 44) etwas für den Botaniker besonders Merkwürdiges, indem er berichtet, daß derselbe eigentlich nur ein Fehler sei, in welchen die Gerste so ausgeartet sei, daß er selbst zu einer Art von Getreide wurde, welches von den germanischen Völkern gebaut werde, die keinen anderen Brei als den vom Hafer äßen." Man erkennt ihn, fährt der „Vater der Naturgeschichte" fort, gleich wenn er aufgeht, woraus man ersieht, daß dieser Fehler schon in der Wurzel liege. Übrigens wurde der Haferbrei auch von Thor gegessen, denn in dem Harbahrdslied der Edda sagt dieser Gott, da er bei seiner Ostfahrt in einen Sund kam:

„Eh ich ausfuhr,
Ass ich in Ruh
Hering und Habermus [2]."

---

[1] Jägerbrevier. 168. — [2] Ueberf. v. Simrock. 40.

Von Hel, der in Pestzeiten auf einem dreibeinigen Pferd reitet, kauften sich die alten Skandinavier durch einen Scheffel Hafer los, der für jenes Roß bestimmt war, und noch jetzt legen die Bauern von Mielberg einen Sack mit Hafer auf den Hestenberg. Nachts kommt dann „Jemand“ (Hel?) und holt den Hafer für sein Pferd. Vielleicht eines ähnlichen Ursprungs ist der Haferwurm im Innviertel, ein sehr launenhafter Geist, der bald darüber böse wird, daß man das Haferfeld, seinen Aufenthaltsort, abschneidet, bald aber auch selbst mithilft, und zuweilen sogar am hellen Tage. In anderen Theilen Oberösterreichs wird in der Fastnacht ein Büschel ungedroschenen Hafers auf den Düngerhaufen gesteckt, wenn dann das Störibrot, von dem auch jede der Kühe ein Stück bekommt, gebacken wird, steckt man jenes Haferbüschel in einen der Laibe [1]. In Sachsen geht ein ganz in Haferstroh verhüllter Knecht, der Haferbräutigam, neben dem Schimmelreiter, der zur Erinnerung an den Umzug Wodans herumzureiten pflegt [2].

Das Haferfeldtreiben im Baierischen ist eine Art von Volksgericht, das bei Nacht über diejenigen gehalten wird, welche ein ärgerliches Leben führen. Es soll einst Gebrauch gewesen sein, eine Dirne, die gefallen war, mit Peitschen durch ein Haferfeld zu treiben, nach andern soll das Haferfeldtreiben mit der Vehme verwandt sein. Hundert bis zweihundert Vermummte mit berußten Angesichtern und oft auch bewaffnet, ziehen in einer finsteren Nacht zum

---

[1] Baumgarten. Das Jahr u. s. w. 9. — [2] Weinhold. Weihnachtspiele. 6.

Hause des Beschuldigten, der herausgerufen wird und dem man die Anklage in Knittelversen vorliest. Nach der Anklage machen die Vermummten einen höllischen Lärm mit Schreien und Hohngelächter, mit Pfannen, Peitschen, Trommeln, Glocken, Ratschen (Schnurren) u. s. w. und am Ende folgt eine Ermahnung zur Besserung [1]. Das Haferfeldtreiben gehört strenge genommen nicht eigentlich zu den Pflanzensagen, ich durfte es aber doch nicht unerwähnt lassen, eben so wenig wie die Getreideregen, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten stattfanden, so regnete es z. B.:

im Jahre 722 unter Leo III. (Isauricus) in Campanien allerlei Korn, Roggen, Gerste, Waizen und dergl.;

1531 regnete es zu Sora in Apulien schwarze dicke Brote in solcher Menge, daß mehrere tausend Schweine damit gefüttert werden konnten.

1548 regnete es in Kärnthen zwei Stunden lang und ein paar Meilen weit Korn;

1550 am 25. Juni regnete es zu Weimar und Wernstedt Korn eines Querfingers hoch, welches man mahlte und das gutesBrot gab;

1570 regnete es zu Wels Getreide gleich den Gerstenkörnern, es blieb aber nur den Armen, den Reichen schwand es unter den Händen weg. In demselben Jahre regnete es auch zu Mauerkirchen in Oberbaiern Getreide, welches sehr gutes Mehl gab;

---

[1] Über das Haferfeldtreiben s. Steub. Bair. Hochland 264.

1580 war auf Palmarum in der Mark Brandenburg ein Kornregen, „dem lieben Roggen und dem gesegneten Malz ähnlich"; und

1664 fiel der letzte Kornregen in Ungarn [1].

Diese Getreideregen, wenn gleich in den Aufzeichnungen übertrieben geschildert, haben doch einen natürlichen Grund, denn der Feigenhahnenfuß (Ranunculus ficaria), welcher zwischen seinen Wurzeln kleine, einem Gerstenkorn entfernt ähnliche Knollen trägt, wächst oft in ungemeiner Anzahl, und wenn dann diese Knollen von Regengüssen aufgeschwemmt werden, glaubt der Landmann, sie seien mit dem Regen vom Himmel gefallen. Die schwarzen Brote, die es zu Sora regnete, sind aber wahrscheinlich nichts anderes als die ebenfalls ausgeschwemmten Wurzelstöcke der Erdscheibe (Cyclamen europaeum, Saubrot).

Von dem Brot gibt es noch eine Menge von Gebräuchen und Aberglauben. Man soll beim Anschneiden des Laibes drei Kreuze über ihn machen, damit er länger dauere; wer viel schimmliges Brod ißt, wird alt; wer den Anschnitt eines Brotes allein ißt, wird geizig, wenn man übersiedelt und dabei Brot auf dem Weg verliert, so wird man Mangel leiden; Geld, zu dem ein Stück Brot gelegt wird, bleibt vor bösen Leuten geschützt, wer von seiner Hochzeit her Brot aufbewahrt, dem geht das Geld nicht aus, u. s. w. u. s. w.

Als Christus der Herr mit seinem Begleiter Petrus auf

---

[1] Prätorius. V. blauer Seide C. 10.

der Reise nach Niederaltaich in Baiern kam, baten sie in einem Bauerhof um Nachtherberge, die dessen geiziger Besitzer unter der Bedingniß gewährte, daß die beiden Ankömmlinge beim Dreschen mithelfen sollten. Um zwei Uhr früh kam der Bauer und weckte den Petrus. Als dieser aber fortschlief, wurde der Bauer zornig und ertheilte ihm einige Hiebe. Da legte sich nun der Herr in seiner Güte vorne hin und ließ Petrus an die Wand liegen. Aber als der Bauer wiederkam, und den vorne liegenden noch immer schlafen sah, dachte er sich: mit diesem ist es nichts, und beschenkte den an der Wand liegenden mit einigen Hieben, so daß Petrus zweimal zum Handkuß kam. Endlich gingen sie in die Scheuer. Da zog der Herr eine Ähre aus einer Garbe, hielt sie an die brennende Kerze, und während sie verbrannte, rieselten so viele Körner aus ihr hervor, daß bald ein ganzer Haufen dalag. Der geizige Bauer verwandte kein Auge und wollte es, als der Herr fort war, nachmachen. Allein die Garbe fing Feuer und es verbrannte seine ganze Scheuer. Petrus war gerächt, weil sich der Bauer mit dem Geschenk des Herrn nicht begnügte [1].

Auch die Sage von den Schauerjungfrauen gehört hierher. Es waren in Niederbaiern sieben Schwestern, welche Ziegen hüteten. Da kamen einmal sieben Ritter, verliebten sich in die Jungfrauen und lebten mit ihnen. Darüber wurden die Väter der Ritter erbost, sie fingen die sieben Schwestern sammt ihren Kindern, sperrten sie ein und hingen

---

[1] Panzer, Beitr. II. 20.

die jungen Ritter in Ketten an die Mauern desselben Gefängnisses. Erst als die Schwestern und ihre Kinder gestorben waren, ließen die Väter die gefesselten Söhne wieder los, diese waren aber über die Hartherzigkeit der Alten so erbost, daß ein schrecklicher Kampf entstand, in welchem Väter und Söhne zu Grunde gingen und dabei entstand ein furchtbares Ungewitter, der Hagel schlug alles Getreide und Schafe und Ziegen nieder. Die Geister der sieben Schwestern ernähren sich nun von dem verschauerten Getreide, werden aber nie satt und heißen die Schauerjungfrauen, für die der Bauer beim Kornschneiden ein Büschel stehen läßt, damit sein Feld vor dem Hagel gesichert sei [1].

Ich glaube die zahlreichen Sagen vom Getreide, mit denen man leicht einen ganzen Band anfüllen könnte, nicht besser zu schließen, als mit der Geschichte eines Bauern in Schleswig-Holstein. Dieser Bauer, welcher ein Erzpfiffikus war, hatte den Muth, in Gesellschaft mit dem Teufel einen Acker zu pachten. Als das Feld zum Anbau vorbereitet war, frug der Bauer den Teufel, was er sich für dieses erste Jahr auswählen wolle, das was über oder das was unter der Erde wüchse? Der Bauer wollte nämlich den Bescheidenen spielen, und da der Teufel nun auch seinerseits gerecht erscheinen wollte, schlug er vor, um den Gegenstand zu würfeln. Der Bauer war es zufrieden und würfelte Zehn. Der Teufel gebrauchte aber seine geheimen Künste, er würfelte Zwölf und wollte nun das behalten, was über der Erde wüchse; der schelmische Bauer schnitt ein sehr

[1] Panzer. Beitr. I. 87.

trübes Gesicht und schlich sich davon, als ob er schon alles verloren hätte. Er baute aber ganz heimlich Rüben, so daß der Böse nichts als die Blätter bekam, der, darüber aufgebracht, für das nächste Jahr das begehrte, was unter der Erde wachse. Da baute der Schleswiger wieder in aller Stille Waizen an, und so wurde der Teufel, der, wie man hieraus ersieht, ein gar mittelmäßiger Ökonom war, zweimal um die Ernte betrogen.

VI.

Die Pflanzen mit zwei Keimblättern.

(Dicotyledonen.)

A. Die fünf grösseren Pflanzengruppen.

Die bei uns heimischen Pflanzen mit zwei Keimblättern bilden eine so große Masse, daß es, auch wenn man die giftigen Gewächse und die Garten- und Baukräuter von ihnen trennt, noch immer schwierig bleibt, sie so zu ordnen, daß man für die vorliegenden Zwecke eine schnelle Übersicht gewinnen könnte, und da nun die Sage an der Pflanze, die Pflanze aber nicht an der Sage hängt, dürfte es am besten sein, wieder den natürlichen Weg beizubehalten und jede

Pflanzenfamilie für sich zu betrachten, da sich die verschiedenartigsten Sagen an einzelne Mitglieder dieser Familien knüpften.

Eine der größten dieser Familien oder Ordnungen, wie sie der Botaniker nennt, ist jene der Korbblüthler (Compositen), von der wir achtundachtzig Arten zählen, und die deßhalb auch den Reigen eröffnen mag. Wir finden da auch gleich die obige Andeutung bestätigt, denn die gewöhnliche Eberwurz (Carlina vulgaris) und die stengellose Eberwurz (Carlina acaulis) sind nicht nur Schwestern, sondern finden sich auch häufig auf demselben Boden neben einander, und dennoch ging die Erstere in der Sage ganz leer aus, während die Zweite eine besondere Bedeutung erhielt, und zwar gewiß nur deßhalb, weil es auffiel, daß ihr der Stengel fehle. Ein zweiter Grund war der, daß sie nur bei Sonnenschein ihre Blüthen öffnet und im Regen geschlossen hält. Sie galt deßhalb schon längst als wetterkündend. Ihr lateinischer Name stammt daher[1], weil Kaiser Karl dem Großen, als in seinem Heere die Pest war, im Traum ein Engel erschien, der einen Pfeil abschoß, welcher auf die Eberwurz niederfiel und sie daher als Heilmittel gegen die Krankheit des Heeres bezeichnete. Eberwurz aber heißt sie, weil sie von den durch das Bilsenkraut gelähmten Ebern aufgesucht werden soll. Wegen ihrer heilenden Kraft nagelt man sie auch an den Trog der Hausschweine. Wer Eberwurz bei sich trägt, wird niemals müde, ja dieses Kraut entzieht sogar dem Mitwandernden

---

[1] Tabernämontanus. Kräuterbuch von 1687. 1069.

die Kraft und trägt sie auf den Besitzer der Eberwurz über. Man hieng sie aus dieser Ursache auch beim Wettreiten den Pferden um den Hals. Weil sie aber dem Anderen die Kräfte entzog, wurde sie auch dazu mißbraucht, daß man sie jemand Mißliebigen heimlich anhängte, wodurch dieser allmählich hinstechte [1]. Sie half übrigens gegen das Sodbrennen, und man vertrieb mit ihr die Blattern in den Augen, indem man sprach:

„Eberwurz ich spreche dich an,
bist du Frau oder Mann,
behalte du deine Kraft und Saft,
wie die liebe Frau ihre Jungfrauschaft.“

Am Lechrain streicht man den Kühen dreimal mit Brot und Eberwurz über den Rücken [2].

Auch unter den neunzehn in Deutschland vorkommenden Arten von Beifuß (Artemisia) erfreuten sich nur zwei einer besonderen Aufmerksamkeit, nämlich der stabähnliche Beifuß (Artem. abrotonum, Stabwurz) und der Wehrmuth (Artem. absinthium), die andern blieben beinahe völlig unbeachtet.

Der Beifuß war bei den Griechen der Diana, als Schützerin der Gebärenden, geweiht, und noch im Mittelalter galt der Glaube an die Heilkraft der Pflanze bei gewissen Leiden der Frauen. In einem deutschen Kräuterbuche des Vaticans (Cod. Ms. 4847) findet sich hierüber folgende Stelle:

---

[1] Grimm, Myth. 1234. — [2] Leopr. 28.

„Welch weib ir sucht uber die zeit peitet, die sol dez roten biboz pleter ze tal pflucken, und denn sieden und nûtzen. Wert aber die sucht ze lang, so pflucke sie dez weissen biboz pleter ze berge und nütze die gesoten, er verget ir.“ [1]

Der Beifuß galt auch als ein treffliches Mittel gegen das Neſtelknüpfen und verjagte alle Geiſter, die den Eheleuten einen Tort anthun wollten. An die Füße gebunden, ſchirmte er vor Ermüdung und vor den Biſſen der Hunde und Schlangen, aber er mußte dazu im Zeichen der Jungfrau gegraben ſein [2]. Er vertreibt alle Wibel (Käfer) und anderes Ungeziefer aus den Speichern, und ſichert Kinder vor Beherung. Beherte Milch und verſchrieene Eier werden durch einen Schlag mit einem Beifußſtengel entzaubert. Der Teufel fürchtet den Beifuß, und wo Beifußwurzeln an das Haus genagelt ſind, können keine böſen Geiſter herein, und das Gebäude iſt vor Feuersgefahr geſchützt. Auch um Johannis wird Beifuß gegraben; man gürtet ſich mit demſelben und wirft dann dieſe Kränze in das Johannisfeuer, um aller Übel ledig zu werden. Unter den Beifußwurzeln findet man gewiſſe Steine, welche Narrenkohlen oder Thorellenſteine genannt werden und um den Hals getragen, das Fieber, die fallende Sucht und andere Krankheiten heilen [3]. Auch die traurigſte der Krankheiten der Jugend, nämlich die Schwindſucht, ſollte durch den Beifuß geheilt werden. Als ein Mädchen in Galloway ſo lungen-

---

[1] Anz. f. K. d. Vorzeit 1854. S. 185. — [2] Panz. I. 249. — [3] Tabern. 30.

krank war, daß all' ihre Lieben an der Rettung verzweifelten, sang eine weise Meerfei:

„Ihr laßt sterben das Mädchen in eurer Hand,
Und doch blüht die Mugwurz rings im Land."

Man gab der Kranken den Saft der Mugwurz (vom celt. micglo = wärmen) und das Mädchen genas. Eine andere Jungfrau war an der Schwindsucht gestorben. Als man ihre Leiche an dem Hafen von Glasgow vorüberführte, erhob sich die Meerfei und sang:

„Wenn sie Nesselsaft tränken im März,
Und Mugwurz äßen im Mai,
So ginge noch manch fröhliche Maid
Munter am Ufer des Clay [1]."

Es ist um so merkwürdiger, daß der Beifuß eine solche Wichtigkeit erlangte, da seine äußere Erscheinung durchaus nichts Auffallendes hat, und seine Blüthen zu den bescheidensten gehören. Sein Beiname Stabwurz rührt von seinen geraden Schößen her, von denen man glaubte, daß sie „Pfeilspreißen und Dörn" auszögen [2].

Der Name Wermuth stammt trotz aller gelehrten Grübeleien wahrscheinlich nur von der wärmenden Kraft der Pflanze her, worauf auch schon die oben angeführte Mugwurz deutet [3], und hieß vielleicht einst schlechthin Wärmet (der Wärmende). Er wird gewöhnlich nur als Heil-

---

[1] Grimm, Mythol. 1162. — [2] Tabern. 52. — [3] Vgl. meine Studien über deutsche Pflanzennamen I. 91.

pflanze betrachtet und ist im Vergleich mit dem Beifuß sehr arm an Sagen. Er hilft nur gegen das Beschreien der Kinder; erzeugt, in die Schuhe gelegt, Eßlust; hilft gegen den Alp, und gehörte zu den neunerlei Kräutern. Er scheint einst sorgfältig gebaut worden zu sein, da er noch jetzt in den Ruinen am Rhein wuchert. Man zierte Todtenbahren und Gräber mit Wermuth, und legte ihn in der heidnischen Zeit bei dem Verbrennen der Leichen auf den Holzstoß. Alten Überlieferungen zufolge wird am Niederrhein in die für die Grundmauern gegrabenen Gruben eines Bauernhauses, Salz, Asche, Getreide und Wermuth gestreut, vermuthlich um jeden Spuck abzuhalten. Endlich gehört noch folgende Jägersage hierher: wenn ein Jäger einen Hasen sieht, der ihn ruhig herankommen läßt, und sogar noch mit den Läufen trommelt, so ist dieser Hase eine Hexe, dem Jäger versagt der Schuß, und die Flinte ist gebannt und kann nur durch Wermuth entzaubert werden [1].

Eine besondere Beachtung fand auch die Wegwarte (Cichorium), von welcher Paracelsus sagt, daß ihre Blumen sich nach der Sonne drehen und daß ihre Kraft im Sonnenschein am höchsten sei, daß sich aber ihre Wurzel nach sieben Jahren in einen Vogel verwandle. Die Wegwart ist der Sage nach eigentlich eine Jungfrau, die im Gram um ihren Geliebten, oder eine Frau, die in Trauer um ihren Gemahl, stets am Wege saß und in diese Blume verwandelt wurde. Einst ward einer Prinzessin ihr Geliebter untreu, da wollte sie sterben vor Leid und doch wieder

---

[1] Montanus I. 141. 168.—II 98.

nicht sterben, damit sie ihn noch immer sehen könne. Endlich erbarmte sich Gott, und wandelte sie sammt ihrem blauen Kleide in die Wegwarte [1]. Eine andere Lesart erzählt, daß ein Mädchen sieben Jahre lang um ihren in der Schlacht gefallenen Geliebten weinte und dann, als man es bereden wollte, einen anderen Mann zu wählen, erwiederte:

„Eh als ich lass das Weinen stehn,
Will ich lieber auf die Wegscheid gehn;
Eine Feldblum' dort zu werden." [2]

Die Sage von der Frau Wegwart scheint überhaupt sehr verbreitet gewesen zu sein, weil sie so häufig und in so mancher Form erscheint; unter anderem heißt es auch, sie sei einst eine Frau gewesen, die ihres Buhlen am Wege wartete und wegen ihrer Untreue in diese Blume verwandelt wurde.

Die Wegwart soll am St. Peterstag um zwei Uhr zur Vesper mit einem Hirschgeweih und ohne sie mit der Hand zu betasten, gegraben werden, dann kann man sich mit ihr der Liebe jener Personen versichern, welche man damit berührt. Wer sie bei sich trägt, ist vor Banden sicher, und wäre er selbst im Schlafe gebunden worden, so springen bei seinem Erwachen die Stricke entzwei [3]. Weil sich die Wegwart immer nach der Sonne wendet, sagt die „Bedeutung der Blumen" von ihr (Nro. 21):

„Wer Wegweisblumen trägt, der wünscht, dass

---

[1] Panz. II. 204. — [2] Meinert. 5. — [3] Zeitschr. f. d. Myth. III. 326.

er auf alle Tugenden hingewiesen werde, die seiner Liebsten gefällig sind. Wem es aber von seiner Liebsten geboten wird, der soll bedenken, dass er immer auf dem rechten Weg sei, und sich durch nichts ablenken lasse, und sein Herz, seine Sinne, sein Gemüth, mit ganzem Willen nach seiner Liebsten kehre, wie auch die Wegweise sich allezeit wendet gegen die Sonne."

Die Wegwart blüht, der Sage nach, des Morgens dunkelblau, des Mittags lichtblau und Abends weißlich, sie bleicht nämlich aus. Die rein weiße Wegwarte ist selten; wer sie findet, hat Glück, doch muß er sie sogleich an einen Stab festbinden, sonst ist sie am nächsten Morgen verschwunden. Diese weiße Wegwart, welche als die männliche galt, hat, wie die Stabwurz, die Kraft, Dornen und Nadeln aus der Haut zu ziehen. Wer sie am Jakobstag (25. Juli) schweigend und mittelst eines Goldstückes ausgrub, war, wenn er sie bei sich trug, stich- und schußfest und konnte sich unsichtbar machen [1]. Man steckte sie auch in den Flachs, damit er sich feiner röste. Es ging der Glaube, daß alle Wegwarten verwunschene Menschen seien, und die vielen blauen sollten böse, die seltenen weißen aber gute Leute gewesen sein. Brunfels [2] erzählt, wie es eine wunderliche Wirkung der Natur wäre, daß die Wegwartblume, wenn man sie in einen Ameisenhaufen würfe, roth würde, wie Blut. Diese Wirkung ist aber nur die Folge der in dem Haufen befindlichen Ameisensäure, durch welche

---

[1] Meier 238. — [2] Kräuterbuch von 1531. S. 288.

sich die blauen Blumen ebenso röthen, wie Lackmuspapier. Besonders phantasiereiche Leute glaubten in diesem Roth sogar wirkliches Blut zu erblicken, und meinten daher, es sei ein Frevel, jenen Versuch zu wagen.

Die Sippe unserer Flockenblumen (Centaureen) zählt einundzwanzig Arten. Die Pflanze soll ihren lateinischen Namen von dem Centauren Chiron erhalten haben, und führt den deutschen Nebennamen: Erdgalle (fel terrae) von der Bitterkeit ihrer Säfte, die, wie Plinius sagt, schon den Galliern bekannt war. Die Flockenblume wurde meist nur als Arzneipflanze benützt, besonders gegen die „Bitterfucht", wenn sich nämlich jemand den Magen so arg verdorben hatte, daß ihn jede Speise bitter däuchte. Nur eine Blüthe dieser Sippe erregte durch ihre schöne blaue Farbe die Aufmerksamkeit des Volkes, nämlich die Kornblume (Centaurea cyanus). Sie wurde allenthalben zum Schmuck benützt, galt aber, weil ihre Farbe ausbleicht, als ein Zeichen der Veränderlichkeit, die „Bedeutung der Blumen" sagt daher (Nr. 12):

„Wer sein Herz wandelt und selbst nicht weiss wobei er bleiben will und seinen Wankelmuth verholen trägt, der soll Kornblumen tragen, die sind blau und lustiglich und färben sich weiss, sie mögen nicht lange ihre Farbe behalten und zeigen ihren Wandel."

Eine Kornblume am Frohnleichnamstage ausgegraben, stillt das Nasenbluten, wenn man sie so lange in der Hand hält, bis sie erwärmt ist. Weil die Kinder aber wegen der Kornblumen allzugern ins Feld gehen, sitzt das Korn-

wif oder die Tremsemutter im Feld, um sie zu verscheuchen.[1]

Auch der Löwenzahn (Leontodon taraxacum), der im Frühling auf allen Wiesen in zahlloser Menge erblüht, erweckte die Theilnahme des Volkes. Die Kinder trompeten mit den Stengeln und flechten Ketten daraus, sie blasen den Pappus weg, den sie Lichtlein nennen, um zu sehen, wie lange sie noch leben; und wer im Stande ist, ihn auf einmal weg zu blasen, der hat Glück in der Liebe. Der Löwenzahn macht den Liebenden in den Augen seiner Geliebten schön. Durch die Milch des Löwenzahns kommt man in aller Leute Gunst, und die Wurzel desselben am Halse getragen vertreibt die Flecken und das Fließen der Augen. Die Blüthe des Löwenzahns erinnert an die strahlende Sonne, sie deutete daher auf die Freuden des Sommers.

Der Alant (Inula) wurde von den Römern das britanische Kraut genannt,[2] weil er auf den zwischen Germanien und Britanien liegenden Inseln gefunden wurde, wo er, um heilsam zu sein, vor dem ersten Donner gesammelt werden mußte. Er schützte gegen Halsleiden und gegen Schlangen. Cäsar traf in Germania, jenseits des Rheins in der Nähe des Meeres, eine Süßwasserquelle von so schädlicher Art, daß wer zwei Jahre hindurch daraus trank, zuerst die Mundfäule (Stomakake) und dann ein Leiden in den Kniegelenken (Skelotribe) bekam, wogegen nur der Alant half, und die biederen Friesen waren es, welche den erkrankten Römern diese treffliche Pflanze kennen lernten. Der Alant heißt

---

[1] Rochh. Kinderlied. 242. — [2] Plinius. XV. 6.

wegen seiner ebenfalls der Sonne ähnelnden Blüthen am Niederrhein: Odinskopf. Er verscheucht den Alp, verhütet Zauber und Beherung, und schützt vor Gewittern.

Das Ruhrkraut (Gnaphalium dioicum) wird am Morgen des Mariahimmelfahrt-Tages gesammelt und schützt dann gegen den Blitz. Man bindet Kränze daraus und hängt diese, oft zwei und drei in einander geschlungen, in der Stube ober dem Tisch auf. Wird das Ruhrkraut, welches die rothe Ruhr heilen soll, an einem doppelten Sonntag, d. i. an einem solchen, der mit einem Feiertag zusammenfällt, stillschweigend ausgegraben, so macht es, wie mehrere der früher genannten Kräuter, schußfest und unsichtbar. An manchen Orten ziehen die Mädchen schon um zwei Uhr Morgens hinaus, um Ruhrkraut zu pflücken und Kränze daraus zu winden, welche auf Beständigkeit in der Liebe deuten. Besonders geschätzt ist das Edelweiß (Gnaphalium leontopodium), welches oft an den steilsten Felswänden wächst und von den Burschen zuweilen mit Lebensgefahr gesucht wird, weil es am Hut getragen als ein Zeichen der Kühnheit im Klettern gilt. Die Blume verwelkt nicht, der Bursche schenkt sie daher seiner Liebsten als Zeichen der Treue. Der arme Älpler hat oft kein anderes Geschenk für seinen Schatz, und steigt zuweilen schon Samstags hinauf in die Klippen und Mauern (Felswände), um das Edelweiß zu finden, und gar mancher, der vom Nebel überfallen oder vom Schwindel erfaßt wurde, kehrte nie wieder zurück.

Das Maaslieb (Bellis) war der Ostara gewidmet, denn mit dieser Blume wurde der festliche Osterpokal ge-

schmückt. Ludwig der Heilige wählte Lilie und Maaslieb zu seinem Sinnbild und ließ einen Goldring fertigen, der einen aus diesen Blüthen geflochtenen Kranz darstellte. Das Maaslieb erhielt seinen Namen daher, weil man es als Blumenorakel benützt, weßhalb es auch „Rupfblume“ heißt. Die „Bedeutung der Blumen“ sagt von demselben (Nr. 22):

„Wer Rupfblumen trägt ungerupft, der weiss nichts besonderes an seiner Liebsten, wer sie gerupft trägt bis auf zwei Blätter, der versteht dabei Gerechtigkeit, wem aber ein Blättchen stecken bleibt, so bedeutet es, dass ihm Unglück geschehen sei.“

Auch eine nahe Verwandte der Bellis, nämlich die Perlenblume (Margarita oder Chrysanthemum leucanthemum) diente zu jenem Orakel, allein man benützt sie auch zu anderen Looszeichen, so wirft man z. B. die inneren, gelben Blüthen derselben in die Luft und hält dann die umgekehrte Hand hin, so viele jener kleinen Blüthen auf ihr liegen bleiben, so viele Jahrzehnte lebt man, so viele Frauen, Kinder u. s. w. wird man haben. Wenn man eine Perlenblume am Charfreitag pflückt und schweigend in eine Schachtel legt, so wird nach einem Jahr ein schwarzer Wurm daraus. Wer dann die Schachtel eröffnet, muß sehr vorsichtig sein, denn sieht der Wurm den Menschen zuerst, so muß dieser noch in demselben Jahre sterben, erblickt aber zuerst der Mensch den Wurm, so bringt dieser viel Geld.[1] Wie der Aberglaube entstanden sei, daß sich die hübsche Blume in

[1] Panzer. II. 305.

einen Wurm verwandle, ist nicht leicht zu erklären, jedenfalls bleibt es ein sehr wunderlicher Einfall.

Auch die Gemswurz (Doronicum) wurde früher bei den Rupfblumen genannt. Man looste beim Abzupfen ihrer Strahlblüthen, wohin man nach dem Leben kommen werde, in die Hölle, ins Fegfeuer oder in den Himmel; Mädchen fragen damit, ob sie die Frau eines Bauers, Bürgers, Edelmanns oder Bettlers würden, und die Bursche löseln, ob sie Bauer, Soldat, Student, Herr, Bettelmann, Edelmann, König oder Kaiser werden sollen. Die Pflanze wird von den Gemsen sehr geliebt und von ihnen aufgesucht, weil sie vor dem Schwindel behütet, weßhalb sie auch von Gemsjägern, Schieferdeckern und Seiltänzern getragen wird. Auch sie soll, zur rechten Stunde gegraben, vor Hieb und Stich schützen.

Über die Distel finden sich in der „Bedeutung der Blumen“ [1] zweierlei Angaben. Die erste weist darauf hin, daß jener, dessen Liebste ihn unbeachtet läßt und seiner unwerth ist, Distelblumen tragen soll, denn diese bezeichnen eine Liebe, die nicht abläßt, indem die Distel die Art hat, daß sie desto besser wächst, je mehr sie zu leiden hat. Die zweite ist mehr satyrischer Art und lautet:

„Wer ein esellicht Lieb hat, und sein Liebstes nicht bewegen kann zu keiner Zucht und Ehren, der soll es heissen Disteln tragen, denn wenn man den Esel auch zum Klee treibt, so will er doch bei den Disteln bleiben.“

---

[1] Nr. 29 u. 30.

Als Hungo, König der Pikten, über Athelstane gesiegt hatte, stiftete er den Orden des h. Andreas und nahm die Distel in das Wappen mit der Umschrift: Nemo me impune laeserit. Einst entdeckten die Disteln auch einen Mörder, und zwar zu Hohenzoll. Es wurde dort ein Krämer von einem Bauern überfallen und seines Geldes wegen erschlagen. Der Krämer rief in der Todesangst: „die Disteln werden dich verrathen!“ — Der Bauer war aber zu böse, nahm das Geldkistchen und eilte hinweg. Er wurde jedoch von da an in sich gekehrt und schweigsam, sah mißtrauisch nach den Disteln und fürchtete sich vor ihnen. Endlich baut er Waizen, ist aber dabei so tiefsinnig, daß ihn seine Nachbarn fragen, was ihm fehle, und er versetzt beklommen: „ich darfs nicht sagen und die Disteln werden es nicht sagen.“ — „Warum die Disteln?“ frug man weiter, und als man dringender wurde, verwirrte sich der Bauer so sehr, daß er endlich die That gestand.[1] Alle Sagen dieser Art sind Varianten der Kraniche des Ibycus, und immer ist es das Gewissen, das den Verbrecher zum Reden treibt. Auch Chamisso's Gedicht: „die Sonne bringt es an den Tag“ gehört in diese Reihe.

Von den übrigen Korbblüthlern dienen gegen Hexen und Zauber: der Rainfarrn (Tanacetum) und das Habichtkraut (Hieracium pilosella). Die Schafgarbe hilft gegen die Rippengeschwulst der Kinder, gegen Pest und Viehseuche; sie wächst besonders gern an jener Stelle, an welcher man nach dem Essen am Weihnachtstage das Tisch-

[1] Lyncker. 113.

tuch ausschüttelt. Durch die Klette (Lappa) wurden die Ratten vertrieben, und wer in der Liebe unbeständig ist, der soll Kletten zum Abzeichen tragen, weil sich diese an Jedermann hängen.[1] Gegen den Blitz schützen das dem Thor geweihte Donnerkraut (Eupatorium cannabinum) und das zuvor genannte Habichtkraut. Das Greiskraut (Senecio vulgaris) half den Frauen bei ihren Leiden und sicherte die Kinder vor dem Verschreien. Aßen die Gemsen vor Sonnenaufgang Sternblumen (Astern), so waren sie für zwei Tage schußfest.

Eine zweite sehr verbreitete Pflanzenfamilie ist jene der Schmetterlingsblüthler (Papillionaceen), welche aus zweiunddreißig Arten besteht, von denen manche, wie z. B. der Klee, zu den Baukräutern gehören. So häufig man bei uns die Papillionaceen antrifft, so gering sind im Ganzen die mit ihnen verwebten Sagen: Es sind ja meist nur nützliche Kräuter, die ohne menschliche Hülfe gedeihen und daher ziemlich unbeachtet blieben, besonders da sich auch nur wenige Heilpflanzen unter denselben befinden. Am meisten erfreute sich noch der Ginster (Genista), und das mit ihm nahe verwandte Pfriemenkraut (Spartium) der Aufmerksamkeit und zwar mehr in früherer als in späterer Zeit. So sagt ein hebräischer Commentar über die Psalmen (Midnasch Tillim), daß zwei Reisende in der Wüste ihr Mittagsmahl bei einem Feuer von Ginsterruthen gekocht, und bei ihrer

---

[1] Bedeutung der Blumen. Nr. 57.

Rückkehr im nächsten Jahr die Kohlen noch glühend gefunden hätten. Weil der Ginster hoch über die anderen Kräuter des Bodens emporragt, galt er als ein Zeichen der Vornehmheit. Als Ludwig der Heilige im Jahre 1234 nach der Krönung seiner Gemahlin, Margarethe von der Provence, einen Orden stiftete, wählte er die Ginsterblume zum Abzeichen desselben, mit dem Wahlspruch „exaltat humiles.“ Auch seine Leibwache trug Röcke, auf welchen vorne und rückwärts eine Ginsterblüthe gestickt war.

Das Pfriemenkraut, welches noch in vielen Gegenden zu Besen benützt wird, stecken die Mädchen in die Schuhe, damit ihnen ihr künftiger Bräutigam begegnen soll.[1] Es verscheucht die Hexen, und Zweige davon in die Küchengärten gesteckt, vertreiben alles „hinein gezauberte“ Ungeziefer, nämlich Schnecken, Raupen und Erdflöhe. Wer drei Pfriemenstengel bei sich trägt, ist vor den Bissen wüthender Hunde gesichert.

Der Wundklee (Anthyllis vulneraria) und der Steinklee (Melilotus) sind unter den Schmetterlingsblüthlern die vorzüglichsten Wundkräuter. Der Steinklee war der Ostara geweiht, weßhalb man auch Kränze, die aus seinen Blüthen gewunden wurden, in das Osterfeuer warf. Er heißt auch „Siebengezeit“, weil seine Blumen siebenmal des Tages ihren Geruch verlieren und wieder gewinnen sollen.

Das Wirbelkraut (Astragalus) war gleich dem Eupatorium dem Donar gewidmet, und wurde ebenfalls in das Osterfeuer geworfen, ja selbst als der h. Bonifacius den

---

[1] Curtze. 401.

Götzen Rheto gestürzt hatte, war es noch lange Gebrauch, Wirbelkrautkränze in die festlichen Flammen zu werfen.[1]

Die dritte unserer größeren Pflanzenfamilien wird von den sogenannten Kreuzblüthlern (Cruciferen) gebildet, von denen wir nicht weniger als 51 Gattungen und 196 Arten kennen, da jedoch ihre Blüthen im Ganzen noch weniger auffallend sind, als jene der vorigen Ordnung und oft ganz unscheinlich werden, so blieben sie außer den hierher gehörigen Baukräutern, wie Kohl, Senf u. a. für die Sage völlig vergessen. Nur vom Hungerblümchen (Draba verna) heißt es, daß wenn es in großer Menge erscheine, auf eine schlechte Ernte deute. Das Täschelkraut (Capsella bursa pastoris) dient den Kindern zum Spielen, zum „Herzerlpflücken", weil die Fruchtschoten herzförmig sind, und die Wasserkresse (Nasturtium aquaticum) wurde von demjenigen als Abzeichen getragen, der seine Liebe treu im Herzen trug, wenn er gleich wenig Gegenliebe fand.

Nicht minder arm an Pflanzensagen ist die vierte unserer größeren Pflanzengruppen, nämlich jene der Doldenträger (Umbelliferen), von denen wir siebenundsechszig Arten in unseren Gauen zählen. Sie zeigen an ihren Schirmblüthen eben so wenig Auffälliges als die vorigen, und selbst der Botaniker kann sie ohne ihre Früchte nicht mit Sicherheit

---

[1] Zeitschr. f. d. Myth. III. 364.

bestimmen. Am meisten Aufmerksamkeit fand noch die Bibernell, welche den Alten unbekannt war und deren Name erst von Nikolaus Myreps in das lateinische Pimpinella umgemodelt wurde. Sie galt als eines der vielen Mittel gegen Gift und Zauberei, und wurde bis in die neueste Zeit als wohlthätig gegen Seuchen gepriesen. Als im Jahre 1629 so viele Menschen am schwarzen Tod starben, ging die Sage, daß ein Mann im Toggenburgischen eine Stimme vom Himmel hörte, welche rief:

„Esset die Bibernelle,
So sterbt ihr nicht so schnelle!“

Einst raffte in Kissingen eine Seuche viele Leute hinweg, bis endlich ein Vogel erschien, der sich auf die Gräber setzte und pfiff:

„Ihr Leut', ihr Leut', ess Bibernell,
So werd't ihr bleiben mein Gesell.“

Hierauf legte man Bibernellwurzel in Branntwein, trank diesen und die Pest hörte auf. An anderen Orten heißt es, daß bei einer ähnlichen ernsten Gelegenheit ein Engel gesungen habe:

„Ihr Junggesell'
Esst Bibernell,
So sterbt ihr nicht so schnell.“

Da im Jahre 1832 die Cholera in Gaden bei Wien wüthete, flog ein Vogel aus dem Wald, setzte sich auf den Kopf eines Mannes und rief:

„Esst Kranenbeer und Bibernell
So sterbts ned so schnell.“

An dieser Stelle wurde vor das Haus Buschmanns eine Pestsäule erbaut, und der Vogel soll auch bei Trumau ge-

sehen worden sein.[1] Als die letzte große Viehseuche am Lechrain war, kamen Vögel von seltsamem Aussehen dahin, und sangen ebenfalls ein Lied von der Bibernell, die demnach als ein Kraut galt, mit dem man den Tod verscheuchen konnte, und wahrscheinlich zu ihrem Ruf durch ihre bittere, aber gewürzhafte Wurzel gelangte. Als ein Hexenmeister zu Fulda verbrannt wurde, rief er: „Hätt' ich Aron und Bibernell gekannt, so würd' ich nicht verbrannt!" Die Bibernell sollte aber auch säugenden Frauen viele Milch bringen, und zu diesem Zwecke durften sie diese nur auf der Brust tragen.[2]

Der Wassermerk (Sium) soll wegen seiner süßen Wurzel schon von den Germanen angebaut worden sein, da sich, wie Plinius angibt, Kaiser Tiberius, der diese Wurzel liebte, eine bestimmte Zahl derselben als jährlichen Tribut bedingte. Sie hieß bei den Römern Gelduba.

Die Engelwurz (Angelica) war den Alten ebenfalls nicht bekannt. Nach Hotton[3] hat sie diesen Namen, „weil sie dem Würgengel der Pest so gewaltig widersteht." Eine andere Sage gibt an, daß zur Zeit der Pest ein Engel zu einem frommen Mann gekommen sei und ihm die Pflanze, wahrscheinlich wegen der aromatisch bittern Wurzel, als Heilmittel anempfahl. Die Angelika (Angstwurz) heißt im Norden Hvann, und wird dort statt der Palmzweige getragen. Sie hilft gegen Vergiftungen, gegen Würmer, und macht die angezauberten Geschwüre aufbrechen, aus welchen dann

---

[1] Zeitschr. f. d. Myth. IV. 26. — [2] Helwig, Zauberarzt 204. — [3] Kräuterbuch. 14.

„alte Fetzen, Werch, Fliegen, verkohlte Dochte u. s. w. hervorkommen.“ [1] Ihre nächste Verwandte, die Erzangelika, aus der die Kräutermänner eine Archangelica machten, ist noch kräftiger gegen Zauberei; sie verjagt alle Hexen, Druden, Geister und Kobolde, hilft gegen den Hexenschuß (Ulcera magica) und wer sie bei sich trägt, ist vor allen bösen Einflüssen gesichert.

Die Meisterwurz (Imperatoria) stand in besonderer Beziehung zu der Sonne, half gegen Gift, Pestilenz und böse Augen. Wenn Pferde nicht ermüden sollten, gab man ihnen Kugeln zu essen, die aus Meisterwurz, Gerstenmehl, harten Eiern und Branntwein geknetet waren; und die Mannstreu (Eryngium) wurde den Männern von den Frauen in das Bett unter das Linnentuch gestreut, damit sich die Herren — nicht allzusehr dem Schlaf ergaben.

Die fünfte der größeren Ordnungen unserer deutschen Pflanzen begreift die dreiunddreißig Arten von Lippenblüthlern (Labiaten). Ihre Blumen, obgleich einander sehr ähnlich im Bau, zeigen mannigfaltige Farben, und mehrere derselben besitzen einen ausgezeichneten Duft, weßhalb sie auch die Aufmerksamkeit des Volkes in höherem Grad auf sich zogen, als die vorigen Pflanzensippen. Eine besondere Bedeutung gewann eben eine der kleineren Labiaten, nämlich der Gundram (Gundelrebe, Glechoma), der wegen seiner blauen Blüthen, in welchen man die Farbe des

---

[1] Babst. 249.

Blitzes wiederfah, dem Donar geheiligt war, so wie er auch dem Boten dieses Gottes, dem Kobold, dargereicht wurde.[1] Grimm glaubt, daß das Wort „Gund" auf die alte Walkyrie führe.[2] Der Gundram schützte vor allem Zauber und vor dem Gewitter. Wenn man am Walpurgistag einen Kranz von Gundram aufsetzt, erkennt man alle Hexen, und wenn die Kühe im Frühling zum erstenmal ausgetrieben werden, soll man sie zuvor durch einen Kranz von Gundelreben melken.[3] Gundram, Wasserlinsen und Salz im Kuhstall ausgestreut, bewirken, daß das Vieh viel Milch gibt. Endlich hilft der Gundram auch gegen Zahnschmerz, denn als St. Petrus einmal an diesem litt, sprach der Herr zu ihm:

„Nimm drei Gundelreben —
Und lass sie in deinem Mund umschweben."

Sonst bestreicht man die schmerzende Stelle mit drei Gundramstengeln und hängt diese im Schornstein auf.[4]

Eines der besten Mittel gegen Hexen, Nixen und überhaupt gegen das ganze Geistergesindel, ist der Dost (Origanum), denn man darf ihn nur berühren, so weichen alle Kobolde, Druden und selbst der Gottseibeiuns. Ein Gespenst verlockte einst eine Frau bis hinaus in den Garten; hier sah es aber Dosten und Dorant (Antirrhinum) wachsen und warnte die Frau mit den Worten:

„Heb auf dein Gewand,
Dass du nicht fallst auf Dosten und Dorand!"

---

[1] Mannh. Mythol. I. 6. — [2] Mythol. 393. — [3] Rockenphilos. 962. 963. — [4] Wolf, Sag. Nr. 13.

Allein gerade dadurch erinnerte sich die Frau der Kraft des Dosten, sie legte sich in dieses Kraut und das Gespenst mußte verschwinden.[1] Einst kam eine Hexe in einen Garten zu Hildesheim, um dort Unheil zu stiften, da standen ihr aber plötzlich Dillen (Anethum) und Dost im Weg und sie schrie vor Angst: „Dillen und Dust, dat hew eck nich ewusst!“ und entfloh.[2] Zu Werbach im Badischen erzählte ein Mädchen seiner Mutter, es hätte von der Pathe gelernt, Mäuse und Gewitter zu machen. Da nahm die kluge Mutter Dosten und Johanniskraut und nähte sie der Tochter heimlich in die Kleider. Als das Mädchen wieder zur Pathe schlich, wartete schon der Teufel, um es als Beute fort zu führen, da er aber die Pflanzen im Kleide roch, schrie er wild:

„Dosten und Johanniskraut
Verführen mir meine Braut!“

Er entwich; denn er hatte nun keine Gewalt mehr über das Mädchen.[3] Solcher Erzählungen vom Dost gibt es viele. Merkwürdig ist aber, was Döpler in seinem Theatrum poenarum angibt, daß nämlich die Henker die in der Folter hängenden Hexen, wenn sie schliefen oder ohnmächtig waren, mit Dost beräucherten, damit sie wieder erwachten. Ich weiß nicht, warum eben der Dost in den Ruf einer so geisterverscheuchenden Pflanze kam. Weder sein Duft noch seine Blüthen sind auffallend, und den vierkantigen Stengel theilt er mit allen Labiaten. Vielleicht fiel er dadurch ins Auge,

---

[1] Praetorius, Anthrop. I. 534. — [2] Seifart. I. 49. — [3] Baader, Neue Volkssag. Nr. 174.

weil er zuweilen eine Höhe von vier Fuß erreicht und oft ganze Massen bildet, vielleicht gibt aber sein Rauch einen besonderen Geruch, denn auch Nattern und anderes giftige Gewürm soll ihn fliehen. Der Dosten heißt auch Wohlgemuth, weil er den Menschen fröhlich machen soll. Die „Bedeutung der Blumen“ (Nr. 25) sagt davon:

„Ein Kraut, das heisst Gemude, wer es trägt, der zeigt, dass er allezeit fröhliches Gemüthes ist, und es machen die Frauen gern Scheppele (Kränze) davon.“

Man gab auch das Kraut den Mähern und Schnittern unter ihr Essen, damit sie wohlgemuther arbeiten sollten.

Die Minze (nicht Münze, da dieses nur aus dem Falschlesen des doppelten i in Miinze entstand) fiel durch ihren Duft auf und spielte deßhalb schon im Alterthum eine Rolle. Sie galt auch als die Pflanze der Nüchternheit, dient noch überall als Heilkraut, und wurde am Lechrain zu den Himmelfahrtsangen gebraucht. Die Katzenminze (Nepeta cataria) wird von den Katzen aufgesucht, weil ihnen ihr Geruch angenehm ist, sie machen bei der Pflanze oft wunderliche und possierliche Sprünge, so daß sie wie verrückt erscheinen. Katzenminze in einen Bienenkorb gelegt, verhindert, daß die Bienen entfliehen, ja es soll sogar todte Bienen wieder beleben. Wenn man den Saft des Krautes mit dem Pulver eines im Neste des Wiedehopfs (Widhopfs) gefundenen Steines vermischt und damit ein Thier bestreicht, so wird dieses trächtig und gebiert ein schwarzes Junges.[1] Im Aargau geht die Sage, daß die Katzenminze zornig mache,

[1] Friedreich, Symbolik d. Natur. 296.

wenn man sie kaue; ein weichherziger Scharfrichter mußte daher vor jeder Hinrichtung einige Blätter dieses Krautes essen.[1] Die Melisse hingegen macht anmuthige Träume, weßhalb man sie bei der Abendtafel genießen soll.[2]

Der Rosmarin war in den Tagen des Götterthums dem Frô und der Holda geheiligt, und der Jueleber wurde mit Rosmarinzweigen geschmückt. Er deutete einst auf Ehesegen und wird theils deßhalb, theils weil er das Gedächtniß stärken soll, von Hochzeitleuten getragen. In Belgien werden die Kinder nicht vom Storch gebracht, sondern aus einem Rosmarinstrauch geholt. An vielen Orten gilt ein Rosmarinstengel als ein Zeichen der Trauer und wird daher, ebenfalls als Gedächtnißpflanze, bei Leichenzügen getragen oder auf die Gräber gelegt. Wenn man vom Rosmarin träumt, ist es ein düsteres Vorzeichen, darum heißt es auch im Volkslied:

„Ich hab die Nacht geträumet,
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.“[3]

Wenn man einen Rosmarinstock pflanzt, darf keines seiner Blätter einem Todten mit ins Grab gegeben werden, sonst verdorrt der Stock, sobald jenes Blatt zu faulen beginnt. In der Christnacht um zwölf Uhr werden alle Wasser zu Wein, und alle Bäume verwandeln sich in Rosmarin.[4]

Der Ysop (Hyssopus) ist die Pflanze der Reinheit und Entsühnung. Im 51. Psalm (V. 9) heißt es: Ent-

---

[1] Zeitschr. f. d. Myth. I. 446. — [2] Zauberarzt. 96. — [3] Kretschmar, D. Volkslieder. I. 85. — [4] Wolf, Abergl. Nr. 354.

sündige mich mit Ysop, daß ich rein werde. Die Juden gebrauchten bei der Reinigung der Aussätzigen Cederzweige und Ysop, und der Evangelist Johannes erzählt von der Kreuzigung Christi (K. 19, V. 29): „Und sie füllten einen Schwamm mit Essig, steckten ihn an einen Ysopstengel und brachten ihn an seinen Mund.“ Der Ysop soll einer neueren Sage zufolge von Christus mit eigener Hand gepflanzt worden sein. [1] Jetzt ist die Pflanze nur wenig bekannt, sie findet sich auch nur in Niederösterreich und in Krain hier und da auf Felsen.

Der Quendel (Thymus) wurde von den Galliern Gilarum genannt [2] und gehört gleichfalls zu den Kräutern, welche vom Bösen gefürchtet werden, weßhalb z. B. in Salzburg die Mädchen Kränze aus Quendel flechten und sie vor das Fenster hängen, damit der Teufel nicht in Gestalt eines schmucken Burschen zu ihnen komme. Ein Quendelbüschel in die Milch gelegt, hindert das Verhexen derselben.

Von den übrigen Labiaten sind noch zu erwähnen: der Salbei, den die Diebe gebrauchen, um Schlösser zu öffnen. Wirft ein Zauberer einen Salbeistengel in einen Bach, so trocknet dieser aus. [3] Der rothe Salbei (Salvia sclarea) vertreibt, auf den Puls gebunden, das Fieber. Der Lavendel verscheucht, wie andere stark duftende Kräuter, böse Wesen, deßgleichen die Betonie, die auch von Schlangen und anderem kalten Gewürme gefürchtet wird, sie heißt in der Schweiz „Fluhblume“ und die Hirten bringen sie ihren

---

[1] Praetor. Saturnalia. 330. — [2] Marcell. K. 11. — [3] Montanus I. 147, b.

Mädchen von der Alp. Vergräbt man den Zieſt (Stachys) unter die Thürſchwelle, ſo hält er Zauber und Heren ab, er wird aber von den letzteren auch unter ihr Gebräue gemiſcht.

Das Gliedkraut (Sideritis), mit dem ſich Gänſe und Enten purgiren ſollen, hilft gegen Zauberei und Beſchreien; der Andorn (Marrubium) wird von Wichteln und Nixen geflohen, und der Gamander (Teucrium) gilt als Sinnbild des Unſtäten, weil ſeine Blüthen ſogleich abfallen, wenn man ihn pflückt oder nur ſchüttelt.

B. Verbena, Valeriana, Viola, Verbascum, Veronica.

Wir haben eben das weite Feld unſrer fünf reichſten Pflanzenordnungen durchwandelt und bei der großen Zahl von Kräutern im Ganzen nicht viel Ergiebiges für unſere Zwecke gefunden. Während ich nun meine Aufzeichnungen durchſehe, um ſie zu reihen, ſtoßen mir zufällig fünf einzelne Gewächſe auf, deren lateiniſche Namen alle mit einem V anfangen und ich benütze dieſen freundlichen Zufall um ſo lieber, als eben jede dieſer Pflanzen in einem beſonderen Anſehen ſtand, wodurch ſich wieder klar ergibt, daß die Einbildungskraft des Menſchen durchaus nicht die Maſſe beachtete, ſondern daß ſie ſich in ihrer Willkühr meiſt nur an das Einzelne knüpfte, an dem ſie eben Gefallen fand.

Es kann nicht leicht eine Pflanze von mehr Unſcheinbarkeit und größerem Ruf gebe nals die Verbena, welche von den deutſchen Botanikern des ſechszehnten Jahrhunderts

deßhalb Eisenkraut genannt wurde, weil das Eisen durch nichts so gut gehärtet werden sollte, als durch den Saft dieses Krautes. Allein es heißt eigentlich Isenkraut, und die Wortwurzel davon ist wahrscheinlich is = hart, zähe, woher auch die Wörter Eis, Eisen (Isen), Isegrimm, Isenbirne u. s. f. stammen. Die Zweige dieses Krautes sind nämlich sehr zähe. Es war schon den Galliern und Germanen bekannt. Die Ersteren loosten und weissagten damit und die Zweiten gebrauchten es beim Beginn eines Krieges oder bei Friedensschlüssen zu ihren Opfern. Die Magier sagten, daß jener, der es beim Aufgang des Hundssterns sammle, ohne daß es weder Sonne noch Mond bescheine, und sich damit salbe, alles erlange, was er wünsche.[1] Das Isenkraut steht in besonderer Beziehung zum Planeten Venus, gibt große Liebeskraft und macht bei Allen angenehm. Kinder bekommen davon Verstand und Neigung zum Lernen, es bringt Wohlhabenheit und erhält den Reichthum. In den Acker gesteckt, verschafft es eine reiche Ernte, gibt man es einer Wöchnerin ins Bett, so wird weder ihr noch dem Neugeborenen Schaden geschehen. Wer sich die Hände damit salbt, kann alle giftigen Schlangen aufheben, es zeigt in der Georgsnacht die verborgenen Schätze, es verjagt alle Gespenster und Zaubereien, vertreibt die fallende Sucht, Kopfweh und Kröpfe, es schützt vor Mißgeburten, Pestilenz, kurz es war das Kraut aller Kräuter und keines konnte sich so vieler Kräfte rühmen, keines besaß einen so — unglaub-

---

[1] Plinius. XXV. 59.

lichen Glauben! — Die Pferde liefen ſchneller, wenn man es ihnen an den Schweif band, und ſelbſt die Hexen konnten es weder zu ihrer Salbe, noch zum Gewitterbrauen entbehren.

In einer Handſchrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien [1] ſteht folgende merkwürdige Stelle von der Verbena:

„Ein krut heizit Verbena, zu dutc Yseren. Daz ist zu maningen dingen gut. Der diſe wurc mit dem crute nimt und geit zu dem ſichen, ſo daz der ſiche die wurc nicht inne werde, und ſpreche zu im: Wie gehast du dich? ſprichet der ſiche: Ich gehabe mich wol, ſo genest er, ſprichet er aber, Ich gehabe mich übele ſo inkumit er des ſichtumes nimmer uf.“

Von dem Ausgraben der Iſeren heißt es daſelbſt:

„Sver diese wurc graben wil der sol desselben tages gen, da di wurc stet und ſal si becrize mit golde und mit ſilber und ſal ob ir ſprechen ein pater noster und credo domini und ſprechen: Ich gebite dir edele wurc Verbena in nomine Patris, et filiis et spiritus sancti und bei den LXII namen des almetichen Gotis und bi den vier Engeln Michahele, Gabriele, Rafahele, Anthoniele und bei den vier Evangelisten“ u. ſ. f.

War das Iſenkraut mit einem goldenen oder ſilbernen Werkzeug aus der Erde gehoben, ſo mußte es liegen bleiben, bis der Morgenthau auf daſſelbe fiel, während welcher Zeit man es nicht verlaſſen durfte. Erſt vor Aufgang der Sonne durfte es aufgehoben, aber durchaus mit keinem Eiſen

---

[1] Cod. Manuscr. 2524, aus dem XIV. Jahrh. fol. 12 b. 14 b.

berührt werden. Einige bestimmen zum Ausgraben den Mariahimmelfahrtstag, andere den St. Johannisabend, und es wäre keine schwierige Aufgabe, eine besondere Abhandlung über das Isenkraut zu schreiben, da sich eine Menge Aufzeichnungen über den Gebrauch dieser Pflanze vorfinden. Schwieriger aber wäre es, wenn man erörtern sollte, wodurch denn eigentlich die ganz unscheinliche Isere zu ihrem Ruhm gelangte. Vielleicht erging es ihr wie anderen Berühmtheiten, die ohne eigenes Verschulden, blos dadurch in Ruf kamen, daß die Einen von ihr sprachen und Andere hörten und wieder sprachen, bis das Gerede so bedeutend ward, daß Niemand zu widersprechen wagte. Der Glaube gleicht der Lawine, erst eine fallende Schneeflocke, dann ein Ball und endlich eine ungeheure Masse, die alles erdrückt, was ihr im Weg steht. Warum hat man noch keine Geschichte des Glaubens in diesem Sinne geschrieben?

Weder Theophrastus Eresius noch Dioskorides und also auch Plinius, der ihnen nachschrieb, kannten die Valeriana, deren lateinischer Name aus dem deutschen Baldrian gebildet wurde. Diese Pflanze war schon in der germanischen Mythe bekannt, indem Hertha, wenn sie auf ihren mit Hopfenranken gezäumten Edelhirsch ritt, einen Baldrianstengel als Gerte trug. Auch führte die Pflanze noch einen anderen mythischen Namen, nämlich Velandsurt, der von dem kunstreichen Schmied Wieland herrührt, der sie, da er auch ein kundiger Arzt war, zu seinen Heilungen benützte.[1] Der Bauer hält noch jetzt auf die Heilkräfte des Baldrian;

---

[1] Grimm, Mythol. 350.

ich sah diesen oft in die Gärten gesetzt, und wenn die Pflanze sehr stattlich war, sogar beim Mähen auf der Wiese verschont. Als in Staffelbach (Oberfranken) die Pest ausbrach, kamen die Holzfräulein aus dem Wald und riefen:

„Esst Bimellen und Baldrian
So geht euch die Pest nicht an.“ [1]

Baldrianblüthen schützen gegen Unholde und den Teufel, der einst, als ihm jemand am Niederrhein einen Baldrianstengel entgegenhielt, voll Zorn ausrief:

„Seg ick nich den Bullerjan,
Ick wull mit di hen Nätplücken gan,
Dat di de Ogen in 'n Nacken sülln stan.“

Baldriansblumen schirmen die Bienenstöcke vor Raubbienen; die Wurzel hilft gegen das Fieber, und mit dem Saft heilt man das kranke Euter der Kühe. Wenn die Milch nicht zu Butter werden will, gießt man sie durch einen Kranz von Baldrian, weil dadurch die Beherung gehoben wird, und weil die Elfen auf Brautleute neidisch sind, tragen diese Baldrianblüthen bei sich. [2] Ob der Name Baldrian auf Balder bezogen werden könne, mögen die Mythologen entscheiden.

Wenn man sich oft wundert, wie manches unscheinliche Kraut zu Ehren kam, so ist wieder die Vorliebe des Volks für das Veilchen (Viola) von selbst erklärbar, es ist ja eine der ersten Blüthen des Frühlings, duftet so herrlich und birgt sich dabei so schüchtern, so jungfräulich hinter den

---

[1] Panz. Beitr. II. 161. — [2] K. Schiller, z. Thier- u. Kräuterbuch. 16.

Sträuchern, daß man die Blume liebgewinnen muß. Im Mittelalter scheint es in ganz Süddeutschland Sitte gewesen zu sein, jenes Veilchen, welches im Frühling zuerst gefunden wurde, an eine Stange zu binden und um diese zu tanzen, ein Gebrauch, der in den Tagen Otto des Fröhlichen in der Umgegend von Wien zu einem Streit zwischen Nithart Fuchs und den Bauern Anlaß gab, welcher von Hans Sachs und Anastasius Grün poetisch behandelt wurde. Nithart fand zufällig in einer Au der Donau das erste Veilchen, bedeckte es mit seinem Hut und eilte an den Hof, um den Herzog zum Frühlingsfeste zu holen. Während seiner Abwesenheit kam ein Bauer zu dem Hut, riß das Veilchen ab;

— — — „und ließ zurücke
Was sich nicht singen und sagen läßt" —

deckte den Hut wieder darüber und entferte sich. Als nun Otto mit seinem Hofstaat an die Stelle kam und Nithart den Hut abhob, war man über die seltsame Bescheerung nicht wenig überrascht. Die Wiener glaubten, daß sie Nithart absichtlich gefoppt hätte und wurden so erzürnt über ihn, daß er sich nur durch augenblickliche Flucht retten konnte. Als er aber sein Veilchen auf einer Stange erblickte und die Bauern darum tanzen sah, drang er mit dem Schwert auf sie ein und blieb von da an ein Gegner aller Bauern, so daß er den Namen „Bauernfeind" bekam.

In der nordischen Mythe war das Veilchen dem Gott Tys oder Tyr gewidmet und hieß daher Tysfiola.[1] In Sachsen geht die Sage, daß Czernebogh, der Gott der

[1] Grimm, Myth. 181.

Wenden, eine herrliche Burg besaß. Bei der Verbreitung des Christenthums wurde er und sein Schloß in Felsen, seine schöne Tochter aber in ein Veilchen verwandelt, welches alle hundert Jahre nur einmal blühen darf, und wer es dann pflückt, gewinnt die Jungfrau und allen ihren Reichthum.[1] Das Veilchen galt auch oft als Wunderblume und zeigte verborgene Schätze an. Unter den vielen Sagen, die sich auf Reichwerden beziehen, folge hier nur eine, die zugleich mit wohlthätigen Zwergen in Verbindung steht. Ein Schäferknabe fand eine große Viole, aber der Vater nahm sie ihm weg, weil ihm geträumt hatte, daß er eine Blume bekommen werde, an welcher er dreimal riechen solle. Er roch also dreimal an der Viole, und sogleich erschien ein Männlein und lud ihn ein zu folgen. Es führte ihn in seine Höhle, in welcher zwölf eben so kleine Männchen saßen und tafelten. Als der Schäfer nach Hause kam, fand er Geld, Schafe und Pferde, die ihm die Zwerge wegen seines Vertrauens geschenkt hatten.[2] Das Veilchen bildete mit der Lilie und Rose die Dreizahl der beliebtesten Blumen.

Unter den verschiedenen Arten der Veilchen hielt man die blauweißen für besonders heilsam, die gelben deuteten aber auf Neid und Eifersucht, weßhalb man sie die „Schwägerin" und die „Stiefmutter" nannte, welche letztere Benennung auch auf das dreifarbige Veilchen (Viola tricolor) überging, das einst als ein außerordentliches Heilkraut galt und viel schöner duftete als das Märzveilchen. Es wuchs damals im Getreide, und weil es die Leute so häufig auf-

---

[1] Gräße. 488. — [2] Curtze. 49.

suchten und dabei so viel Korn zertraten, that ihm das Leid und es bat in seiner Demuth die h. Dreifaltigkeit, ihm doch den Duft zu nehmen. Dieser Bitte wurde willfahrt, und von da an hieß die Blüthe allenthalben Dreifaltigkeitsblume.[1]

Der Himmelbrand (Verbascum) hat seinen Namen daher, weil er hoch gegen den Himmel aufsprießt. Brand bedeutet nämlich etwas Hohes, daher auch Berge „der Brand," „der Brenner," u. s. w., oder Helden z. B. „Hildebrand," „Heerbrand," „Hadubrand" u. s. f. ihre Namen erhielten. Gefiel das Veilchen durch seine Bescheidenheit, so fiel der „Himilbrando" durch seinen hohen Wuchs in die Augen und wurde deßhalb, wie erwähnt, in die Mitte der Kräuterbüschel gesteckt, welche geweiht werden sollten. Er heilte auch viele Krankheiten. Man nahm z. B. Weihbrunnen, machte das Kreuz über den leidenden Theil, sprach dreimal:

„Unsere liebe Frau geht dreimal über das Land,
Sie trägt den Himmelbrand in der Hand,"

und berührte die Wunden mit den Blüthen.[2] Auch der Himmelbrand sollte nur vor Sonnenaufgang, am besten am Tag vor Maria Heimsuchung (2. Juli), und mit einem Werkzeug von edlem Metall gegraben werden. Man wickelte ihn in rothen Zindel oder Tafft und trug ihn gegen Schlagflüsse auf der Herzgrube. In Ostpreußen ziehen die Mägde einen Himmelbrandstengel aus und hängen ihn über ihre Betten; die Magd, deren Pflanze zuerst welkt, stirbt auch

---

[1] Panzer. II. 203. — [2] Das. 13.

zuerst. Ist jemand erkrankt, so knickt man nach dem Untergang der Sonne einen Himmelbrandstengel gegen Osten und betet um Genesung des Siechen.[1] Wächst ein Himmelbrand auf einem Grab empor, so bedeutet das, daß die Seele des Verstorbenen noch im Fegefeuer sei und man eine Wallfahrt für sie verrichten müsse. Die Pflanze wird auch „Unholdenkerze" genannt, weil die Unholde vor ihr entweichen.

Der Ehrenpreis (Veronica) bekam seinen Namen daher, weil mit seinem Saft ein König von Frankreich geheilt wurde, der schon drei Jahre am Aussatz litt. Ein Hirt sah nämlich einen vom Wolf gebissenen Hirschen, der sich die Wunde an einem Eichbaum rieb, damit sie nicht verharsche, und sich dann an einer Stelle niederlegte, wo sehr viel Ehrenpreis wuchs, von dem er auch eifrig aß, so daß er nach acht Tagen geheilt war. Da bereitete der Hirt ein Gefäß voll Ehrenpreissaft, ging damit zum König und wusch ihm damit vorerst den einen Fuß. In der Nacht bekam der König an der gewaschenen Stelle aber solchen Schmerz, daß er nach Licht rief, und als die Diener damit herbei kamen, gewahrte er, wie sein Bein und das Bett voll Schorf waren und daß jener Saft den ganzen Ausschlag, wenn auch mit Schmerzen, aber mit großer Schnelligkeit abtrockne. Da ließ er sich nun am ganzen Leib einreiben und genas vollkommen.[2] Wegen dieser großen Heilkraft heißt die Pflanze auch „Grundheil", „Heil aller Schä-

---

[1] Tettau-Temme. 283. — [2] Hieron. v. Braunschweig, Kräuterb. Fol. 48, a.

den", und „Heil aller Welt". Von abergläubischen Gebräuchen fand ich nichts bei ihr erwähnt.

Diese fünf Pflanzen, Verbena, Valeriana, Viola, Verbascum und Veronica, haben also wieder in den Augen des Volkes ihre bestimmte Kennzeichnung, und man gewahrt, wie lebhaft die Einbildungskraft des Volks sein müsse, um so mannigfache Anschauungen hervor zu bringen, und daß die Poesie desselben nicht allein in seinen Liedern liege.

C. Die Nessel.

Ich ging vor einigen Jahren einmal hinaus in die Alpen, um dort wieder nach Herzenslust zu botanisiren. Da frug mich ein sehr gelehrter Herr, der aber selbst mit dem Fernrohr noch nie eine Alpe gesehen hatte, ob er mich begleiten dürfe. Ich hatte nichts dagegen und war nur neugierig, wie sich der Mann, der immer im feinsten schwarzen Gewande und mit der weißesten Halsbinde erschien, zwischen den Felshängen und in den steilen Schluchten ausnehmen würde. An dem Fuß der Alpen angekommen, begann ich sogleich mein Geschäft mit der Salvia glutinosa, mit mehreren Steinbrecharten u. s. w., und mein Begleiter sah mir erstaunt zu, wie ich so mit nackten Fingern in dem schwarzen Boden wühlte und die Pflanzen sorgsam wie Kinder behandelte. Es behagte ihm und er war bald daran, mir diese und jene Blüthe zu zeigen, die ihm nun mit einemmal ganz besonders gefiel. Da stieß ich zufällig auf die schöne

Nigritella und kniete nieder, um sie aus dem Grund zu heben. Er war indessen einige Schritte vorangegangen und blieb mit Entzücken vor einem ganzen Wäldchen fast manns-hoher, dunkelgrüner Pflanzen stehen. „Das ist ja herrlich," rief er, „das kann man in keinem Garten schöner finden; ich muß Ihnen doch einige Exemplare davon pflücken!" — Und er zog den Handschuh ab, fuhr mitten hinein in den Pflanzenwald und hatte sich im Augenblick — es war nämlich eine Gruppe von mächtigen Nesseln — die zarte Hand so fürchterlich zerstochen, daß er im ersten Augen-blicke des Brennens meinte, er sei vergiftet. „Nec ultra crepidam, sutor!" rief ich ihm zu und führte ihn dann zum Bach, wo das kühlende Alpenwasser seine Leiden bald linderte.

Ich führe diesen Fall nur an, weil ich ihn nie vergessen kann, weil er darthut, daß die erste Bekanntschaft mit der Nessel zu allen Zeiten eine unfreundliche war, und weil aber auch gewiß Niemand diesen ersten Eindruck unbeachtet läßt. Nun sollte man glauben, daß die Nessel dem zufolge eine unbeliebte, vom Volke gemiedene Pflanze sei; es findet aber gerade das Gegentheil statt, denn der Mensch legt sich alles nach seiner Willkühr aus. In der „Bedeutung der Blumen" (Nr. 29) heißt es: „Wer heiß brennende Liebe in seinem Herzen fühlt, soll die sengenden Nesseln tragen." Eine andere Quelle sagt:

„Du solt an einem Freitag, Früh wenn die Sonn aufgeht zu einer Nessel gehn, und besieh dir die Nessel im Namen derer, welcher du hold bist; bespreng die Nessel mit Salz und geh bei Sonnenuntergang wieder

zu ihr., grabe sie mit der ganzen Wurzel aus, lege sie in die Glut und sprich die Worte:

„Oel und Amel und Inginn, ich beschwör euch und gebeut euch wie die Nessel hier brennt in der heissen Asche:

Dass ihr also machet zerbrinnen,
In Herzen und Sinnen,
Dass ihr nimmer Ruh mögent gewinnen
Und haben, bis dass sie drinnen
Will lassen brinnen in der Minnen.“ [1]

Das Sprüchlein ist nicht ganz klar, aber so viel geht doch daraus hervor, daß die Nessel zum Liebeszauber benützt wurde. Eben so wurde sie zum Schatzheben gebraucht, oder zeigte verborgene Schätze an. In Reichholzheim, an der Straße von Bromberg, im zweiten Hause links, war einst zu Nacht ein solcher Lärm, daß die Bewohner glaubten, es stürze der Schornstein herab. Da zeigte sich draußen im Hof ein helles Licht in den Brennesseln, aber während ihres Streites, ob sie den Schatz heben sollten oder nicht, nahm das Licht allmählich ab und verschwand endlich ganz.[2] Daß man, besonders in den Niederlanden, aus den Nesseln sehr feine Gewebe fertigte, ist allgemein bekannt, und von Hemden, die aus Nesseln gewoben wurden, findet sich zu Eberstein folgende Sage:

Es war dort einst ein sehr hartherziger Vogt, der es einer Dirne durchaus nicht erlauben wollte, den Schloßgärtner zu heirathen, bevor sie nicht zwei Hemden aus den

---

[1] Anz. f. K. d. Vorzeit. 1854. 190. — [2] Daſ. 1838. 122.

Nesseln, welche auf dem Grab ihrer Ältern wuchsen, gewoben hätte. Das eine sollte ihr Brauthemd, das andere aber des Vogts Leichenhemd sein, und das Nesseltuch durfte nicht größer sein als genau nothwendig war. Die Dirne war tief betrübt und weinte bitterlich, da erbarmte sich ein gutes Bergweiblein und half ihr. Als sie dann die Hemden brachte, hörte man bei ihrer Trauung auch das Zügenglöcklein für den bösen Vogt läuten. [1] Auf dem Hirschberg bei Balingen wächst ein sogenannter Brennesselmann, mit ausgestreckten Armen und Beinen, den man schon mehrmals ausrotten wollte, der aber immer wieder wächst, und man weiß nicht, was da einst geschehen sein mag. [2] Auch zu der im Eingang besprochenen Pflanzenauferstehung mußte die Nessel dienen; sie wurde von den Alchymisten verbrannt, aus ihrer Asche eine Lauge bereitet und diese der Kälte ausgesetzt. In diesem Eise sah man nun leibhaftige Nesseln mit ihren Stengeln und Blättern und allem Zugehörigen. [3]

Wenn die Nessel jung ist, wird sie als Gemüse gegessen, und in dem Mährchen von der Jungfrau Maleen spricht diese, als sie für die häßliche Braut zum Altar gehen soll, im Vorübergehen zum Nesselbusch:

Brennettelsbusch,
Brennettelsbusch so kleene,
Wat steist du hier alleene?
Ik hef de tyt geweten
Da hef ik dy
Ungesaden,
Ungebraden eten.“ [4]

---

[1] Schreiber 147. — [2] Meier I. 313. — [3] Praetorius, Anthrop. I. 145. — [4] Müllenhoff. 391.

Der Saft der Nessel wird im Frühling von Jägern und Waldleuten noch jetzt für Brustleiden angewendet, und manchmal nicht ohne Erfolg. Der Nesselsame macht feurig in der Liebe und lindert die Wehen der Geburt. Gibt man ihn Pferden und Schafen zu essen, so wird ihr Fell glänzend und feinhaarig. In Tirol legt man bei Gewittern Nesseln ins Feuer, damit der Blitz nicht einschlage, und beim Bierbrauen soll man „einen guten Strauß großer Brennesseln auf den Rand des Bottichs legen, so schadet der Donner dem Biere nicht.“ [1] Die Nessel heißt daher, weil sich der Donner vor ihr fürchtet, „Donnernessel“, und dient gegen die Hexensperre (angezaubertes Seitenstechen). Will man dem Vieh die Maden vertreiben, so pflückt man vor Sonnenaufgang eine Nessel, faßt sie mit beiden Händen und spricht:

„Brennessel lass dir sagen,
Unsere Kuh (Stier u. s. w.) hat im Fuss die Maden,
Willst du sie ihr nicht vertreiben
So will ich dir den Kragen umreiben.“

Nun wird die Nessel abgedreht und die zwei Stücke mit beiden Händen rückwärts über den Kopf geworfen, das muß aber drei Tage nacheinander wiederholt werden, wenn es wirken soll.[2] Die Nessel hilft ferner gegen Milzbeschwerden, gegen Nasenbluten und „wenn die fuess wee tuon, das dy podagra hayst,“ sie galt als Schweißmittel und war Jemand gefährlich krank, so legte man sie in seinen Harn; blieb sie Tag und Nacht grün, so war es ein Zeichen der Genesung, schrumpfte sie aber ein, so mußte man jede Hoff-

---

[1] Mannhardt, Myth. III. 338. — [2] Panzer. II. 299.

nung aufgeben.[1] Irgend ein Fleisch mit Nesselwurzeln gekocht, wurde zarter, und so knüpfen sich an diese Pflanze, deren Blüthen von dem gemeinen Mann kaum gekannt sind, eine Menge von Dingen, die man nicht geahnt hätte, ja es gibt sogar lustige Sprüchlein von der Nessel, z. B.:

„De Katt de seet in 'n Nettelbusch,
Im Nettelbusch verborgen,
Do keem de kleene König her
Und bod äer goden Morgen.“ [2]

Dodonäus führt sogar den Teufel als schlechten Botaniker an, indem er erzählt: [3]

„Dat krut kenn ik — säd de Düwel, un sett sick in de brennettel.“ —

Es ging dem Gottseibeiuns dabei gerade wie meinem gelehrten Herrn, nur mit dem Unterschiede, daß sich dieser blos die zarte Hand verbrannt, während der leidige Satanas in den Hämorrhoidalgegenden gewaltiges Jucken empfinden mochte und sich in der Folge vor diesem Kraut gewiß hütete, das jedem ein kleines Andenken hinterläßt, der es ungeschickt anfaßt.

D. Die übrigen Wald- und Flurpflanzen.

Um nunmehr die noch übrigen wild wachsenden Kräuter nicht allzu zerstreut vorzubringen, dürfte es wieder am besten sein, den natürlichen Ordnungen zu folgen, besonders da

---

[1] Tractat von Erkanntniss. 14. — [2] Müllenhoff. 479. — [3] Kruydbook. p. 221.

sich von jenen Pflanzen meist nur einzelne Andeutungen vorfinden.

Von den Hahnenfußblüthlern (Ranunculaceen) sind daher noch zu bemerken:

Der Aglei (Aquilegia), der auch „Elfenhandschuh“ und „Gotteshut“ genannt wird, hilft gegen das Nestelknüpfen und die Unfruchtbarkeit der Frauen. Die Leberblume (Hepatica triloba) hilft für Leberleiden und wird unter dem Namen „Haselmännich“ zum Räuchern gegen die Hexen gebraucht. Die Trollblume (Trollius europaeus) wurde, wie ihr Name anzeigt, schon im germanischen Alterthum als eine Zauberpflanze betrachtet. Drei Blüthen des Rittersporns (Delphinium), mit Jungfernwachs zu einem Kügelchen geknetet und dieses um den Hals getragen, half für kranke Augen, besonders wenn man zu Ehren der h. Ottilie (der Augenheiligen) drei Messen lesen ließ und in ihrem Namen Almosen spendete. Ritterspornblüthen als Abzeichen getragen, deuteten auf Beständigkeit in der Liebe.

Reicher bedacht ist die zu den Nymphäaceen gehörige Seerose (Nymphaea alba), die mit ihren schwimmenden, von einem reichen Blätterkranz umgebenen, weißen Blüthen stets einen malerischen Anblick gewährt. [Die Seerose ist der Sage nach eine verwandelte Seejungfrau, die um Mitternacht als weiße Elfe auf dem Wasserspiegel tanzt, und unter den breiten Blättern der Pflanze versteckt sich der lauernde Nix. Die Blätter selbst dienen aber den Elfen und anderen kleinen Elementargeistern als Schiffe, mit denen sie bei Mondschein und stiller Luft über die weiten Fluthen gleiten.] So schön die Seerose ist, so war sie doch—

gerade entgegengesetzt wie die Nessel — dem Menschen unheimlich, denn gar manche, welche die Blume holen wollten, ertranken, oder wurden von den langen Stengeln derselben umstrickt und so lang unter dem Wasser festgehalten, bis sie erstickten. Daher empfand man fast überall eine Scheu vor ihr und warnte besonders die Kinder vor derselben. Die weiße Farbe der Blüthe deutete auf Keuschheit, deßhalb sah man auch im Samen ein kräftiges Mittel gegen die Liebe. Aber Blume und Same, die vom bösen Nickus eifersüchtig bewacht wurden, waren nur mit großer Vorsicht zu holen, die Blume mußte man zuerst freundlich besprechen, sie durfte nur mit der Hand gepflückt und nie mit einem Messer geschnitten werden, denn dann floß Blut aus dem Stengel und der Frevler wurde lange Zeit von bösen Träumen geplagt, oder gar von einer dunklen Gestalt in die schaurige Tiefe hinabgezogen; und wer ganz sicher sein wollte, mußte sich — wie Odysseus bei den Syrenen — die Ohren mit Wachs verstopfen, damit er die betäubenden Stimmen der erzürnten Wassergeister nicht höre. Ja die reizende Seerose war zu Zeiten so schädlich, daß wer sie nur in die Hand nahm, sogleich die fallende Sucht bekam.

Ihrer schönen Gestalt wegen nahm man sie aber gern in die Wappen auf, so wählten z. B. die Friesen sieben Schwanenblumenblätter für ihren Schild und in den Gudrunliedern (1373) wird erzählt, daß Herwic von Seewen eine wolkenblaue Fahne führte, in welcher Seeblätter schwebten. Mögen manche der eben angeführten Sagen von der Seerose auch schaurig sein, so behalten sie doch ihren dich-

terischen Anstrich. Der Kräutermann Carrichter sagt hingegen von ihr [1]:

Nymphaea gesammelt gegen die Nacht, so es sein kann, dörret sie im Schatten und hencket es vor einem auf, dass er es ansiehet, so kommt dieser Geist aus der Wurzel und tritt in die oscula nervorum hinein, jagt den schwefeligen Geist hinweg, kräftiglich, dass ihm der Krampf nichts mehr thut, denn die Seeblume ist mit seiner Art und Natur unter der ersten Substanz des Krebs und Mercurio."

Man glaubte an mehreren Orten, daß das unverwandte Ansehen der Seerose Kopfweh, Schwindel und Krämpfe vertreibe, allein Carrichters Erklärung, daß der Geist der Wurzel in die Oscula nervorum träte und den schwefeligen Geist verjage, ist doch etwas gar zu verschroben.

Von den Fumariaceen werden erwähnt:

Der Erdrauch oder Elfenrauch (Fumaria), der, wenn er verbrennt wird, ein heftiges Brennen in den Augen verursachen soll, wurde von Zauberern und Hexen benützt, um sich unsichtbar zu machen, oder um die Geister der Verstorbenen herbeizurufen, und wenn ihn eine Dirne beim Jäten findet und ihn ins Mieder steckt, so begegnet ihr auf dem Heimweg ihr zukünftiger Bräutigam [2]. Der Lerchensporn (Corydalis) soll aber vor dem Donner so erschrecken, daß er seine Blüthen abwirft und, wenn sich das Donnern oft wiederholt, sogar mit Schnelligkeit verwelkt.

---

[1] Kräuterb. 145. a. — [2] K. Schiller 20.

Unter den Droseraceen machte sich der Sonnenthau (Drosera) dadurch besonders bemerklich, weil er den Thau viel länger hält als alle übrigen Kräuter. Man nannte diesen Thau den Thau oder die Thränen der Frigga, das fromme Landvolk nennt ihn aber jetzt Thränen der hl. Maria und die Pflanze, in Erinnerung an das bethaute Fell Gideons „Gideonswurz". Dieser lang anhaltende Thau stach auch den Alchymisten und Destillatoren in die Augen, sie hielten ihn für ein „groß miraculum Dei" [1] und suchten ihn bei ihren geheimnißvollen Arbeiten zu verwenden; ebenso galt er als ein wichtiges Heilmittel gegen Kopfschmerz, gegen Augenleiden, gegen die Stiche des Herzens, gegen Krebs, Gift und Pestilenz; er kühlte den erhitzten Magen und die entzündete Leber, denn er kam ja von einer Pflanze, über welche die Sonne ihre Strahlen und Einflüsse mit solcher Vorliebe ausbreitete, wie sie unter den Metallen das Gold am meisten bevorzugte. „Legst du" — sagt Kunrath — „dasselbige Kraut in ein Glas mit Wein, da ein Gift vermischt ist, alsbald soll das Glas zerbrechen. Ist aber das Gefäß steinern oder aus Alabaster oder dergleichen, so wird der Wein also stark siedend, als wäre ein gewaltig Feuer darunter, daß auch der Wein herausspringt." Auch die Jäger halten, wie schon früher angedeutet, gewaltige Stücke auf den Sonnenthau und sehr viele tragen ihn stets bei sich, um immer einen sichern Schuß zu haben, sie dürfen ihn aber an keinen Nichtjäger verrathen, sonst verliert er die Kraft.

---

[1] Kunrath. Medulla destillatoria. 274.

Von den Sileneen fand ich nur die Kornrade und die Alpennelke angeführt. Die Erstere (Agrostemma githago) wird an einigen Orten von den Burschen jenem Mädchen ins Haus geworfen, um welches sie freien wollen, und zwar zugleich mit der Wepelrot, die aus einem Weidenstab gemacht wird, an dem oben ein Kranz in Form eines Rades angebracht ist, an dessen verlängerte Speichen Äpfel gebunden werden [1]. Von der Alpennelke (Dianthus alpinus) zeichnete Kaiser Maximilian I. folgende Zeilen in sein Memorienbuch auf:

„Item, ain wurczlin haist grafoil (Cariophyllum) wechst auf dem hohen gepürg, ist gut für die pestillenz: Wann einem graust oder die pestillenz ankombt, so schnaid ain wenig von der wurczen und trinks in ainen wein, so swiczt alle Krankheit von ime“ [2].

Unter den Geraniaceen wirkt der Storchschnabel (Geranium) erheiternd auf das Gemüth, darum soll jeder der traurig ist, das Pulver des Krautes auf Brot streuen und essen [3].

Von den Balsamineen wird in der Schweiz das Springkraut (Impatiens noli tangere) gegen Beherung um den Hals getragen, und die Kinder singen von dieser Pflanze, welche sie Chapezinerzipfeli nennen:

„Chapeziner is ins Wasser gfalle,
han en ghöret plumpe,

---

[1] Wolf. Beitr. I. 115. — [2] Hormayr. Taschenbuch. 1827. S. 202. — [3] Zaub. Arzt. 50.

hätt' er mi beim Zipfel ghebt,
wär er nit vertrunche." [1]

Der Sauerklee, unser Repräsentant der Oxalideen, wird von den Rehen und Hasen aufgesucht, wenn sie verwundet sind. Er schützt gegen Liebestränke und wurde zum Feien der Waffen benützt [2].

Unter den Rautenarten war die Weißwurz (Dictamnus) schon zu Kaiser Karl des Großen Zeiten als Heilkraut bekannt. Auch sie wird vom verwundeten Wild aufgesucht, besonders von Hirschen, weil sie die Kraft haben soll, Pfeile auszuziehen, eine Bemerkung, die übrigens schon bei Theophrastus Eresius (IX. 16) zu finden ist.

Aus der Sippe der Rosaceen werden, außer der Rose selbst, von der bei den Sträuchern die Rede sein wird, der Odermennig, die Erdbeere und das Fünfblatt genannt. Wenn man jemand Odermennig (Agrimonia) unter den Kopf legt, so schläft er so lange, bis man das Kraut wieder wegnimmt. In der Schweiz gibt man den Kindern einen Absud davon, der gegen den „rothen Schaden" helfen soll.

Die Erdbeere gilt als ein Sinnbild der Verlockung und Weltlust. Die Erdbeeren sättigen nicht, soviel man deren auch essen mag, und daran sind neidische Kinder schuld. Einst ging ein solches mit einem Korb in den Wald, um Erdbeeren zu suchen, da begegnete ihm die Mutter Gottes und frug, was es in dem Korbe trüge. Das Kind sagte: „Nichts." Da entgegnete die hl. Maria: Ist es nichts,

---

[1] Rochh. Kinderlied. 177. — [2] Wolf. Abergl. Nr. 592.

so soll es dir auch nichts beschießen '. 7 Auch in Hebel's Gedicht „der Knabe im Erdbeerschlag" ist dieselbe Sage behandelt. Eine Frau, welcher schon Kinder starben, darf vor dem Johannistag keine Erdbeeren essen, denn an diesem Tag führt die hl. Maria die gestorbenen Kindlein in das Paradies zum Erdbeerenpflücken. Jene Kinder, deren Mütter schon vor Johannis Erdbeeren aßen, dürfen nicht mit, denn die hl. Maria sagt, ihren Antheil hätten schon die genäschigen Mütter verzehrt. Wenn ein Weib des Weges geht und eine Erdbeere sieht, soll es dieselbe pflücken oder wenigstens zertreten, und ein Reiter, der noch so viele Eile hat, soll, wenn er eine Erdbeere sieht, vom Pferde springen und sie essen [2].

Das Fünfblatt (Potentilla) entstand nach einer angelsächsischen Sage dadurch, daß dem Wassergeist Grendel die Hand abgerissen und als Siegeszeichen gebraucht wurde [3]. Es galt für glückbringend und wurde als Heilkraut gegen die Ruhr benützt.

Der Knäuel (Scleranthus) vertritt bei uns die Familie der Scleranthen, und Prätorius erzählt in seiner Rockenphilosophie dasselbe von ihm, wie vom Johanniskraut, er sagt nämlich:

„Es gehen am Johannistag einige Leute auf das Feld und suchen ein gewisses Kraut, zu deutsch: Knäuel. Dieses raufen sie mit der Wurzel aus und finden an dieser zuweilen einige rothe Körner hängen

---

[1] Meier. I. 250. — [2] Panzer. II. 13. — [3] Grimm. Mythologie 220.

in der Grösse eines Tröpflein Blutes oder einer kleinen Erbse. Diess soll das Blut des enthaupteten St. Johannes seyn und wer es bei sich trägt, soll vor vielem Unglück und vor Krankheiten geschützt seyn."

Diese blutrothen Körner sind aber wie schon beim Johanniskraut gesagt wurde, Insectenlarven, die man auch an den Wurzeln anderer Pflanzen findet, z. B. beim Vergißmeinnicht, beim Habichtkraut (Hieracium pilosella) und andern.

Von den Crassulaceen werden der Mauerpfeffer und die Hauswurz angeführt. Der Mauerpfeffer (Sedum) unter das Kopfkissen gelegt, verscheucht die Schlaflosigkeit; am Johannisabend gegraben und an einem Faden zwischen den Schultern getragen, vertreibt er die goldene Ader. Auch für Wunden und Brüche wurde er sehr gerühmt. Die Hauswurz (Sempervivum) war dem Donar geweiht [1], und der Kräuterkenner Leonhard Fuchs sagt, daß sie Donnerbart genannt werde, weil dem Hause, auf welchem sie wachse, weder Blitz noch Donner schaden können. Kam ein Gewitter heran, so legte man nebst Palmkätzchen auch Hauswurz auf die Kohlen des Herdes, doch mußte diese an dem vielbeliebten Johannistage vom Dach genommen werden. Sie bringt dem Haus, auf welchem sie wächst, jedenfalls Glück, nur darf man sie nicht zur Blüthe kommen lassen, sonst stirbt jemand in demselben [2]. Sie wurde auch mit sechs lebendigen Krebsen gekocht, und

---

[1] Grimm, Myth. 168. — [2] Zeitschr. f. d. Myth. IV. 174.

als Gurgelwasser gegen die Bräune angewendet. Der Saft der Hauswurz gilt noch jetzt als Schönheitsmittel, und soll eine reine Haut machen. Wenn sie von den Hexen zu ihrem Gebräu gesammelt wurde, mußte das am Donnerstage (dem Tage Donars) geschehen, weil sie sonst nicht die rechten Kräfte besaß.

Auch von den vielen Saxifragen fand ich nur zwei Arten erwähnt, und zwar den punktirten Steinbrech (Saxifraga punctata), in dessen roth getüpfelten Blüthen phantasiereiche Leute das Wort Jehova aufzufinden wußten, und den Steinbrech mit entgegengesetzten Blättern (Saxifraga oppositifolia), der in Island Helga heißt und diesen Namen mit einer Riesentochter theilt, welche ganz einsam in den Eisgebirgen lebt. Der Name Steinbrech rührt aber daher, weil man einst glaubte, der Saft desselben sei so kräftig, daß er den Stein in der Harnblase zerbreche [1].

Von den Stellaten wurde schon im Jahreskreise bei den Kräuterbüschen des Laabkrautes (Galium) erwähnt, welches unsere liebe Frau dem Christuskinde unter die Windeln legte; es verkündete herannahende Gewitter durch ein angenehmes Duften, half den Kindern gegen Fraisen und Beschreien, und machte feuriger in der Liebe [2]. Legte man es aber in einer Stube, wo gezecht wurde, auf den Ofen, so geriethen die Zänker in Streit, sobald das Kraut warm wurde [3]. Vom Laabkraut erzählt man auch folgendes Mährchen: Es war einmal ein König am Rhein, dem es

---

[1] Dodonaeus Kruydboek. 509. — [2] Montan. I. 140. a. — [3] Kniphof. 42.

so gut ging, daß er nicht an's Sterben mochte erinnert sein; der „versprach den Ärzten großen Lohn, wenn sie dem Tod sprächen Hohn. Die gaben ihm still und vertraut, den Saft vom Laabkraut, und es trank davon der König, alle Tage ein wenig. Er hatte aber einen Knecht, dem war ein langes Leben auch recht, der hatte auch von dem Tranke genascht, aber er ward vom König dabei erhascht. Der wollte ihn köpfen lassen, allein der schlaue Knecht wußte sich zu fassen; Er sprach: Halteſt du mich des Todes werth, so hat sich dein Trank nicht bewährt, denn er soll langes Leben, dem der ihn trinket, geben. Das sah der König richtig ein, und ließ darauf das Köpfen sein." — Sie lebten Beide sehr lang mit einander und schliefen endlich aus Altersschwäche ein. Von jener Zeit soll auch das Sprüchlein stammen, daß für den Tod kein Kraut gewachsen sei [1].

Unter den Gentianeen wird das Tausendguldenkraut (Erythrea) genannt, welches man wegen seiner Heilkraft gegen das Fieber, tausend Gulden werth achtete und das man, wenn man es antraf, nie ungepflückt lassen sollte. Es heißt, wie bei der Erdbeere, daß selbst ein Reiter absteigen müsse, um die Pflanze mitzunehmen, und daß das erste herankommende Frauenzimmer der Blume einen Kuß geben solle. Weit bedeutender aber ist der Kreuz-Enzian (Gentiana cruciata), der deßhalb so genannt wird, weil die Wurzel kreuzweise in der Mitte durchstochen ist. Hieronymus Bock erzählt [2], daß diese Wurzel zu allerlei seltsamen Künsten, besonders in fascinationibus amorum ge-

---

[1] Montan. I. 40. — [2] Kräuterbuch II. 208.

braucht wurde. Jener kreuzweise Spalt der Pflanze war den Leuten überhaupt ein großes Räthsel, und man glaubte daß er durch einen vierschneidigen Speer entstanden sei, den der Herr durch die Pflanze stieß. Man nannte sie auch Madelgeer und sagte wegen ihrer Heilkraft: „Madelgeer ist aller Wurzeln ein Ehr.“ Sie half gegen Gift, gegen ansteckende Krankheiten und gegen Liebestränke, und machte den, der sie bei sich trug, bei Jedermann beliebt. Man hackte sie auch den Schweinen ins Futter, damit sie vor dem Schelm (Finnen) bewahrt seien. Wenn der Jäger sicher sein wollte, daß ihm sein Rohr nicht versprochen werde, so fütterte er den Flintenstein mit Enzianwurz [1]. Die Wurzel mußte Samstags vor Sonnenaufgang mit einem Pfenning ausgegraben, unter das Altartuch gelegt und von dem Pfarrer, der davon nichts wissen durfte, drei Messen darüber gelesen werden. Der Kreuz-Enzian wurde noch vor beiläufig zwanzig Jahren als ein Mittel gegen die Wasserscheu angerühmt, bewährte sich aber leider nicht.

Von den Convolvulaceen wird nur die Zaunwinde (Convolvulus sepium) genannt; sie zeigt Regen an, wenn sich ihre Blüthen des Morgens nicht öffnen, und knickt man sie absichtlich, so kann man dadurch Regen hervorzaubern. Kinder sollen nie Zaunglocken pflücken, denn sonst haben sie Nachts gewiß — kein trockenes Bettchen [2].

Aus der Reihe der Borragineen macht der Bor-

---

[1] Jägerbrevier. 111. — [2] Rochh. Kinderlied. 177. 333.

retsch (Borrago officinalis) angenehme Träume; die Hundszunge (Cynoglossum) heilt Wunden, besonders bei Kindern, und im Aargau sagt man bei dem Auflegen der Blätter:

„Lucifer und Tüfelsrüter
Heil mir mine Bübi wieder.“

Das Beinwell (gaelisch: beim-wael, Wundenfett, Symphytum) galt schon bei den Galliern als herrliches Wundkraut und die Sonnenwende (Heliotropium) war dem Wodan geweiht, weil sie sich immer nach der Sonne wendet. Sie heißt am Unterrhein noch immer Godeskraut, vertreibt den Krebs, Warzen und Scorpione und vernichtet die Fruchtbarkeit der Frauen. Befeuchtete man den Stein Heliotrop mit dem Kraut Heliotropium und band ihn auf die Stirne, so wurde man unsichtbar. Die Hexen gebrauchten diese Pflanze zu ihrer Salbe, und Albertus Magnus sagt, daß man sie sammeln soll, wenn die Sonne im Löwen steht; legt man sie dann in eine Kirche, so müssen alle ungetreuen Frauen so lang dableiben, bis man das Kraut wieder entfernt [1].

Endlich gehört zu den Borragineen auch das Vergißmeinnicht (Myosotis), dessen schon früher beim Schatzheben erwähnt wurde. Die „Bedeutung der Blumen“ (Nr. 17) sagt davon:

„Ein blümlein heisset Vergisse — mein — nit, dem das empholen wird, der mag wohl fröhlichs

---

[1] Montan. 142. Panz. I. 270 u. A.

Muthes seyn. Wer es aber von selbst trägt, der will seiner Liebsten nicht vergessen zu keiner Zeit."

Das Vergißmeinnicht fand fast eben so viele Sänger, als der Mai: Hier sollen nur die zwei letzten Strophen eines hübschen Liedes aus dem fünfzehnten Jahrhundert angeführt werden [1]. Der Dichter fürchtet zuerst, in die Nesseln zu gerathen und spricht dann:

„Und werd ir hören, waz mir daz liebste sy?
daz plawe plümlin, daz stat gar nach dabi;
daz plawe dütet stät;
der küle wind hat mir den weg verwät.

Daz plawe plümlin hoffet auf genad,
und stünd die aller schönst junkfro davor,
den wechsel welt ich nit triben
ich welt bi minem plawen plümlin beliben."

Wie sehr die sinnige Bedeutung des Vergißmeinnichts bei allen germanischen Völkern verbreitet ist, geht daraus hervor, daß es im Englischen: forget-my-not, im Schwedischen forgaet-mig-ej, im Dänischen: forget-mig-ej und im Norwegischen: forglemm-mig-ikke genannt wird.

Von den Antirrhineen wird des Leinkrauts und des Löwenrachens Meldung gemacht. Das Leinkraut (Linaria) hilft gegen das Beschreien der Kinder, es wird von den Kröten geliebt und tödtet die Fliegen, welche der Milch nachstellen. Der Löwenrachen oder Dorant (Antirrhinum) ist alten Weibern wohl bekannt, denn ein Absud desselben soll verjüngen und, mit Liliensaft gemischt, die

[1] Mone. Anzeig. V. 334, Aus einer Karlsruher Handschrift.

Jugend erhalten. Er schützt vor Zauber, schirmt die Kinder vor Beherung, hilft gegen die geknüpfte Nestel, gibt einem verzauberten Hund, der nicht bellen kann, die Stimme wieder, und sein Rauch verscheucht alle Gespenster, auch macht er unter den Lein gemischt, die Leinwand stark. Trotz dieser guten Eigenschaften ist der Dorant doch auch eine Irrwurzel, denn es heißt: Stoss mir nicht an den Dorant, sonst kommen wir nimmer ins Vaterland.“ [1]

Aus der Sippe der Rhinanthen fand ich nur das Kräutlein Augentrost (Euphrasia) erwähnt, welches so vortrefflich für kranke Augen war. Die „Bedeutung der Blumen“ (Nr. 19) sagt von demselben:

„Wer allezeit ein wohlgefallen hat an seinem liebsten, und nichts an ihm sieht, als was ihm wohlgefällt, und dadurch muth und freude hat, der sol augenweide tragen, denn augenweide ist aller zeit ein lustiges blümel.“

Von den Primeln werden drei Arten genannt. Der Samolus wurde von den Druiden nüchtern und mit entblößten Füßen gesammelt, der Priester mußte beim Pflücken desselben die Hand links unter den Kleidern durchstecken und die Pflanze, ohne sie anzusehen, sogleich in seinen Gewändern verbergen [2]. In neuerer Zeit ist sie ganz aus dem Gesichtskreise des Volkes verschwunden, vorausgesetzt, daß unser Samolus wirklich derselbe ist, den die Gallier so hoch verehrten.

Die zweite Primulacee ist der Gauchheil (Anagallis),

---

[1] Grimm, Myth. 1164 u. A. — [2] Plin. XXIV. 11.

welcher, im Vorhof aufgehängt „Gauch und Gespenst vertreibt“ [1]. Er besaß besondere Kraft gegen Melancholie und Narrheit, und stillte das Blut so vortrefflich, daß man jemand, dem zur Ader gelassen wurde, nur dieß Kraut in die Hand geben durfte, um dem Fließen des Blutes sogleich Schranken zu setzen [2]. Er heißt auch „armer Leute Wetterglas“, weil sich seine Blüthen bei herannahendem Regen schließen.

Die Schlüsselblume (Primula) soll nicht nur den Lenz erschließen, sondern, wie schon früher angeführt, den Weg zu verborgenen Schätzen eröffnen, besonders wenn man sie zu Weihnacht oder in der Fastnacht blühend findet. Die Primel wurde von den Druiden zu dem Saft der Begeisterung benützt, sie mußte vor dem Neumond gepflückt und mit Isenkraut, Heidelbeeren, Moos, Waizen, Klee und Honig gemischt werden. Neue junge Priesterinnen erhitzten den Trank durch ihren Hauch, bis er zu qualmen anfieng. Die Blume heißt auch “Heirathschlüssel“ und in Schwaben sagen die Kinder, sie sei der Schlüssel zum Himmel. In der Schweiz heißt sie „Madaun“ und gilt als die Blume verschmähter Liebe. Man sagt dort:

„I goh ne durch d' Bächlimatt ab,
und günne Madänele ab;
Madänele breche,
es Chränzli drus flechte
us luter Madänli und Chlee —
itz han i kes Schätzele meh“. — [3]

---

[1] Fuchs. Kräuterb. C. 6. — [2] Zauberarzt. 76. — [3] Rochh. Kinderl. 174.

Soll die Primel Schätze erschließen, so erscheint dabei oft eine weibliche Gestalt, die Schlüsseljungfrau, welche man auf die Freija deutet, da in der Krone dieser Göttin ebenfalls ein Schlüssel steckt. Ein Kuhhirt fand bei der Ruine Blankenhorn in Schwaben im Spätherbst eine Schlüsselblume und steckte sie auf seinen Hut, der ihm bald schwer wurde. Als er nachsah, war die Blume in einen silbernen Schlüssel verwandelt, zugleich stand aber auch eine Jungfrau vor ihm, die ihm sagte, er sollte die bisher verborgene Thüre im Heuchelberg aufschließen, und von drinnen mitnehmen, was er wolle, aber das Beste nicht vergessen. Er füllte sich Säcke und Ärmel, ließ aber das Beste (die aufschließende Blume) doch liegen. Ein Schäfer von Kolbenkamm in Baden wurde von einer Jungfrau auf einen Platz mit Schlüsselblumen geführt, er schloß mit einer derselben eine Thüre auf, inner welcher drei Kisten mit Schafzähnen standen, von denen er, nur halb willig, einige Hände voll einsteckte, indem er, ohne sich weiter um die Schlüsselblumen zu kümmern, fortgieng. Die Schafzähne wurden über Nacht zu Gold, aber das Beste hatte er ebenfalls vergessen [1]. Alle diese Sagen sind nur Abänderungen desjenigen, was schon bei der „ungenannten" Blume erwähnt wurde.

Von den Plantagineen wird nur der spitzblättrige Wegrich (Plantago lanceolata) erwähnt, dessen Blätter vor den Stichen der Bienen schützen und dessen Saft für

---

[1] Maier. I. 37. Baader. Neue Volksf. Nr. 111.

Brustleidende und für Frauen nützlich ist, welche „gesegneten Leibes wandeln."

Aus der Reihe der Chenopodiaceen nennt man den Gänsefuß, dessen Blätter wie die Füße der Gänse aussehen sollen und den man deßhalb mit den Kobolden in Verbindung bringt, weil mehrere von diesen gleichfalls Gänsefüße hatten. Die Pflanze wird auch „guter Heinrich" genannt, weil sich die Kobolde gern Heinrich oder Heinz nennen ließen. In späterer Zeit trug man diese Beziehung auf den Teufel (Grauheinrich) über und endlich wurde der Gänsefuß ein Hexenkraut, welches gegen den Aussatz wirken sollte [1].

Von der Melde (Atriplex) erzählt Ortolf [2], daß aus den Blättern desselben Frösche werden, wenn man sie in einem neuen Topf in die Erde vergräbt.

Unter den Polygoneen galt der pfirsichblättrige Knöterich als ein Mittel gegen die Flöhe und gegen Zahnschmerz, und der Vogelknöterich (Polygonum aviculare) heißt „Hanns am Wege", weil er an jedem Pfad zu finden ist. Man hat von ihm folgende Sage in Österreich: In einem Dorf war ein reicher, aber geiziger Bauer, der eine schöne Tochter hatte, welche Grete hieß. Ihm gegenüber wohnte ein armer Bauer, dessen hübscher Sohn Hanns genannt wurde. Die jungen Leute liebten sich, aber der reiche Bauer verhinderte jede Annäherung. Da sah nun Grete so lange aus ihrem Garten nach Hanns und dieser schaute vom Wege her so lange nach Grete, bis Beide in

---

[1] Grimm, Myth. 1164. — [2] Kräuterbuch. 83. a.

Blumen verwandelt wurden. Aus Gretchen wurde die „Gretel in der Staude“ (Nigella) und aus dem Hanns der „Hannsel am Weg“. — Wir fanden schon bei der Wegwarte eine solche Verwandlung von Liebenden in Blumen. Auch an den Wurzeln des Vogelknöterichs trifft man um Johannis rothe Körnlein.

Das wäre nun die, freilich etwas eintönige Aufzählung jener Pflanzen, die in Sagen und Gebräuchen meist nur einzeln erwähnt werden, ich ergreife aber die Gelegenheit, um diesem Einzelnen wieder etwas Allgemeineres anzufügen, nämlich die Verwandlung von Blumen, Früchten, Laub u. s. w. in Gold und Silber, die sich in ungemein vielen Sagen vorfindet, und sich immer nur auf ärmere Leute bezieht, da die Reichen solcher tröstenden Erzählungen nicht bedürfen. So gab die weiße Jungfrau, die am Ostersonntag zu Osterode erscheint, einem armen Leinweber eine weiße Lilie, die sich in Gold und Silber verwandelte und so kostbar war, daß die ganze Stadt Osterode sie nicht bezahlen konnte. Endlich übernahm sie der Herzog gegen eine Leibrente und nahm sie in sein Wappen auf [1]. Ein Knabe zu Saubach fand eine Lilie, die, als er sie auf den Hut steckte, zu Gold wurde. Am Untersberg fand ein Bauer Schneeglöckchen, die sich, auf seinen Hut gesteckt, in Kronenthaler verwandelten [2]. Ein Fuhrmann sah in der Christnacht eine Jungfrau, welche Flachs auf dem Schnee ausbreitete, er steckte eine Handvoll dieses Flachses zu sich, der bis zum Morgen zu Gold wurde. Die Schlüsseljungfrau

[1] Grimm, Myth. 915. — [2] Steub. 376.

zu Tegernfelden schenkte einem Knaben gelbe und weiße Bohnen, die gelben wurden zu Gold und die weißen zu Brabanterthalern [1]. Ein Weber zu Pforzheim fand auf dem Friedhof Bohnen, die sich in Goldstücke verwandelten. Ein Bauer von Wildschönau in Tirol fand auf der Straße Waizen und steckte davon, so viel er konnte, in seine Taschen, da verwandelte sich jedes Korn in einen blanken Sechser. Bei einem Mezger von Schlitters fand dasselbe statt [2]. Bei einem Bäcker zu Marburg und bei einem anderen Bäcker zu Homburg wurden gefundene Waizenkörner zu Gold; aus dem Brunnen bei Schloß Reifenstein in Tirol floß statt Wassers goldener Waizen. In der Gegend von Calw fand eine Frau im Walde gelbe Blätter, die, als sie dieselben in die Schürze genommen hatte, zu Gold wurden, bei einer zweiten Frau wandelte sich das Laub, das sie auf dem Bergacker von Wolfach fand, in Thaler. Eine Frau von Mühlheim war so arm, daß sie im Herbst für ihre einzige Ziege kein Futter mehr hatte. Sie ging daher in den Wald, fand aber nur noch einen einzigen Strauch mit Blättern, die sich dann in Gold verwandelten [3]. Ein Kutscher in Tirol fand Kirschkerne und eine Magd Kohlen, die zu Gold wurden. Daß sich Kohlen in Gold wandelten, hört man fast überall erzählen, so wie den meisten dieser Sagen beigefügt ist, daß jene, welche zurückkehrten, um noch mehr von dem Glücksfund zu holen, nichts mehr von den früher erblickten Gegenständen gewahrten. Merk-

---

[1] Rochh. Aarg. 226. — [2] Zingerle 243. — [3] Meier I. 48 und 6. v. A.

würdig ist, daß man sogar in Trauben Gold gefunden haben wollte, wenigstens wurden im Jahre 1651 dem Fürsten Ragoczy Trauben gebracht, deren Körner aus dichten Goldstäubchen bestanden. Das Gold zeigte überhaupt große Zuneigung zum Wein, denn man fand bei Tokai Goldfäden welche sich um die Weinstöcke gewunden hatten [1]. In dem einst sehr goldreichen Ungarn fand man auch, z. B. zu Altsohl, Waizenwurzeln, die von Goldfäden umsponnen waren.

VII.

Die Giftpflanzen.

Man versteht unter Giftpflanzen nicht nur jene Kräuter, durch deren Genuß heftiges Leiden oder gar der Tod herbeigeführt wird, sondern überhaupt alle Gewächse, deren Säfte u. s. w. in irgend einer Weise nachtheilig auf den menschlichen Körper wirken, und bestände dieß nur aus einem Brennen des Halses, in einem schnellen Erbrechen oder in anderen raschen, von Unwohlsein begleiteten Entleerungen. Das Volk kennt seine Giftschwämme und Gift-

---

[1] Henckel. Verwandtschaft der Pflanzen und des Mineralreichs. 573.

kräuter, und bereitet sich aus manchen der letzteren sogar heilsame Tränke, die freilich oft etwas stark wirken, aber von Bauernnaturen ganz gut vertragen werden. Hierher gehört z. B. die Zaunrübe (Bryonia dioica) welche der Landmann trotz ihrer heftigen Wirkung zur Reinigung des Unterleibes benützt. Aus derselben Ursache wurde sie auch gegen Liebestränke angewendet, dagegen sollte sie, in den Schuhen getragen, Zuneigung erwecken, so legen an mehreren Orten die Mädchen, wenn sie zum Tanz gehen, einige Scheiben der Wurzel in die Schuhe und sagen dazu:

„Körfchenswurzel in meinen Schuh,
Ihr Junggesellen lauft mir zu.“

„Körfchenswurz“ ist der plattdeutsche Name der Wurzel, die auch gegen Gewitter im Hause aufgehängt und, damit sich keine Hexe heranwage, am Halse getragen wird. Man schnitt sie auch den Kühen ins Futter, damit sie nicht verschrieen würden und keine blaue Milch gäben. Mittelst der Zaunrübe wurde auch die Gicht geheilt, und zwar durch Überpflanzung (Transplantation), indem man dem Kranken Blut abließ und dieses in eine ausgehölte Zaunrübe goß, welche man dann an einem sehr versteckten Orte eingrub. Endlich benützte man die Zaunrübe auch, um Alräunchen daraus zu schnitzen, welche den Leuten für die ächte Mandragora verkauft wurden.

Fast die ganze Sippe der Nachtschatten (Solaneen) besteht aus Giftpflanzen, die im Mittelalter aber am meisten bekannte Art derselben war das Bilsenkraut (Hyoscyamus). Es soll schon bei den Celten dem Sonnengott Bel oder Biel geheiligt gewesen sein und deßhalb den Namen

Belinuntia erhalten haben[1]. Ich deutete aber schon beim Bilwitz auf die wahrscheinliche Wurzel des Wortes. Die ganze Pflanze hat eine eigenthümliche Tracht. Diese dichtstehenden, graugrünen, wolligen Blätter, die sich zusammendrängen, als ob sie scheu wären und das Licht und die kühle Luft fürchteten, und diese düsteren, geaderten Blüthen, die an böse Augen erinnern, geben dem Bilsenkraut fast dieselbe Stelle unter den Pflanzen, welche die Eule unter den Vögeln einnimmt. Es zeigt sich auch nie gesellig und steht meist ganz einsam und oft an den magersten Stellen, wo sonst kaum mehr irgend ein anderes Kraut gedeiht. Wie seine giftigen Eigenschaften bekannt wurden, weiß man nicht mehr, doch mögen zuerst die schwarzen Saamen den Anlaß dazu gegeben haben. Die Gallier hatten Kenntniß von Bilsengift und bestrichen ihre Wurfspieße damit, um das Wild sicher zu tödten. Plinius erzählt, daß durch einen Absud von nicht mehr als vier Bilsenblättern die Sinne gestört würden, und daß das Öl des Samens in das Ohr geträufelt Wahnsinn hervorrufe. Die Hexen tranken den Absud vom Bilsenkraut und hatten dann jene Träume, für die sie gefoltert und hingerichtet wurden. Auch zur Hexensalbe ward es verwendet, und man benützte es zum Wettermachen und zum Geisterbeschwören. Gab es eine große Dürre, so tauchte man einen Bilsenstengel in eine Quelle und besprengte damit den sonneglühenden Sand[2]. Burchard von Worms erwähnt, daß im neunten Jahrhundert, bei Regenmangel folgender Gebrauch stattfand: ein

---

[1] Mone. Nord. Heidenth. II. 417. — [2] Montan. 141. 6.

Mädchen wurde entkleidet und mußte dann mit dem kleinen Finger der rechten Hand Bilsenkraut ausreißen. Dieses wurde ihm an die kleine Zehe des rechten Fußes gebunden, und dann führten andere Mädchen die Entkleidete zum nächsten Fluß, und besprengten sie mit der Fluth. Dieser Gebrauch ist höchst wahrscheinlich heidnischen Ursprungs, da er nachweisbar schon im vierten Jahrhundert geübt wurde[1]. In der astrologischen Botanik war das Bilsenkraut unter den Planeten Jupiter gestellt und wirkte unter allen jenen Sternbildern, „welche Füße haben", wohlthätig auf jene Theile des menschlichen Körpers, über welche jene Bilder „ihren Schein warfen." Im eilften und zwölften Jahrhundert wurde es auch gegen den Wurm im Ohr angewendet.

Das Bittersüß (Solanum dulcamara), welches beim Kauen zuerst bitter und dann süß schmeckt, war ebenfalls schon in vorchristlicher Zeit bekannt, es galt als ein Alfenkraut und heißt noch jetzt Alpranke. Man legte es den Kindern gegen Verzauberungen in die Wiege und hing es dem Vieh gegen die „Hunsch" oder Engbrüstigkeit um den Hals. Der Mensch scheint im Allgemeinen eine Abneigung vor dieser Pflanze zu haben, denn er nennt sie Saurebe, Stinkteufel, Hundsbeere, Stickwurz u. s. w., sie gilt auch als Sinnbild eines Heimtückischen.

Eine andere höchst giftige Solanee ist die Tollkirsche (Atropa belladonna). Am Niederrhein nennt man ihre Früchte Walkerbeeren und sie selbst: Walkerbaum, in dem

---

[1] Mone. Nord. Heidenth. II. 417.

jeder, der von den Beeren aß, den Walkyren anheim gefallen war. Die Tollkirsche soll übrigens eine ähnliche Eigenschaft wie der Arsenik besitzen und, in sehr kleinen Gaben genommen, fett machen. Daher ist es auch in manchen Gegenden Sitte, den Pferden einige getrocknete Tollkirschenstengel unter das Heu zu mengen, damit sie beleibt und muthig werden.

Fast nicht minder schädlich ist der Stechapfel (Datura), welcher durch die Zigeuner nach Europa gebracht worden sein soll. Den Alten war diese Pflanze wirklich nicht bekannt, und selbst Vaillant sah sie im Jahre 1722 noch nicht in der Umgegend von Paris, wo sie jetzt allenthalben zu finden ist. Man benützt den Samen zu Räucherungen, um Gespenster zu verscheuchen oder um Geister herbeizurufen. Alle Künste der Zigeuner sollen vorzüglich in der genauen Kenntniß der Säfte des Stechapfels bestehen.

Unter den Doldenblüthen ist der Schierling (Cicuta und Conium) am meisten gefürchtet, obwohl er neueren Ansichten zufolge heut zu Tage bei weitem nicht kräftig genug sein soll, um einen — Sokrates zu tödten. Der Arzt Anarilaos rühmt den Schierling als ein Schönheitsmittel und rätl, an, daß sich die Jungfrauen ihre Brüste mit Schierlingsaft bestreichen sollen, damit diese nie welk würden. Der Schierling war auch eine der ersten Pflanzen, die man zu einer Art von Narcose anwandte. Fallopius kannte seine betäubende Eigenschaft und schlug vor, denjenigen, welchem ein Glied abgenommen werden mußte, mit Schierlingsaft einzureiben, weil er dann den Schmerz,

den der Schnitt verursacht, nicht empfände [1]. Übrigens wird der Schierling von Mensch und Thier gemieden, nur die Kröte soll gern unter ihm wohnen und dort „Gift einsaugen."

Der Fingerhut (Digitalis), welcher zu den Antirrhineen gehört, war bei den Elfen sehr beliebt, sie trugen die Blüthen, welche in Wales „Menyg-Ellion", d. i. Elfenhandschuhe, heißen, anstatt der Hüte. Die Blumen stehen überhaupt mit der Geisterwelt in Verbindung und sollen jedes vorüberkommende, überirdische Wesen grüßen, so daß sich dann der ganze Stengel beugt. Der Landmann kümmert sich aber wenig um den Fingerhut, der ihm nur als Giftkraut bekannt ist.

Auch mit dem Saft der Nießwurz (Helleborus) bestrichen die Gallier ihre Speere und Pfeile und glaubten, daß dadurch das Fleisch des erlegten Wildes bedeutend zarter werde, nur gebrauchten sie dabei die Vorsicht, die Wunde ringsumher auszuschneiden [2]. Bei dem Ausgraben der Nießwurz mußte man einen Kreis um sie ziehen, sich gegen Morgen stellen und beten, auch durfte sich dabei kein Adler zeigen, sonst starb der Wurzelgräber noch in demselben Jahr. Dieses Ausgraben verursachte auch eine Schwere des Kopfes, weßhalb man früher Knoblauch essen und ein Glas ungewässerten Weines trinken mußte. Die Nießwurz war dem Planeten Saturn zugeeignet, sie bewahrte Verlobte vor allerlei Krankheiten und wer sie stets bei sich trug, wurde sehr alt [3].

---

[1] Helwig, Zauberarzt. 281. — [2] Plinius XXV. 25. — [3] Hübner. Myster. sign. herb. 66.

Die Pfaffenbinde (Arum maculatum) trägt im Frühling am Blüthenschaft männliche und weibliche Ähren und Nectarien; der Bauer erblickt darin, je nachdem diese Ähren größer oder kleiner sind, günstige oder ungünstige Vorzeichen für die Erndte. Die männliche Ahre bedeutet das Korn, die weibliche das Heu, und die Honiggefässe den Wein; daher heißt die Pflanze auch Zeigkraut. Weil die Blüthe von einer Scheide wie ein Kind von den Windeln eingehüllt wird, legte man das Arum auch den Kindern in die Wiege, um sie vor Unholden zu schützen. Grub man es unter die Thürschwelle, so konnte nichts Böses aus- und eingehen. Hatte ein Kind verdorbenes Blut, so buck man demselben die klein zerhackte Pflanze in einem Kuchen. In Schwaben geht die Sage, daß Josua und Kaleb, als sie in das gelobte Land zogen, den Stab des Aaron mitnahmen und auf demselben die große Weintraube aus Kanaan trugen. Nachdem sie diese abgeladen hatten, steckten sie den Stab in die Erde und wo er gesteckt war, wuchs das Arum, welches bis jetzt als Abbild des Früchtesegens gilt, von welchem Josua und Kaleb erzählten [1].

Der Sturmhut (Aconitum) wächst auf unseren Alpen in prachtvollen Exemplaren von fünf bis sieben Fuß Höhe und ist dort sehr giftig, während er in Gärten gezogen fast ganz unwirksam wird. Als ich im Jahre 1854 auf der Raxalpe botanisirte, begleitete mich ein Tourist, welcher von den herrlichen Blüthen so entzückt war, daß er einen Strauß derselben in der linken Hand trug, den

[1] Menzel. Symbol. I. 3.

er aber nach beiläufig einer Stunde entsetzt von sich warf, als er gewahrte, daß ihm diese Hand zu schwellen anfieng [1].

Der antiken Mythe zufolge entstand der Sturmhut aus dem Geifer des Cerberus, und Medea bereitete daraus ein Gift, mit welchem sie den Theseus tödten wollte [2]. Die Hexen benützten ihn zu ihrer Salbe.

Von den übrigen schädlichen Kräutern sind noch zu bemerken:

Das Bingelkraut (Mercurialis), welches, weil es stark betäubt, dem Wodan geweiht war und daher Wodans- oder Godeskraut genannt wird. Wollte man es zu Zauber gebrauchen, so mußte es auch am Wodanstage (Wednesday, Mittwoch) gegraben werden [3];

die Schwalbenwurz (Chelidonium), mit deren gelbem Saft die Schwalben die Sehkraft ihrer Jungen stärken sollen, und mit der man, wenn sie auf einem Kirchhof gewachsen ist, die Warzen vertreiben kann;

die Erdscheibe (Cyclamen), welche von den Schlangen gefürchtet wird, weßhalb schon Plinius anrieth, sie in allen Häusern zu ziehen, und endlich:

die Zeitlose (Colchicum), die, wenn man sie bei sich trägt, vor den Kinderblattern schützt; die Haselwurz (Asarum), deren Blüthen die „Signatur des Ohrs" haben und deßhalb das Gehör stärken sollten, und der goldgelbe

---

[1] Auch Schkuhr; Botan. II. 89 erzählt einen ähnlichen Fall von Aconitum Anthora. — [2] Ovid. Metam. L. VIII. 406. — [3] Montan. 142. b.

Hahnenfuß (Ranunculus auricomus), welcher gegen das Fieber half, wenn man ihn zuerst auf die Pulse des Kranken band und dann verbrannte; der aber auch gegen die Verzauberung der Falken gebraucht wurde, indem man das aus ihm bereitete Pulver dem Vogel auf seine Äsung streute.

Von der Nicotiana, dem Tabak, fand ich nur eine und natürlich neue Sage, die schon mehrmals zu heiteren Gedichten benützt wurde. Als nämlich der Teufel noch keine Flinte kannte, gieng er einmal im Wald spazieren. Da begegnete ihm ein schleswig'scher Schütze und der Teufel frug, als er das Gewehr sah: Wat hest du daer?

Dat is myn Tabaksdoes, sagte der Wildschütze und der Teufel bat: „Ah so laet my ins en Prieschen kriegen.“ Der Wildschütz hielt ihm die Flinte unter die Nase und drückte los, da prustete der Teufel und rief: „Dat is mi waraftig en starker Tabak.“ [1]

Man sollte glauben, daß die ihrem ganzen Wesen nach unheimlichen Giftpflanzen besonderen Anlaß zu Sagen und Gebräuchen geboten hätten, allein die Scheu des Menschen vor ihnen war, wie schon angedeutet, zu groß, sie bilden gerade den Gegensatz zu den Getreiden, die unmittelbar an den Menschen gebunden sind und von denen sich daher ein solcher Reichthum von Sagen findet.

---

[1] Müllenhoff 276.

VIII.

Die Baukräuter.

Unter den Baukräutern versteht man jene Pflanzen, die von Menschenhand entweder in kleinerer Anzahl in Gärten oder in größeren Massen auf Feldern gepflanzt oder gehegt werden. Manche von ihnen, z. B. der Klee, der Lein u. s. w. kommen auch im Freien vor, sie finden sich dann aber meist vereinzelt, wie sich zuweilen auch Gartenpflanzen verwildert vorfinden. Die Baupflanzen lassen sich zu bequemerer Übersicht leicht in folgende drei Abtheilungen bringen; nämlich in Pflanzen, die in bedeutender Anzahl angebaut werden, wie der Buchwaizen, der Klee, der Lein u. a:, dann in Pflanzen, die man größtentheils auf Gartenbeeten zieht, wie den Kohl, den Lattich, den Rettich u. s. f., aus denen sich ganz wohl die dritte Reihe, und zwar die der Hülsenfrüchte, abscheiden läßt.

Außer den Getreidearten war gewiß der Lein, Flachs oder Haar (Linum) eine der wichtigsten Pflanzen, denn wie jene einen bedeutenden Theil der Nahrung geben, so bietet der Lein einen sehr wesentlichen Theil der Kleidung, und man kann daher die Pflege des Getreides als den Männern, die des Leins aber als vorzüglich den Frauen angehörig betrachten.

Der Lein war der Freija geheiligt, ihr Katzengespann war mit Strängen von blühendem Flachs angeschirrt, und

sein Säen, Röſten, Hecheln und Spinnen wurde ihrem Schutz anheimgeſtellt. Dieſer Kultus der Freija (Peratha, Hulda, Holle) hatte ſo tiefe Wurzel gefaßt, daß chriſtliche Prieſter wie Eligius, Gallus und Burkhard von Worms heftig dagegen eiferten, ohne ihn aber ausrotten zu können. Frau Holle wird als ſpinnende Frau dargeſtellt, ſie ſchenkt den fleißigen Dirnen eilende Spindeln und ſpinnt ihnen Nachts die Spulen voll, den Faulen aber beſchmutzt ſie den Rocken oder zündet ihn an; und wenn Frau Holle zu Weihnachten einzieht, werden alle Spinnrocken reichlich mit Flachs belegt und für ſie ſtehen gelaſſen, zur Faſtnacht aber, wenn ſie von ihrer Wanderung heimkehrt, müſſen alle Rocken vor ihr verſteckt werden, ſonſt ſtraft ſie die Spinnerinnen, denn das Feſt ihrer Heimkehr iſt ſo heilig, daß nicht gearbeitet werden darf [1]. Endlich darf der Flachsrocken nicht von einem Winter zum andern auf der Kunkel oder gar ungeſponnen bleiben, ſonſt erzürnt Frau Holle und verwirrt ihn oder „niſtet ſich hinein", wie die Leute ſagen [2].

Wegen der blauen Farbe der Blüthe war der Lein auch dem Donar geheiligt und am Wodanstag (Mittwoch) hütete man ſich Lein zu ſäen, damit das Pferd dieſes Gottes, der an dieſem Tag ſeinen Umzug hielt, die Saat nicht zertrete [3]. Aus der Flachsblüthe entſtehen auch die Feen und je dunkler die Farbe der Blume iſt, deſto fruchtbarer wird das Jahr. Die Saat des Flachſes iſt genau an Tag und Stunde geknüpft. Der am frühen Morgen geſäete blüht

---

[1] Grimm, Mythol. 247. — [2] Curtze. 401. — [3] Schindler. 136.

nur in der Frühe, Nachmittags gesäet blüht er auch nach Mittag, aber das ist nicht gut, denn er wird dann nicht hoch und nicht fein. Wer Lein säet, soll zuerst den Sack mit dem Leinsamen auf den Acker legen und sich, mit dem Angesicht gegen Osten gewendet, dreimal darauf setzen [1]. Auch beim Lein wiederholt sich, was schon vom Heu gesagt wurde, nämlich daß gestohlener Leinsamen, unter die Saat gemischt, ein besonderes Gedeihen bringe. Flachs am Gründonnerstag gesäet, friert nicht ab, am besten säet man ihn aber am hundertsten Tag nach dem Neujahr (10. April). Nach der Aussaat stecken die Rhöner Palmzweige auf die Flachsfelder, um alles Unglück zu verhüten. Wer den Lein nicht selbst anbaut, sondern ihn säen läßt, soll dem Sämann ein gutes Trinkgeld geben, sonst verdirbt der Flachs, und in Mittelfranken legt man an die vier Ecken des Leinfeldes ein Kreuzbüschel mit einem Stein, damit die Drude den Flachs nicht zu Boden drücke. Der Sack, in welchem der Leinsamen zum Acker gebracht wurde, durfte nicht gebunden werden, sonst blieb der Flachs kurz [2]. Wenn die Bäuerin beim Samentragen lange Schritte machte, so wurde der Lein lang. Nach dem Säen stieg die Hausfrau oder die Magd auf den Tisch und sprang rücklings herab, so hoch sie sprang, so hoch wurde der Flachs. Die Weiber sollen am Lichtmeßtag bei Sonnenschein tanzen, dann geräth der Flachs. Ist zu Leutstetten in Oberbaiern der Flachs fingerhoch aus dem Boden gewachsen, so besprengt man ihn mit Wasser, damit er vor den Erdflöhen gesichert

---

[1] Rockenphilos. 85. — [2] Curtze. 401.

sei. In Deffingen rief man beim Springen über das Johannisfeuer:

„Flachs! Flachs!
dass der Flachs des Jaur
sieben Elle lang wachs.“

Zu Riedlingen in Württemberg reichen sich Knaben und Mädchen die Hände und sagen:

„Sanct Johann,
mach's Werk drei Elle lang.“

Und in Niederaltaich ruft der Erste, der über das Johannisfeuer springt:

„I spring über's Sunnwendfuie
alle Nachbe'n san me thuie,
springts mit mir allzsamm,
so wird der Har recht lang.“ [1]

In der Gegend von Hildesheim gehen am Himmelfahrtstag alle Mädchen eines Dorfes auf den Kirchthurm und läuten die Glocken, damit sie eine gute Flachsernte bekommen, und in der Rhön laufen am ersten Fastensonntag Knaben und Mädchen mit angezündeten Strohwischen wie tobend auf den Leinfeldern herum, damit der böse Sämann verjagt würde. In Oberbaiern beginnt man den Harfang oder das Ausziehen des Flachses um zwölf Uhr Mittags und die Arbeit muß am nächsten Tag um zehn Uhr Morgens vollendet sein. Auf dem Acker läßt man, wie beim Oswald, drei Flachsstengel stehen, die mit einer Schmiele (Aira) oder Binse zusammengebunden werden. Auch in

---

[1] Grimm, Myth. 1189. Panzer. II. 550. u. A.

Kleingarnstedt (Sachsen-Koburg) bleibt ein Flachsbüschel auf dem Acker, man flicht aus diesem Büschel einen Zopf und die jungen Leute schreien dazu:

„Holzfräule,
da flecht i dir a Zöpfle,
so lang als wie ain Weiden,
so klar als wie ain Seiden;
Holzfräule! [1]

Dieses ist nach der Meinung unserer Mythologen ein Anruf an die Frau Holle als Beschützerin des Flachsbaues. Das Flachsraufen (Harriffeln) wird in Oberbaiern Nachmittags und von Männern und Weibsleuten zugleich begonnen. In der Dämmerung kommen dann zwei Männer und zwei Weiber mit geschwärzten Gesichtern als Holzleute (Holzeinträger) verkleidet und werden von der Hausfrau bewirthet. Indessen holen die Arbeiter Wasser herbei, um die Waldleute damit zu begießen, diese aber suchen nun durchzukommen, ohne beschüttet zu werden, was ihnen jedoch, wenn es Spaß geben soll, nicht gelingen darf. Nach dem Abendessen klopfen zwei Bursche mit Stäben, im Taktschlag von neun Drischeln auf ein Brett, um dadurch die Nachbarschaft zum Tanz einzuladen, der bis Mitternacht währt. Dann beginnt aber das Riffeln wieder und muß bis Mittags beendet sein, worauf das Riffelmahl gehalten wird [2].

Zu Hochfilzen in Tirol schmückt beim Flachsbrecheln die Oberdirne einen Tannenwipfel mit Äpfeln und Bändern und stellt ihn nächst der Brechelstube auf. Ihr Geliebter

---

[1] Seifert. II. 140. Panz. I. 161. — [2] Panz. II. 167.

soll ihn nun rauben, was ihm aber nichts weniger als leicht wird, da alle Flachsbrecherinnen den Wipfel bewachen und vertheidigen; gelingt es den Burschen aber doch, so gilt er als ein treuer Liebhaber.[1] Alle diese Gebräuche scheinen sehr alt, da sie mit christlichen Ceremonien nichts gemein haben.

Wenn beim Waschen des Garns recht gelogen wird, so gewinnt es an Weiße, aber am Samstag soll am Rocken kein Flachs hängen bleiben, sonst spinnen die Hexen daran. Auch ist es verboten, bei Mondlicht zu spinnen, denn sonst spinnt man sein Leichentuch. Während des Gottesdienstes darf man kein Garn aussteden, sonst ist man in Gefahr, mit Haus und Hof in die Erde zu versinken. Will sich der Flachs auf dem Feld umlegen, so muß man eine gestohlene Wäschestange darein stecken. Im Fichtelgebirg betrachtet man die Eiszapfen an den Hausdächern als Vorzeichen des Gedeihen des Flachses. Sind diese Eiszapfen im Dezember lang und ungetheilt, so soll man den Lein im Frühling säen, sind sie im Januar am schönsten, so hält man Mittelsaat, und erscheinen sie im Februar am längsten, so wählt man die Spätsaat. Sind die Zapfen aber zwieselig oder gespalten, so wächst auch der Flachs auf diese Weise. Der blühende Flachs verscheucht Hexereien, es kann aber auch ein ganzes Flachsfeld so verzaubert werden, daß man es, besonders bei leisem Wehen des Windes, für strömendes Wasser hält. Den wackeren steben Schwaben erging es ja auch auf ähnliche Weise. Flachsblüthen mit neun, aus ge-

---

[1] Zeitschr. f. d. Myth. III. 341.

stohlenem Flachse gesponnenen Fäden zu einem Knoten geschürzt, bewirken Liebe. In Oberösterreich loosen die Dirnen am Thomasabend mit Leinsaat, sie nehmen eine Hand voll davon, wenn sie zu Bett gehen, streuen diese „Harlinsen" über den Kopf und sprechen dazu:

„Ich säe meinen Sam,
in St. Thomas Nam;
in St. Thomas Garten
will ich auf meinen Bräutigam warten."

Nachts im Traume erscheint ihnen dann der Zukünftige.[1] Garn, von einem Mädchen unter sieben Jahre gesponnen, hat besondere Kräfte, doch muß das Linnen unter das Altartuch gelegt und sollen drei Messen über dasselbe gelesen werden. Man nennt es Siebenjahrgarn. Ein Hemdkragen davon schützt vor dem Untergehen im Wasser, hilft gegen Gichter und Hexerei und macht sicher vor Schuß und Stich. Ein Gewehr mit solchem Garn geladen, verfehlt nie das Ziel. Zeigt sich die Hausnatter mit der Krone, so breitet man ein solches Linnen auf den Boden und stellt eine Schale mit Milch hin, die Natter trinkt und läßt das glückbringende Krönlein fallen.[2] Die Sage vom Nothhemd, welches gleichfalls stich- und kugelfest macht, ist allbekannt. Es muß unter stätem Schweigen oder unter geheimen Beschwörungen gesponnen und gewebt werden, und zwar von einer reinen Jungfrau, die aber wegen des großen Zaubers, der dabei waltet, den finsteren Mächten verfällt. Viele Balladen behandeln diesen Gegenstand auf mannigfaltige, immer aber

---

[1] Baumgart. 5. — [2] Panz. II. 553.

auf sehr ernste Weise. Eine Variante dieser Sage ist, daß das Nothhemd in einer einzigen, bestimmten Nacht vollendet werden müsse und daß dabei so viele reine Jungfrauen beschäftigt sein sollen, als zu diesem schnellen Fertigwerden nothwendig seien.

„Solche Jungfrauen müssen die ganze Nacht ins Teufels Namen spinnen, weben und nähen, bis sothanes Nothhemd vom Hals bis auf den halben Mann, mit beiden Ärmeln also verfertigt werde, dass auf der rechten Brust ein behelmtes bärtiges Haupt, auf der linken aber ein erschröcklicher, gekrönter Teufelskopf angenähet werde.“ [1]

In der Kunstkammer Kaiser Rudolph II. zu Prag wurde ein solches Nothhemd aufbewahrt, und in Wien soll man in mehreren Raritätensammlungen ähnliche Schutzkittel gefunden haben. [2]

Sagen von spinnenden Frauen und Jungfrauen, die bei ihrem Rad so lange an der Straße harrten, bis ihr Gemahl oder ihr Geliebter aus dem gelobten Land zurück kam, sind an vielen Orten gäng und gäbe, und die Säule zur Spinnerin am Kreuz bei Wien ist in dieser Beziehung allbekannt, obwohl dieses Denkmal seine Entstehung höchst wahrscheinlich einem ganz anderen Grunde verdankt.

Der Klee (Trifolium pratense) soll wegen der Dreizahl seiner Blättter von den Druiden heilig gehalten worden sein. [3] In der ersten Zeit des Christenthums war er das

---

[1] Hartmann, Neue Teufelskünste. 25. — [2] Vulpius, Curios. III. 458. — [3] Menzel, Symb. I. 498.

Sinnbild der h. Dreifaltigkeit und bei den Irländern galt er, von St. Patrick dazu erhoben, als Nationalzeichen. Er schützte vor Zauber und Teufelsspuk und diente zur Feiung der Waffen. Ein vierblättriger Klee gilt allenthalben als ein glückbringendes Zeichen, darum näht man ihn auch einem Reisenden, aber ohne dessen Wissen, in seine Kleider.[1] Ein solches Kleeblatt, um Mitternacht gepflückt, verkündet eine reiche Erbschaft, und wer es bei sich trägt, hat Glück im Spiel. Wenn der Ministrant ein Vierblatt ohne Vorwissen des Geistlichen in das Meßbuch legt, so wird dieser während des Messelesens so irre, daß ihn der Meßner am Kleide zupfen muß. Ist die Messe zu Ende und bekommt der Meßner das Vierblatt wieder, so kann ihm Niemand etwas im Spiel abgewinnen.[2]

Legt sich an gewissen Bergquellen im Passeierthal ein Wanderer zum Schlafen nieder, so kommen weiße Tauben mit vierblättrigem Klee im Schnabel, und lassen diese Blätter dem Schläfer aufs Herz fallen. Erwacht er früher als diese Blätter welk werden, so kann er sich, wenn er sie in den Mund nimmt, unsichtbar machen und die Grotten der seligen Fräulein finden, denen jene Tauben gehören.[3] Durch ein solches Vierblatt erkennt man auch Zauber und Trug. Da war zu Rottweil in Schwaben ein Seiltänzer, der balancirte einen ungeheuren Wiesbaum auf der Nase. Eine Dirne, die eben Klee heim trug, hatte ein Vierblatt gefunden und bemerkte deßhalb sogleich, daß der Gaukler nichts

---

[1] Curtze. 400. — [2] Wolf, Zeitschr. I. 330. — [3] Beda Weber, Passeier. I. 235.

weiter als einen langen Strohhalm auf der Nase trug. Sie gab dieß den Zuschauern kund. Da ward der Gaukler ärgerlich und zauberte der Dirne vor, daß sie durch einen tiefen Bach waten müsse, und sie schürzte ihren Rock immer höher, so daß alle Leute lachen mußten.[1] Wenn man am Sonntag ein vierblättriges Kleeblatt vor Sonnenaufgang in den Schuh legt, so erkennt man in der Kirche alle Hexen daran, daß sie mit dem Rücken gegen den Altar sitzen. In Wales erblickt man die Feen, wenn man ein Vierblatt und neun Waizenkörner auf das Blatt eines gewissen Buches legt.[2]

Mit den Stengeln des Hanfs (Cannabis sativa) treibt man in der Schweiz den Winter aus. Man legt einen solchen Stengel quer auf zwei Gartenböcke, schnellt ihn mit einer Gerte hoch in die Luft und ruft dazu:

„Grüne Bolz, fahr ins Holz,
Fahr ins obere Beckehus."

Diese fliegenden Hanfstengel stellen die Pfeile des Frühlings vor, durch die der Winter fortgeschossen wird. In Wales säen die jungen Leute am Allerheiligen-Abend, vor Mitternacht, Hanfsamen auf den Kirchhof. Der Säende geht um die Kirche und sagt:

Hanf, ich säe;
Lass die kommen, die ihn mähe."

Wenn es nun Zwölf schlägt, muß er hinter sich blicken und sieht dann — wenn er in diesem Jahr heirathen soll, seine künftige Braut. Wenn ein Mädchen den Hanf säete, und

---

[1] Meier. I. 252. — [2] Rodenberg. 132.

sich umsieht, erblickt sie den künftigen Bräutigam. Erblickt man aber einen Sarg, so muß man sterben. Auch in Hochschottland findet dieser Gebrauch statt. [1]

Bei der Ernte des Buchwaizens (Polygonum fagopyrum) findet in Oberbaiern folgender Gebrauch statt. Man bindet auf jedem Buchwaizenfeld nebst den gewöhnlichen Garben eine besondere, welche der Bock genannt wird (vgl. Oswald), bei dessen Dreschen ein eigenes Wechsellied im Drischeltakt gesungen wird. Den letzten dieser Halmböcke schmückt man mit Blumen, behängt ihn mit Kuchen und wirft ihn in die Mitte des ausgedroschenen Haufens. Da stürzen nun um der Kuchen willen, mehrere darauf hin und die anderen dreschen fort, so daß es zuweilen blutige Köpfe gibt. Bei dem Ausdreschen dieses letzten Halmbockes lassen die sich gegenüber Stehenden zugleich die Drischel fallen und werfen sich gegenseitig die das Jahr über gemachten Fehler vor, ohne daß aber ein Streit darüber entstehen darf. [2]

Unter den Küchenpflanzen schenkte man dem Kohl (Brassica oleracea) die größte Aufmerksamkeit. Er galt, was sich schon in der griechischen Mythe vorfindet, als ein Gegner des Weines. Am St. Stephanstag darf man keinen Kohl essen, denn dieser Heilige verbarg sich, um seiner Marter zu entgehen, in einem Kohlfeld. Zu Leutstetten in Oberbaiern füllen die Leute kleine Fässer mit Wasser aus dem St. Petersbrunnen und besprengen damit den Kohl,

---

[1] Rodenberg. 188. Grant-Steward. 162. — [2] Panzer. II. 227.

auf daß der „grüne Wurm“ abgehalten werde.[1] Will der Knecht das ganze Jahr über wohlgenährte Rosse haben, so muß er in der Neujahrsnacht Kohl stehlen und die Pferde damit füttern,[2] und an anderen Orten heißt es, man soll Kohl aus dem Garten des dritten Nachbars holen und jedem Thier im Stall davon geben, damit es vor Hexerei gesichert bleibe. Wir haben es hier also wieder mit dem freundnachbarlichen Diebstahl zu thun, auf den der echte Bauer einmal das Seine hält.

Im Kloster Hervestehude bei Hamburg mußten zwei Schwestern den Kohlgarten betreuen. Die eine derselben zog sehr großen Kohl, während die zweite ganz schlechte Pflanzen in die Küche lieferte. Da frug sie endlich die Erstere, woher es käme, daß dieser der Kohl so gedeihe, und die Erstere vertraute ihr nun, daß sie bei der Kommunion die Hostie aus dem Mund genommen und unter den Kohlstengeln vergraben habe. Die zweite Schwester baute nun bald eben so schönen Kohl, aber die Nachbarn sahen in der Nacht ein wunderbares Licht im Kohlgarten, und als dieses der Äbtissin erzählt wurde, gingen alle Nonnen Nachts in feierlichem Zuge hinaus und fanden an einem der Kohlstengel ein von Natur gewachsenes Crucifix, welches dann in Hamburg aufbewahrt wurde, bis es Kaiser Rudolph II. im Jahr 1602 in seine Raritätenkammer bringen ließ.[3]

Der Kopfkohl (Brassica capitata), schlechthin Kraut

---

[1] Wolf, Abergl. Nr. 611. — [2] Temme, Altmark. 77. — [3] Tharsander. III. 32.

genannt, liefert das bekannte und gesunde Sauerkraut, welches man zu Weihnacht essen soll, damit man das Jahr über viel Silber bekomme. Am St. Bartholomäustage soll Niemand in die Krautbeete gehen, denn an diesem Tag legt St. Barthel die Krautköpfe ein, wobei man ihn nicht stören darf.[1] In der Wetterau muß die Frau beim Säen des Krautes auf den Herd springen und damit das Kraut geräth, rufen:

„Häupter wie mein Kopf,
Blätter wie meine Schürz'
Und Strünke wie mein Bein!“ [2]

Wenn man dreimal gesegnete Pfingstmaien in die Krautbeete steckt, so werden die Erdflöhe verscheucht, und wenn an mehreren Krautpflanzen im Verlauf des Sommers Blumen entstehen, so gibt es im Hause bald eine Braut.[3]

Der Rübenkohl (Brassica rapa) oder die weiße Rübe ist die Wurzel des Zankes und des Spottes. Man braucht sich hier nur an Rübezahl und an das Rübchenschaben zu erinnern.

Der Rettich (Raphanus sativus) verscheucht den Schlaf, und sein Saft sichert vor Insektenstichen und den Bissen der Schlangen und anderen Gewürmes. Wenn die Kinder zum erstenmal in die Schule gehen, soll man ihnen Rettichschnitte auf ihr Butterbrod legen, dann lernen sie leicht die Buchstaben des Alphabetes „vorwärts und hintersich“ aussprechen.[4]

---

[1] Rockenphilos. 177. — [2] Grimm, Myth. 1189. — [3] Curtze. 401. — [4] Rockenphilos. 939.

Der Krenn (Cochlearia armoracia), den man unrichtig Meerrettich nennt, weil er mit der See gar nichts zu schaffen hat, wird mit einem Stückchen Brot gegen den Bilwitzschnitt an die erste Garbe gebunden. Der Salat oder Lattich (Lactuca sativa) vermehrt die Milch der Säugenden und mindert das Feuer der Liebe. Der Adler soll sein scharfes Auge dadurch erhalten, daß er von Zeit zu Zeit Lattich ißt.

Der Kümmel (Carum Carvi) wird fast allenthalben als Würze auf die Brotlaibe gestreut, die Hausgeister aber hassen ihn. Zu Wilhelmsdorf in Thüringen war ein Holzweibel, welches sich einer Bauersfrau gar hülfreich erwies, ihr aber immer sagte:

„Piep kein Brot — so leidst du keine Noth."

Als aber die Bäuerin trotzdem Kümmel in das Brot buck, schrie das Holzweibel:

„Hast du mir gebacken Kümmelbrot
Buckst du dir selbst die grösste Noth."

Das Weibel verließ nun das Haus, und die Wirthschaft sank nach und nach so herab, daß die Bäuerin nicht einmal Brot ohne Kümmel hatte. Eine ähnliche Sage geht auch von einem Bauer in Schallholz, der diesen Bitten der Holzmännlein nicht willfahrte.[1] Wenn man den Kümmel säet, soll man tüchtig schelten, denn damit scheucht man die Geister weg und er wird gut gedeihen. Wer zu viel Kümmel ißt, sieht alles doppelt.[2]

Der Anis (Pimpinella anisum) hilft gegen das Alp-

---

[1] Bechstein, Thür. Sag. II. 140, 190. — [2] Nork. II. 386.

drücken, wenn man ihn unter das Kopfkissen legt, und verschafft angenehme Träume. Wer sich mit Aniswasser wäscht, behält ein jugendliches Aussehen.

Der Dill (Anethum graveolens) schützt vor Zauberei und Verhexung, weßhalb ihn Bräute bei sich tragen sollen. Das neugeborene Kalb wird mit Salz und Dill eingerieben, und wenn der Viehstall ausgemistet ist, wird Dillenpulver dreimal rückwärts in den Stall gestreut.

Der Fenchel (Foeniculum) hilft den kreisenden Frauen, und die Jäger haben beobachtet, daß sich die Hirschkühe damit purgiren, bevor sie ihre Jungen zur Welt bringen.[1]

Die Möhre (Daucus Carota) oder gelbe Rübe ist wegen ihrer Süße eine Lieblingsspeise der Zwerge, die oft ein Goldstück dafür hinlegen. Am Neujahrstag soll man Möhren essen, weil dann das ganze Jahr das Geld nicht ausgeht. Von der Rübe erzählt man auch folgende Münchhausiade: Ein Samenhändler reiste über den Rhein und ließ im Schwarzwald ein Samenkorn fallen. Als er zurück kam, war eine so große Rübe daraus gewachsen, daß er zwei Ochsen damit mästen konnte, die während dieser Fütterung so große Hörner bekamen, daß wenn man zu Martini in eines derselben hinein blies, der Ton erst zu Georgi herauskam.[2]

Die Steinsilge (Petroselinum) soll nach dem Säen sehr rasch aufgehen, bleibt sie aus, so ist es ein Zeichen, daß bald Jemand im Hause stirbt. Wenn man eine aus der Erde gezogene Petersilienwurzel noch einmal, und zwar im

---

[1] Schindler. 162. — [2] Meier. 85, 470.

Namen einer gewissen Person einsetzt, so wird diese krank und stirbt. Auf diese Weise hat schon mancher Mann seine Frau und gar manche Frau ihren Mann heimlich unter die Erde gebracht.[1]

Fast in allen Bauerngütern findet man das Königskraut (Ocymum basilicum) wegen seines angenehmen Duftes angebaut. Plinius schrieb manches Wunderliche über diese Pflanze, was von seinen Nachbetern treulich fortgepflanzt wurde. So sagt er, daß aus dem zerriebenen, mit einem Steine bedeckten Ocymum Scorpione würden, daß sich die gekauten Blätter an der Sonne in Würmer verwandeln sollen u. s. w. Von unseren Bauersleuten wird es nur gegen Kopfschmerz an die Stirne gebunden.

Auch die Raute (Ruta graveolens) wird beinahe in allen Bauerngärten angepflanzt und zwar hauptsächlich deßhalb, weil sie einen wichtigen Bestandtheil des Diebsessigs ausmacht, der vor böser Luft und ansteckenden Krankheiten schützt. Die Raute dient gegen Schlangenbisse und Vergiftung, und Aelianus erzählt, daß das Wiesel, wenn es mit einer Schlange kämpfen will, zuerst Raute esse, weil es dann die Bisse der Schlange nicht zu fürchten habe. Die Raute schützt vor dem Mahr und vor dem Nachtvolk, das in der Nacht vor Frohnfasten umherzieht, sie schirmt vor dem Alp und wandelt sich, in den Sarg eines Todten gelegt, in Gold, so daß dadurch dessen Seele goldenstrahlend in dem Himmel ankommt.[2] Wer ein fünftheiliges Rautenblatt findet, soll Glück haben. Bindet man den Kindern, wenn

---

[1] Curtze. 400. — [2] Baumgarten. 30.

sie von den Pocken befallen sind, Rautenwurzeln um den Hals, so bleiben ihnen keine Augenleiden zurück. Haben die Kinder Bauchweh, so darf man nur ein Büschel Raute in die Häl (den Kesselhaken) des Herdes hängen. Maulwürfe werden von der Tenne verscheucht, wenn man Raute, die in der Kreuzwoche gepflückt wurde, daselbst vergräbt. Es ist bekannt, daß derjenige, der den Kopf der weißen Schlange besitzt, jedes Schloß aufsperren, verborgene Schätze finden, sich unsichtbar machen und dem Teufel einen Wechselthaler abnöthigen kann, dafür mußte aber der Besitzer jede Nacht zwischen Eilf und Zwölf Raute und ein Ei in das Gefäß mit dem Schlangenkopf legen.[1] Wenn man Raute und Benediktenkraut grub, mußte man dazu sprechen:

„Ich brech' euch edle Kräuter schon
Durch des himmlischen Vaters Kron,
Und durch den heiligen Geist;
Dass ihr behaltet Kraft und Tugend mit ganzem Fleiss,
Dass ihr mir seiet ein Sicherheit
Vor dem Teufel und allen Zauberleut.
Im Namen des Vaters, des Sohnes," u. s. w.

Dann nimmt man die beiden Kräuter, Wachskerzen und Salz, bindet sie zusammen und läßt sie dreimal weihen. Um dann vor dem Teufel und allem Zauber geschützt zu sein, macht man drei Stücke daraus, verbohrt sie unter der Schwelle und vernagelt diese mit dem Nagel einer Egge. Die Raute bekam diese Bedeutung durch ihren aromatischen Duft und durch ihr Grünbleiben im Winter.

---

[1] Birrcher. 65.

Von den Hülsenfrüchten findet man die Bohne und die Erbse am öftesten, und die Linse am wenigsten in Pflanzensagen, Gebräuchen u. s. w. erwähnt. Die Linse erinnerte durch ihre Gestalt an Münzen; Esau verkaufte sein Recht der Erstgeburt um ein Gericht Linsen. Am Charfreitag soll man Linsen essen, damit man das ganze Jahr hindurch Geld im Hause habe.

Die Erbse gehörte zu den Lieblingspeisen der Zwerge, galt aber auch als ein Leichengericht, und in Freiburg z. B. muß den Männern, welche Leichenwache halten, um Mitternacht Erbsensuppe dargereicht werden.[1] Beim Legen der Erbsen muß man schweigen, und damit die gesäeten nicht von den Vögeln verzehrt werden, soll man drei Erbsen in den Mund nehmen und sie vergraben. Um das kalte Fieber zu heilen, nimmt man so viele Erbsen als der Kranke Jahre zählt oder als Tage seit seiner Krankheit vergingen, wickelt sie in Papier und wirft sie dann in fließendes Wasser. Genas eine Frau eines Kindes, so kocht man eine Handvoll Erbsen und vergräbt sie unter der Schwelle, dann wird die Frau beim Säugen keine Schmerzen empfinden.[2] Wenn eine Dirne oder ein Bursche eine Schote mit neun Erbsen findet und diese hinter die Thüre legt, so spricht der Nächste, der über die Schwelle herein tritt, den Namen des künftigen Bräutigams oder der Braut aus. Eine solche Schote mit neun Erbsen über einen Wagen geworfen, bewirkt daß er umfällt.[3] Erbsen die am Johannisfeuer gekocht sind, helfen

---

[1] Kuenlin. 128. — [2] Zauberarzt. 208. — [3] Staricius, Heldenschatz. 56.

das ganze Jahr über für Quetschungen und Wunden, und wenn man Nachts mit Erbsen im Munde in eine Kapelle geht, sieht man die bekannten Verstorbenen als Geister vorüber gehen. Wer eine einzelne Erbse findet, soll sie nicht unbeachtet liegen lassen, denn Mancher gewann durch Erbsen eine Königstochter und ein Schloß.[1] Von Weihnachten bis h. drei Könige soll man aber keine Erbsen essen, sonst bekommt man in dem nämlichen Jahre Schwären. In den drei Donnerstagnächten vor Weihnacht, den sogenannten „Bosselnächten", wirft man jedoch in Schwaben Erbsen an das Fenster, um durch ihr Anklopfen an die Scheiben die baldige Erscheinung des Erlösers anzudeuten. In der Christnacht wälzt man sich auf ungedroschenem Erbsenstroh, um die Erbsen herauszudrücken, die man dann unter die zum Anbau bestimmten mengt, damit die Ernte desto reicher werde. Bei der Tyrjagd, die, so wie das Haferfeldtreiben, eine Art Volksgericht war, durch welches man leichtfertige Weiber und böswillige Männer strafte, wurden die Tyrjäger mit Erbsenstroh umwunden.[2] Um den Leuchtenberg in Tirol wachsen die Erbsen seit der Zeit der h. Notburga noch immer ohne angebaut zu werden. Auf der Insel Rügen war einst ein Knecht, der keine Erbsen essen mochte; kamen sie auf den Tisch, so fuhr er mit dem umgekehrten Löffel hinein und sprach voll Hohn: „Hock up, so fret ick di". Bald ging es ihm aber so schlecht, daß er sich herzlich nach Erbsen sehnte. Er kehrte wieder zu seinem Herrn zurück und bat ihn um Dienst, der fuhr nun mit der umgekehrten

---

[1] Zeitschr. f. d. Myth. IV. 107. — [2] Montanus. II. 96.

Schaufel in einen Haufen Erbsen und rief: „Hock up, so met (miethe) ick di," und der Knecht mußte abziehen, weil keine Erbse auf der umgekehrten Schaufel liegen blieb.[1]

Die Bohne (Phaseolus) soll mit dem Menschen zugleich aus dem Urschlamm hervorgegangen sein. Sie gilt als sehr reich an Nahrungsstoff und war daher den ägyptischen Priestern und den Pythagoräern zu essen verboten. Als sich Maria Magdalena einem reuigen Leben zugewendet hatte, nahm sie in die Einsamkeit nur einen Krug voll Wasser und wenige Bohnen mit sich und lebte neun Jahre ohne daß Wasser und Bohnen abnahmen. Frauen sollen Bohnen vermeiden, denn sie bewirken Unfruchtbarkeit, sie machen schwere Träume, verursachen den Alp, und die Bohnenblüthe soll sogar Wahnsinn herbei führen.[2] Nimmt man die Zunge aus einem Menschenschädel, kocht sie, legt sie wieder an ihren vorigen Ort, vergräbt den Kopf im Frühjahr und pflanzt drei Bohnen darüber, so kann man sich unsichtbar machen, wenn man die Bohnen, die aus den gepflanzten wüchsen, auf die eigene Zunge legt.[3] Auf einem Acker bei Brixen wachsen die sogenannten Monstranzfisolen, deren Narbe (Keim) eine Monstranze vorstellt, welche von zwei Engeln getragen wird, dieß stammt daher, weil einst eine Monstranze von den Feinden geraubt und in diesem Acker vergraben wurde, ohne daß man sie wieder zu finden vermochte.[4]

---

[1] Temme, Pommerische Sagen. 317. — [2] Schwenk. 58. Menzel, Symbol. 148. Wolf, Abergl. 243, 579 u. A. — [3] Wolf, Zeitschr. I. 241. — [4] Zingerle. 461.

Schon zu Athen feierte man ein Bohnenfest und zwar zu Ehren Apollo's. In Deutschland und in den Niederlanden feierte man das oft gemalte Bohnenfest am Dreikönigstag. Man buck einen großen Kuchen, in welchem sich nur eine einzige Bohne befand. Dieser Kuchen wurde bei der Tafel aufgetragen und in so viele Stücke geschnitten, als Personen anwesend waren. Derjenige, in dessen Schnitte sich die Bohne befand, war Bohnenkönig. Man überließ die Sache aber nicht dem Zufall, sondern wußte es so zu wenden, daß das Stück mit der Bohne dem Wohlhabendsten der Gesellschaft zukam, denn der Bohnenkönig durfte es an erheiternden Getränken nicht fehlen lassen. In Solothurn hieß der Sonntag Quasimodo geniti der Bohnensonntag, weil man an diesem Tage zum Gedächtniß der Erhebung der thebaischen Leiber, jedem der zum Gottesdienst in das Ursulamünster kam, eine Bohne reichte und ihn bat, für dieses Geschenk etwas zu beten.[1] Die Bohnen wurden auch von den Elfen aufgesucht.

---

[1] Hettinger, Helvet. Kirchengesch. I. 493.

IX.

Die Kryptogamen.

Von unseren heimischen Kryptogamen zogen vorzüglich das Moos, die Schwämme und das Farnkraut die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich.

Das saftige, schwellende Moos lud den Müden zur Rast ein, es diente schon in den ältesten Zeiten zu Kissen und Pfühlen, zum Verstopfen von Ritzen in Wänden und Kähnen, und zur Streu für das Vieh. Den Abergläubigen bot es aber im Ganzen nur wenig Stoff, man sagt nur, daß es, wenn es auf einem Dache zu wuchern anfange, die Verarmung des Hauses anzeige, anderseits heißt es aber auch, daß man das Moos nicht vom Dach nehmen soll. Moos aus verfaultem Gebein gewachsen, galt als ein gutes Zaubermittel. Zur Waffensalbe konnte aber nur jenes genommen werden, das „auf der Hirnschale eines Gehenkten" gewachsen war. [1]

Das isländische Moos oder richtiger die isländische Flechte (Cetraria islandica) gilt allenthalben als ein vortreffliches Mittel gegen Brustleiden. Sie wuchs, so erzählt eine tirolische Sage — in früheren Zeiten auch in den Thälern und war so reich an nährenden Stoffen, daß die Kühe, welche davon aßen, außerordentlich viele Milch gaben. Als nun Christus auf einer seiner Wanderungen auch durch Tirol

---

[1] Schindler, Abergl. 178.

kam, gelangte er als Bettler verkleidet zu einem Gehöfte, in welchem die übermüthige Bäuerin so eben ein Milchbad nahm und den bittenden Herrn schnöde abwies. Da erzürnte der Herr und verbannte die nützliche Flechte aus den Thälern, indem er rief: „Iseré, wachs unterm Schnee!“ und seitdem wächst die Pflanze, die früher Isere hieß, nur auf den Höhen.[1]

Die Schwämme, mit ihrer oft prachtvollen Färbung und mit dem ihnen eigenthümlichen Duft, zeigten sich bald nährend und bald furchtbar giftig. Man brachte sie daher, ebenso wie wegen ihres schnellen Erscheinens, mit den Gnomen und Elfen in Verbindung. So wächst in Wales ein Giftschwamm, Bwyd-Ellyllon genannt, der zu den Leckerbissen der Elfen gehört, aber von Menschen und Thieren gefürchtet wird. Plinius erzählt,[2] daß auf den Gipfeln der Eichbäume in Gallien weiße, wohlriechende Schwämme wuchsen, welche des Nachts leuchteten und daher auch nur im Dunkeln gesammelt werden konnten. Man bereitete aus ihnen das Agaricum, das als ein sehr wirksames Mittel gegen Vergiftung gerühmt war.

Die Gichtmorchel (Phallus impudicus) gilt vorzüglich bei Jägern als ein Mittel, die männliche Kraft zu erhöhen. Ist der Schwamm noch jung, so hat er die Form und Farbe eines Eies und wird vom Volk „Hexenei“ genannt. Böse Weiber benützen ihn zur Bereitung von Liebestränken.

Von den übrigen Schwämmen fand ich nur des Theuer-

---

[1] Zingerle. 114. — [2] XIV. 13.

lings erwähnt. Er ist ein kleiner Schwamm, der gesellschaftlich auf feuchtem Holzwerk wächst und bei seiner Reife Samen umherstreut, der die Form sehr kleiner Linsen hat. Der Bauer zählt diese Samen, denn der Metzen Korn soll im nächsten Jahr genau so viele Groschen gelten, als einer dieser Theuerlinge Samenkörner ausstreute.

Das Farnkraut mit seinen zierlich gestalteten Wedeln, erregte bei Jägern und Bauern dadurch Verwunderung, weil sie nicht begreifen konnten, wie eine so stattliche Pflanze weder Blüthen noch Früchte trieb und sich dabei doch immer vermehrte. Sie meinten, daß in der Besamung dieser Kräuter ein besonderes Geheimniß liege, weßhalb denn auch der Farnsame eine so wichtige Rolle spielte, obwohl ihn vielleicht keiner, der von ihm sprach, mit eigenen Augen gesehen hatte. Man verwechselte vielleicht die Antheridien des Bärlapp (Bärlappsamen oder Hexenmehl) mit ihm, nur Paracelsus soll wirklichen Farnsamen bekommen haben und zwar dadurch, daß er Himmelbrandblätter unter das Farnkraut legte. Daß man übrigens durchaus nicht wußte, wann die Fruchthäufchen des Farns platzen, geht daraus hervor, daß es einmal heißt, man müsse in der Johannisnacht, und daß ein andermal gesagt wird, man soll in der Christnacht hinaus gehen, um den Farnsamen zu holen, während das am meisten genannte Filix mas nur im Juli und August zur Fruchtbildung gelangt. Um eine sichere Auskunft zu treffen, sagt man daher gewöhnlich, daß der Teufel den Farnsamen herbeischaffe, und daß man sich deßhalb dem Bösen verschreiben müsse. Für denjenigen aber, der den Farnsamen selbst holen wollte, gab es gewisse Verhaltungs-

regeln: er durfte während der ganzen Adventszeit nicht beten, keine Kirche besuchen, kein Weihwasser berühren, und mußte beständig wünschen, daß ihm der Böse zu Geld verhelfe. War dann die bestimmte Nacht gekommen, so mußte er zwischen Eilf und Zwölf auf einen Kreuzweg gehen, über welchen schon Leichen nach dem Friedhof getragen wurden. Da erschienen ihm eine Menge Verstorbener, Bekannte und Unbekannte, um ihn zu bewegen, von seinem Vorhaben abzulassen. Er durfte sich aber nicht regen, ja seine Miene nicht verziehen, sonst wurde er sogleich vom Teufel zerrissen. War mit dem Schlage Zwölf die Probe bestanden, so kam der finstere Jäger und gab ihm eine Tüte mit Farnsamen. [1]

Wer solchen Farnsamen hat, kann in seinem Gewerbe so viel arbeiten, als sonst zwanzig Männer. Der Farnsamen macht unsichtbar. Als ein Mann in der Mittsommernacht sein verlorenes Füllen suchte und durch eine Wiese gieng, fiel Farnsamen in seine Schuhe, und als er heim kam, gewahrte er, daß seine Hausleute gar nicht auf ihn achteten. Er rief: „Ich habe das Fohlen nicht gefunden!“ Da erschracken Alle heftig, weil sie seine Stimme hörten, ohne ihn zu sehen. Er machte nun allerlei, um sich über den Vorfall aufzuklären, wurde aber erst dann wieder sichtbar, als er seine Schuhe ausgezogen hatte. [2] Der Farnsamen hilft dem Jäger zu Freischüssen. Wer Farnsamen hat, dem muß der Teufel Alles bringen, was er von diesem begehrt, sogar den Wechselthaler. Legt man Farnsamen

---

[1] Meier. I. 243. — [2] Grimm, Myth. 1160.

zum Geld, so nimmt es nie ab. Ein Bursche von Eschelbach, im Badischen, hatte sich vom Bösen Farnsamen verschafft und konnte nun fahren wie er wollte, er jagte mit vier Pferden die steilsten Abhänge hinab. Einst kam er mit dem Erntewagen in die Scheuer und da sich niemand zum Abladen fand, fuhr er über die Leiter auf den Dachboden und warf dort die Frucht ab. Der Bauer kam dazu, sah die gefährliche Geschichte und schwieg, denn hätte er nur ein Wort gesprochen, so wären Pferde, Wagen und Kutscher herabgestürzt.

Ein anderer Bursche wollte ebenfalls den Farnsamen besitzen und bat jenen kühnen Kutscher, daß er ihn bei der Gewinnung desselben begleite. Sie giengen um eilf Uhr in der Christnacht auf einen Kreuzweg. Der Führer zog einen Kreis, gebot das tiefste Schweigen und las wunderliches Zeug aus einem kleinen Buch. Um halb Zwölf ertönte das Getöse des wilden Heeres, dann hieng ein großer Mühlstein an einem dünnen Faden über den Beiden. Hierauf erschien ein vierspänniger Wagen, dessen Fuhrmann, um sie zum Sprechen zu verleiten, nach der nächsten Ortschaft frug. Dann glitt eine große Holzschüssel herab und frug, ob sie dem Wagen nachkommen könne, und diese Schüssel erschien dem Burschen so komisch, daß er laut lachen mußte, wofür ihn der Wissende mit einer stattlichen Ohrfeige belohnte, da er durch das Lachen den Farnsamen verscherzt hatte.[1]

Sehr leicht gelangte aber ein Bauer aus Alpach, in

---

[1] Baader, Neue Volkssag. Nr. 139.

Tirol, zum Farnsamen. Er gieng nämlich eines Abends in den Wald, breitete sein Hemd unter einen Farnbusch, steckte sieben kreuzförmige Hollunderreiser im Kreise in die Erde und gieng wieder heim. Am andern Tage lag der Same auf dem Hemd.[1]

Konrad von Würzburg sagt in einem seiner Lieder:

„het ich samen von dem varn,
den würfe ich dar den scheiden
daz sie in verslünden."

Wer also aus dem Dienst seiner Herrin scheidet, soll den Scheidfischen (Silurus) Farnsamen zum Verschlingen vorwerfen. Hildegardis in ihrer Physica (II. 91) sagt vom Farn, daß dort, wo es wächst, der Teufel selten sein Spiel treibt, daß es Haus und Hof vor seinen Unthaten schützt, und das Einschlagen des Blitzes verhütet. Am Lechrain gräbt man es zu letzterem Zwecke um Johannis und trocknet es in der Luft, aber ohne daß ein Sonnenstrahl darauf fällt. Ein Gürtel vom Farnkraut, am Vorabend des Johannistages gewunden, behütet vor allerlei Krankheiten. Blühendes Farn über die Hausthüre genagelt, macht daß beim Fuhrmann Alles gut geht, so weit seine Peitsche reicht. Auch bei unsern Gebirgsbauern sah ich öfter ein Büschel Farnkraut an den Wagen gebunden, besonders wenn sie sehr steile Wege herabfuhren, sie zeigten aber keine Lust, mir die Sache zu erklären, vermuthlich weil sie glaubten, daß das Farn seine Kraft verlöre, wenn sie das Geheimniß mittheilten. Im Thüringer Wald heißt

[1] Zeitschr. f. d. Myth. III. 340.

das Farnkraut auch Irrwurz, denn wenn man ohne es zu sehen darüber schreitet, verliert man (wie bei der Irrwurzel) den Weg und kann sich nur dann wieder zurecht finden, wenn man die Schuhe wechselt. Frauenzimmer müssen dabei aber die Schürze ablösen und verkehrt aufbinden. Das Farn heißt auch Otterkraut, denn wenn man es bei sich trägt, wird man von den Ottern verfolgt. Nach Tabernämontanus hingegen, fürchten die Schlangen das Farn, und man streut es an solche Orte, wo man glaubt, daß sich jene Thiere aufhalten. Das Farn ist auf den Gebirgsfeldern schwer zu tilgen, es kommt immer wieder, außer man reißt es am Tag der Enthauptung Johannis aus dem Boden.[1] Indessen wird das Farn, besonders wo es häufig wächst, auch verbrannt, da die Asche guten Dünger gibt. Die Farnwurzel, in den Wein gehängt, verhindert das Sauerwerden desselben. Legt man die Wurzel einem gestürzten Pferd unter die Zunge, so kann es wieder aufstehen. Eine Salbe von Schweinfett und Farnkrautpulver zieht Splitter und Pfeilspitzen aus Wunden. Frauen aber, die guter Hoffnung sind, dürfen kein Farn berühren, da es einen nachtheiligen Einfluß auf sie üben würde.[2]

Von den anderweitigen Farnarten sind zu bemerken:

Die Mondraute (Botrichium lunaria), denn sie wurde von den Alchymisten zur Bereitung des Goldes und Silbers und des unsichtbar machenden Steines benützt.[3] Man sammelte sie am Montag zur Hexensalbe. Zu den

---

[1] Grimm, Myth. 1161. — [2] Tabernämont. II. 1183. — [3] Wien. Praestig. daemonor. I. c. 18.

Milchtöpfen gelegt behütete sie die Milch vor Zauberei und vermehrte den Rahm. Das „nur im Mai und Juni sichtbare“ (einzige) Blatt der Pflanze sollte genau mit dem Mond ab- und zunehmen. In der Handschrift der k. k. Hof-Bibliothek Nr. 7360 steht (Fol. 56, b) in der „Relation von Trabnitz in Schlesien“:

„Im buchwalt hinter dem closter teuche, an der selbigen lötten, da findet man das kraut Lunaticam am gepüsch in dem Majo. Wie es einst Hertzog Carel gesucht, hat er gesehen wie schön guldiger thau umb das kraut stunde, dass von diesem zuvor gewaschen, von der sonnen aufgezogen, gar guldig geschienen ist. An welchem orth gutt gold zu finden sein muss, gewisslich nach arth dieses herbae.“

Die Sporenbehälter waren vermuthlich eben geplatzt, und der Finder glaubte goldigen Thau zu sehen, der nun auf Gold im Boden deuten mußte.

Das Tüpfelfarn (Polypodium vulgare) machte angenehme Träume.[1] Der güldene Wiederthon schirmte Kinder vor Bezauberung. Die Dirnen stellen ihn an das Fenster, um vor den Vorlockungen des grünen Jägers geschützt zu sein. Schießgewehre und Samen werden mit dem Samen dieses Farns gefeit, das auch beim Gießen der Freikugeln benützt wurde. Betrüger schneiden aus der Wurzel eine handförmige Gestalt, die sie Leichtgläubigen als eine St. Johannishand verkaufen, welche Glück bringen soll. Im Jägerbrevier heißt es (S. 111):

[1] Helwig, Zauberarzt. 97.

„Nimm den Stamm oder im Fall der Noth auch das Kraut vom güldenen Wiederthon, so an einem Quatembersonntag vor Sonnenaufgang gesammelt worden, und mische solches unter das Pulver, es ist für allen Schaden gut."

Das Adlerfarn (Pteris aquilina) soll schon in sehr alter Zeit zu Zauber gebraucht worden sein. Schneidet man die Stengel am Grunde durch, so zeigt sich entweder ein Doppeladler oder die Buchstaben H. I. C., welche auf den Namen Christi gedeutet werden. Wer den Samen dieses Farns bekommt, kann Mäuse und Frösche daraus zaubern.[1]

Das Schlangenfarn oder die „Schlangenzunge" (Ophioglossum vulgatum), an den Schmiß der Peitsche gebunden und den Gaul nur einmal des Morgens damit angetrieben, macht das Pferd den ganzen Tag fleißig ziehen.[2]

Das Frauenhaar (Adiantum) sollte einerseits jeden Zauber zerstören, weßhalb es auch „Widerton" (Entgegenthun) genannt wird, anderseits benützte man es, um die Liebe zu befeuern; es sollte auch eine verjüngende Kraft besitzen und ein langes Leben bewirken, weßhalb man es auch „Widertod" nannte. Man flocht es, wegen der Bewahrung der Jugend, in den Brautkranz. Wenn man eine Lauge daraus bereitet und das Haar damit wäscht, wird dieses lang und dicht. Gibt man den Hahnen das Kraut zu essen, so werden sie stark und streitbar. Das Frauenhaar heilt den Stich der Schlangen und Spinnen, und Wein, der mit Adiantum angesetzt ist, vertreibt das melancholische Geblüt. Die Pflanze galt schon bei den Aegyptern als das Abzeichen

---

[1] Montanus. 144, a. — [2] Panzer. II. 206.

der Nüchternheit, und den Gebrauch desselben gegen Berauschung soll man vom Wiedhopf gelernt haben, der, wenn er zu viele Trauben verzehrt hatte, einen Wedel vom Frauenhaar in den Schnabel nahm, „um während der Verdauung nicht benebelt zu werden."

X.

Die Sträucher.

Der Botaniker versteht unter dem Worte „Sträucher", alle jene Gewächse, deren Stengel nicht „krautartig", sondern mehr oder minder holzig und berindet sind, gleichviel ob diese Pflanzen klafterhoch emporschießen oder ob sie sich nur einen Schuh, ja bei gewissen Alpensträuchern oft nur einige Zoll über den Boden erheben. Diesem Merkmal zufolge werden die Haide, der Epheu, der Weinstock, die Mistel, die Heidelbeere u. a. zu den Sträuchern oder strauchartigen Gewächsen gezählt. Die Hochsträucher aber unterscheiden sich dadurch von den Bäumen, daß sie keinen Hauptstamm besitzen, sondern daß sie bodenständige Schösse treiben und Gebüsche bilden.

Das Haidekraut (Erica) bedeckt oft große Bergstrecken und bietet dem Jäger ein behagliches Lager. Man liest, daß aus der „Haide" einst Bier gebraut wurde, und eine irische Sage erzählt, daß die Elfen das Brauen dieses

Haidebieres von den Dänen erlernt hätten.[1] Die Haide ist den Schlangen und dem Wolf zuwider, und an manchen Orten bindet man ein Büschel Haidekraut den Älstern zu Ehren auf einen Baum, damit sie durch ihr Geschrei das Nahen eines Wolfes anzeigen sollen. Blüht die Haide sehr reichlich, so kündet das einen strengen Winter. Durch die Haide wird auf Einsamkeit hingedeutet, daher heißt es auch in der „Bedeutung der Blumen" (Nr. 8):

„Wer heide ihm selber treit, mit laube und mit plüten, der zeugt dass er sin gemüde zur ungesellschaft habe, wann heide steht gerne inne der wilde, und hait ire wonnung nit gerne bei anderm krude."

Auch die beliebte Alpenrose (Rhododendron) gehört zu den Ericineen. Sie heißt in vielen Gebirgsgegenden „Donnerrose", denn sie soll den Blitz anziehen. Auf der Saubacheralpe in Tirol war eine Sennin, wie gewöhnlich, allein. In einer Nacht kam ein starkes Gewitter, so daß sie erwachte und zu ihrem größten Schrecken, den Hülferuf ihres Geliebten hörte. Sie trat dreimal vor die Thüre, aber jedesmal schwieg die Stimme. Am Morgen fand sie ihren Liebling vom Blitz erschlagen. Der Unglückliche trug eine Donnerrose in der Hand.[2] Eine spröde Dirne gab einem ihrer Verehrer zum Spott eine Alpenrose und es währte nicht lang, als auch er vom Blitz erschlagen wurde.[3] Die Alpenrose deutet, wie die Haide, auf Einsamkeit. Sie wird bei Hafling, in Tirol, Oswaldstaude genannt, denn

---

[1] Irische Elfenmährchen. 110. — [2] Zingerle. 113. — [3] Menzel, Myth. 34.

am Ifinger, wo einst Alles voll Alpenrosen stand, fanden die Hirten das Bild dieses Heiligen und fromme Leute bauten an jener Stelle die noch heute stehende Oswaldkapelle. Im Aargau heißt die Pflanze „Rafausle“ und im Kanton Glarus singen die Kinder:

„D'Rafausle, d'Rafausle, die wachsed auf der Alp,
Und wenn der Schnee zergange ist, so fahre d'Buba z'Alp.“

Die Heidelbeere und die Preußelbeere (Vaccinium myrtillus und oxycoccos) wachsen bei uns ebenfalls nur auf Höhen, und wenn sie reichlich gedeihen, soll es ein Anzeichen sein, daß es in den Thälern wenig Obst geben wird. Die Preußelbeere wird häufig zum Schmuck von Heiligenbildern und Kreuzen verwendet. Eine Sage erzählt, daß einst ein frommer Klausner die h. Maria um Obst für die armen Bewohner des Gebirges anflehte. Da nahm Maria den Kranz ab, der ihr Haupt schmückte, löste ihn auf und streute ihn über die Berge, auf denen nun diese Beeren so reichlich wuchsen, daß sich die Hügel zweimal im Jahr, nämlich im August und October, rötheten.[1] Daher heißt der Strauch auch „Liebfrauenstrauch“ und „Marienpalm“ und die Beere „Muttergotteskirsche“. Eine zweite Sage ist in Tirol heimisch. Als nämlich Gott Vater alle Kräuter und Bäume schuf, wollte der Teufel auch eine Pflanze erschaffen und bat dazu um Erlaubniß, die er denn auch erhielt. Da schuf er die lockenden Grangelbeeren, sprach aber in seiner Bosheit dabei den Fluch aus, daß Jeder, der davon esse, ihm verfallen sei. Das war aber Gott Vater

[1] Montanus. 158, a.

nicht recht. Er setzte daher auf jede Beere ein Kreuzlein und hob dadurch den Fluch des Teufels auf, so daß die Beeren jetzt vollkommen unschädlich sind.[1] Es wurde schon früher bemerkt, daß sich die menschliche Einbildungskraft häufig um Kleinigkeiten dreht; hier erfand sie wegen der vier Kelchlappen, von denen die Beere gekrönt ist, eine eigene Sage.

Der Seidelbast oder „Zeiland" (Daphne mezereum), welcher im Altnordischen Tyvithr hieß, soll dem Zio oder Thio gewidmet gewesen sein. Seine Rinde auf die Haut gelegt, zieht Blasen. Es soll einst ein stolzer Baum gewesen sein, als aber die Juden das Kreuz Christi aus seinem Holz zimmerten, traf ihn der Fluch und er schwand ein, so daß er endlich zu einem kleinen, mageren Sträuchlein wurde.[2] In dem Wald Sachsenruthen bei Chemnitz geht der böse Seidelmann um, der die Wanderer vom Weg verlockt. Er war einst ein schlimmer Beamter und Niemand weiß mehr, wodurch er zu erlösen ist.[3]

Wer einen Kranz von Hopfen trägt, verkündet dadurch, daß er heiteren Gemüthes sei und sich wenig um Liebesgram kümmere. Wenn man aber Jemand gebietet, er soll eine Hopfenranke tragen, so deutet man ihm an, daß er mehr geschwätzt habe, als er verantworten könne: denn der wilde Hopfen trägt viel mehr Blüthen als andere Kräuter und bringt doch keine nützlichen Früchte.[4] Wenn Jungfrauen langes Haar bekommen wollen, müssen sie sich einige

---

[1] Zingerle. 263. — [2] Baumgarten 21. Anmerk. 4. — [3] Gräße 375. — [4] Bedeutung d. Blumen. Nr. 10.

Haare abschneiden und mit den Hopfensetzlingen in die Erde legen, denn so wie der Hopfen in die Höhe steigt, wächst auch ihr Haar.[1] Wer zu Riemeringen (Elsaß) in der Christnacht schweigend in den Hopfengarten geht, sieht mit dem Schlag Zwölf saftige Hopfensprossen aus der Erde kommen, die aber sogleich wieder verschwinden. Je schöner sie waren, desto besser soll die Hopfenernte ausfallen. Wier erzählt:[2] „Wenn auf unseren Speichern viel Hopfen in Vorrath lag, hörten wir in der Nacht vor dem Tag, an welchem die Kaufleute kamen, Hopfensäcke in Menge herabwerfen. Wir waren stets froh, denn wir konnten stets darauf rechnen, daß wir am andern Tag einen guten Handel machten." Dieses scheinbare Herabwerfen der Säcke sollte von freundlichen Zwergen herrühren, welche durch jenes Geräusch die Aufmerksamkeit der Bewohner auf die herbeireisenden Kaufleute erregen wollten.

Der edle Wein ist nächst dem Getreide und dem Lein wohl von der größten Wichtigkeit. Nicht eigentlich heimisch, denn wir erhielten ihn von den Römern, hat er sich doch so eingebürgert, daß wir uns unser Vaterland ohne die grünen Rebenhügel kaum denken können. Einst scheint der Weinbau aber viel weiter nach Norden verbreitet gewesen zu sein, als jetzt. In der Mark Brandenburg fand der erste Weinbau im Jahre 1173 statt.[3] Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert gab es noch Weinberge bei Königsberg.[4]

---

[1] Rockenphilosoph. 212. — [2] Opera omnia. c. 22. p. 71. — [3] Anz. f. d. K. d. Vorzeit. 1834. S. 14. — [4] Kehrberg, Königsberg S. 16.

Oderberg und Wiesenthal mußten dem Gymnasium zu Joachimsthal jährlich zwanzig Tonnen weißen und zwanzig Tonnen rothen Wein eigener Fechsung liefern, und der Weinbau hörte dort erst seit dem Jahr 1740 auf.[1] Der Dichter Sabinus erzählt in seinem Reisegedicht, daß an der Havel ein Berg stehe, der bis zum Gipfel mit Reben bepflanzt sei, die eben so guten Wein gäben, als jene zu Wangirmen (Worms). Nach Pommern wurde der Weinstock bei Verbreitung des Christenthums durch den Bischof Otto von Bamberg gebracht. In Vorarlberg geht die Sage, daß selbst am hohen Trista Weinreben gepflanzt waren, während nun eine rauhe Alp denselben umgibt,[2] und in der Umgegend von Wien erstreckte sich der Weinbau bis auf die Bergesgipfel, wo man noch jetzt verwilderte Reben findet, während die Weingärten meist nur in den Thallehnen vorkommen. Daß die Isländer lange vor Christophoro Colon, nämlich schon im Jahr 1000 nach Nordamerika (New-Foundland, Nantuket und New-Scotland) schifften, um dort Wein zu holen, ist geschichtlich erwiesen, und noch jetzt wachsen an den Küsten von New-York bis New-Foundland siebenerlei verwilderte Rebenarten.[3]

Seit „Noah aus dem Kasten war" wird der Wein mit Sorgfalt und oft mit großer Mühe gepflegt. Nach einer jüdischen Tradition rühmten alle Bäume ihre Eigenschaften. Nur der Weinstock schwieg und senkte seine Ranken bescheiden zu Boden. Da trat der Mensch zu ihm, band die

---

[1] Fischbach, Städtebeschreibung. S. 356. — [2] Vonbun, Vorarlb. Sagen. 102. — [3] Wilhelmi, Island. 163.

Ranken empor, und dankbar brachte nun der Weinstock die herrlichsten der Früchte. Aus Dankbarkeit läßt man auch an einigen Orten bei der Weinlese einen Rebstock unberührt. Der Weinstock liebt vorzüglich die Ulme, an welcher er sich lustig hinaufrankt, dagegen flieht er den Epheu, den Kohl und den Rettich, und zieht sich — so heißt es — völlig von ihnen zurück.

Anhaltender Südwind macht die Trauben saftlos; wenn man daher einen Weingarten vor diesem Wind schützen will, sollen zwei grün gekleidete Männer mit einem Hahn dahin gehen und diesen zerreißen. Der Eine schreitet dann mit dem halben Hahn links und der Andere rechts um den Weingarten, an der Stelle, wo sie zusammenkommen, wird der Hahn vergraben.[1] Der Gebrauch, einen Hahn zu opfern, kommt bekanntlich bei mehreren Gelegenheiten vor. In Schwaben sagt man, daß am Johannistage die Weinstöcke geschüttelt werden sollen, damit der Wein ein „Bodengefährt“ (einen Grundgeruch) bekomme, und in Baiern hält man die Kinder dadurch vom Traubennaschen ab, daß man ihnen abgeschnittene Reben zeigt und ihnen erzählt, daß der Mann im Mond zur Strafe für sein Traubenstehlen, solche Rebhäfel (Rebwellen) tragen müsse.[2] Unholde gehen Nachts in fremde Weingärten und schütteln die Reben, damit die Trauben in ihre eigenen Weinberge über gehen sollen, und die Hexen sieden Reben, um des Nachbars Weinberg zu verderben.[3] Am Urbanustag (25. Mai) beobachtet man das Wetter, ist es hell, so wird der Wein gut. St.

---

[1] Babst. 309. — [2] Panz. II. 79. — [3] Grimm, Myth. 1043.

Urban, Bischof von Langres, steht deßhalb in Beziehung zum Wein, weil er sich bei der Christenverfolgung in einem Weinberg versteckte; aus Dankbarkeit schützt er nun die Trauben vor dem Hagel und den Wein im Keller vor dem Kahnigwerden. Der hl. Makarius bekam eine Traube zum Geschenk, er schenkte sie einem andern Mönch, dieser verschenkte sie wieder und so ging die Traube lang und unversehrt herum, bis sie wieder in die Hände des Makarius gelangte. Der hl. Wigbert hatte einst beim Messelesen keinen Wein, da nahm er eine Traube und preßte in den Kelch den Saft derselben, welcher augenblicklich zu Wein wurde. Der hl. Hilarius pflückte mit seinen Schülern Trauben, je mehr sie aber pflückten, desto mehr neue Trauben wuchsen nach. Der hl. Gonsalvus schlug mit seinem Stab auf einen Felsen, aus welchem nun Wein hervorquoll. Auf das Gebot des hl. Felix mußte auf einem Dornbusch eine Traube wachsen, welche dem hl. Maximus zur Labung dienen sollte, und als der hl. Excelsus erschlagen und unter einem Weinfaß begraben wurde, entdeckte man seinen Leichnam dadurch, daß das Faß nie leer werden wollte [1].

Auf einer Hochzeit zu Kunitz bei Jena ging spät in der Nacht der Wein aus, da gab der Hausherr der Magd Geld und befahl ihr im alten Schloß Wein zu holen. Als die Magd zur Burg kommt und pocht, kommt eine Gestalt, fragt nach ihrem Begehren und füllt ihr den Krug im Keller, ohne Bezahlung dafür anzunehmen. Hausherr und Gäste erstaunten ebenso über die Erzählung, als über den herr-

[1] Menzel, Symb. II. 548 u. f. f.

lichen Wein. Die Sache wurde in Jena angezeigt und amtlich untersucht, ohne daß man damit ins Reine kam [1].

Es geht überhaupt noch von manchen Burgruinen die Sage, daß sich in ihren vermauerten Kellern uralter Wein befände. Als ganz vorzüglich galt aber jener Wein, den man „in seiner eigenen Haut“ fand, bei dem sich im Verlauf der Zeiten eine dicke Hülle von Weinstein gebildet hätte, während die Faßdauben allmählich abgefault waren. Außer dem gewöhnlichen Winzerfeste und dem Umzug der Weinhüter, den ich im Jahreskreis anführte, gab es auch noch andere auf den Weinbau bezügliche Feierlichkeiten. So war es z. B. in Tübingen ein sehr alter Gebrauch, daß die Weingärtner am Friedrichstag (5. März) um zwölf Uhr Mittags zu zwei und zwei auszogen. In der Mitte des Zuges trug einer ein Kreuz, an welches eine Flasche, ein Häring und eine Bretzel von Waizenmehl gebunden waren. Dann folgte eine Schaar von Knaben, die ein Seil schlepp-ten und von denen die einen vorwärts, die andern aber rückwärts zogen, um den Kampf des Frühlings mit dem Winter anzudeuten. Die Zurückziehenden wurden über-wunden. Die Ordner des Zuges, der im Jahre 1584 zum letztenmal gehalten wurde, waren als Narren gekleidet, und Abends gab es eine große Mahlzeit [2]. Auf dem Thurm-berg in Baden geht am Ostersonntag Mittags das Ge-spenst eines ehemaligen Winzers in einem Weingarten her-um und liest Rebenabschnitzel auf, wie er das auch in sei-

---

[1] Anz. f. K. d. Vorzeit. VI. 395. — [2] Crusius, Schwäbische Chronik. II. 355.

nem Leben aus Geiz that. Ein muthiger Bursche machte dem Gespenst Vorwürfe über die Entheiligung des Feiertages, da warf es ihm Rebenschnitzel nach, die lauter Feuer waren [1].

Einst kam der Herr mit seinem Begleiter Petrus auf einer Wanderung auch nach Lindau am Bodensee, wo sie aber statt Herberge zu empfangen, von den harten Bürgern ausgewiesen wurden. Da trafen sie vor dem Thor einen Taglöhner, der sie freundlich aufnahm und mit ihnen theilte, was er und sein Weib hatten. Da erlaubte ihnen der Herr, sich etwas auszubitten, und sie baten ihn um ein Gärtchen und um einen Acker. Am Morgen fanden sie ihren Wunsch weit übertroffen. Als das die Lindauer hörten, ließen sie dem Herrn sagen, daß sie ihm gern ein Nachtlager gegönnt hätten, aber sie wußten ja nicht, wer er sei. Der Herr kehrte ruhig um und ließ sich von den Lindauern bewirthen. Dem Peter war das nicht recht. Nach der Mahlzeit baten sie den Herrn, da sie alles andere ohnedieß schon besäßen, um Weinreben und der Herr gewährte sie ihnen. Auf dem Weg frug Peter: Herr, warum hast du den neidischen Leuten Wein wachsen lassen? — Sei ruhig, Peter, entgegnete der Herr, sie werden sich nicht übertrinken daran. — Der Lindauer Wein soll nämlich fast so sauer sein, wie der schlesische, den selbst der Teufel nicht trinken konnte.

Auch die schon erwähnte Mistel (Viscum) gehört zu den Halbsträuchern. Die Druiden schätzten sie außeror-

---

[1] Baader. Neue Volksſ. Nr. 125.

dentlich hoch, sie galt ihnen als ein Mittel gegen alle Gifte, und sollte unfruchtbare Thiere fruchtbar machen. Die nordische Mythe erzählt, daß Balder von den Göttern so geliebt war, daß Odin und Freija allen Elementen, Thieren, Steinen, Pflanzen, Krankheiten und Giften einen Eid abnahmen, dem Gott Balder auf keine Weise zu schaden. Allein östlich von Walhall wuchs auf einem Baum der Misteltein, der sich hinter dem Laubwerk verborgen hielt und daher bei dem Schwur übersehen wurde. Der neidische Locki wußte ihn jedoch gar wohl. Als sich nun die Götter einst damit belustigten, auf den unverwundbaren Balder Pfeile und Speere zu werfen, nahm Locki den Misteltein, gab ihn dem blinden Hödur, richtete dessen Hand, und als dieser warf, fiel Balder todeswund nieder. In der Pöluspa heißt es deßhalb [1]:

„Gewachsen war
hoch über den Wiesen,
der zarte, zierliche
Zweig der Mistel.
Von der Mistel kam
hässlicher Harm
da Hödur schoss.“

Seitdem galt die Mistel als ein Werkzeug des Bösen und wurde zu Zaubereien und geheimen Künsten gebraucht. Da sie auf dem entlaubten Baum auch im größten Frost grün bleibt, sah man in ihr ein Wesen, das Allem Trotz zu bieten vermöge, und weil sie auf Bäumen nistet, nannte man sie den Mahr (Alp) des Baumes und glaubte sie wüchse nur auf

[1] Simrock. 280. Afzelius I. 42 u. A.

jenen Aſten, auf denen der Nachtmahr geritten wäre. Auch ihr regelmäßiger, zweitheiliger Wuchs erregte Aufmerkſamkeit und der alte Glaube der Druiden an ihre Heilkraft pflanzte ſich lange fort; ſie half gegen Rothlauf, gegen die Peſt, das böſe Weſen der Kinder, gegen Krämpfe, fallende Sucht, gegen Gicht und Würmer u. ſ. w. u. ſ. w. Wer eine Miſtelbeere in Silber gefaßt, um den Hals trug, war vor Verherung geſchützt. Mit der Miſtel konnte man Diebe feſtbannen, ſie ſprengt alle Schlöſſer, dient als Wünſchelruthe und ſchirmt den Baum, auf dem ſie wächſt, vor dem Blitz. Legt man einen Schwalbenflügel auf eine Miſtel ſo verſammeln ſich alle Vögel der Gegend um dieſelbe. Bindet man zu Weihnachten Miſtelzweige an die Fruchtbäume, ſo gedeiht das Obſt. Die alten Kräuterbücher unterſcheiden jedoch die Miſtel, nachdem ſie auf einer Eiche, einer Ulme, einem Birnbaum oder einer Haſel wächſt, und die letztere iſt, weil ſie am ſeltenſten vorkommt, am meiſten geſchätzt und ſoll andeuten, daß unter der Haſel ein Schatz verborgen ſei. Pflückt man die Miſtel, ſo ſoll ſie auf keine Weiſe die Erde berühren und muß — nach der Art der Druiden — mit einem Tuch aufgefangen werden. Auch ſoll man ſie nur im Auguſt, „wenn die Sonne in dem Löwen geht“ oder zwiſchen zwei Frauentagen ſammeln, ſteht die Sonne aber im Schützen, ſo muß die Miſtel drei Tage vor dem Neumond vom Baum herab geſchoſſen und mit der linken Hand aufgefangen werden.

Die Miſtel iſt übrigens in unſeren undichteriſchen Tagen faſt noch mehr im Anſehn geſunken, als der Epheu. Sie hat alle ihre Heilkräfte verloren und man benützt ſie zu

nichts mehr, als zur Bereitung des sogenannten Verbenaöls und des häßlichen, stinkenden Vogelleims.

Unter den eigentlichen Sträuchern boten die Rose und die eben genannte Hasel der Einbildungskraft des Menschen die meisten Anhaltspunkte.

Die Rose galt zu allen Zeiten und in allen Landen als die Königin der Blumen. Die Gallier nahmen vor der Schlacht den Helm ab und bekränzten sich mit Rosen, und nach einer jüdischen Sage stammt die rothe Farbe der Rose von dem ersten Blut, das auf Erden vergossen wurde. Die hl. Maria, die geistliche Rose, sitzt oft in einem Rosenhaag oder im Rosenthal; die altdeutschen Maler liebten es, die hl. Jungfrau in einer Rosenlaube darzustellen, und Rosen sprossen freiwillig um Marienbilder hervor. Die hl. Rosa von Lima warf Rosen in die Luft, um sie Gott anzubieten, da bildeten die schwebenden Rosen zum Zeichen, daß Gott das Geschenk annahm, die Form des Kreuzes. Der hl. Dorothea wurde von ihrem himmlischen Bräutigam ein Korb mit Rosen gespendet. Als sich der hl. Dominikus in den Dornen wälzte, erblühten Rosen an denselben. Nach der Angabe des hl. Dominikus flocht der Erzengel Gabriel aus hundert und fünfzig himmlischen Rosen drei Kränze für die hl. Maria, der eine aus weißen Rosen deutete auf ihre Freude, der zweite aus rothen Rosen bezeichnete ihre Schmerzen und der dritte, aus goldenen, ihre Glorien. Im Kloster Doel sang der Mönch Josbert alle Tage fünf Psalmen zu Ehren der hl. Maria. Als er im Jahr 1186 bei der Nachtvigilie des Andreasfestes nicht zugegen war, suchte ihn der Prior, fand ihn todt in der Zelle und sah aus seinen

Augen, Mund und Ohren fünf Rosen hervorblühen. Wenn ein Domherr zu Hildesheim sterben sollte, fand er (vergl. Lilie) drei Tage vorher in seinem Chorstuhle eine weiße Rose. Die weißen Rosen werden auch Magdalenarosen genannt, denn sie wurden durch die Thränen dieser reuevollen Heiligen entfärbt.

Die hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, brachte den Armen Brot in einem Korb und als ihr strenger Gemahl den Korb zu öffnen gebot, lagen statt der Brote Rosen darin. Dasselbe wird auch von der hl. Rosa von Viterbo, von der hl. Casilda u. a. erzählt, und als die über alle Begriffe demüthige Ada einen Aussätzigen mit in das Bett nahm, erblickte ihr herbeieilender Mann das Lager mit unzähligen Rosen bedeckt. Wollte man alle Legenden anführen, in welchen Rosen vorkommen, so entstände ein ganzes Buch.

Die „Bedeutung der Blumen" sagt (Nr. 231): „Wer nie etwas anderes begehrt als die besondere Ehre und Würde seiner Liebsten, wer sie so liebt, wie sich selbst, und dadurch Muth und Freudigkeit gewinnt, sie überall zu schützen, der soll Rosen tragen mit ihren Dornen."

Wenn in einem Garten ein Rosenkönig (drei Rosen an einem Stengel) erblüht, so gibt es eine Braut im Hause, blüht aber im Herbst eine einzelne Rose, so deutet sie darauf hin, daß jemand aus der Familie sterben werde. Wenn man einem Todten Rosen mit ins Grab gibt, so welkt der Strauch, von dem sie gepflückt sind. Die Rosen wachsen überhaupt nicht gern, wo ein Todter liegt[1]. Der Teufel

[1] Curtze 402.

kann die Rosen nicht leiden und wird durch den Geruch derselben aus den Besessenen vertrieben. Wenn Liebende Rosenblätter in den Bach werfen und zwei dieser Blätter mit einander fortschwimmen, ohne sich zu trennen, so kommt die Ehe zu Stande, und wenn man sich zum erstenmal zur Ader läßt, soll man das Blut unter einen Rosenstock schütten[1]. Die Deutschen hatten die Sitte, bei Gelagen eine Rose an der Zimmerdecke aufzuhängen, zum Zeichen, daß nichts ausgeplaudert werden sollte, deßhalb heißt es auch im Narrenschiff: „Was wir kosen, das bleib unter den Rosen.“ — Aus Rosen wand man das Schapel (den Kranz) der Bräute. Man hielt das Rosenöl für eines der kostbarsten Dinge und muthete dem Rosenwasser besondere Heilkräfte zu, so zwar, daß man es sogar den Speisen als Würze zusetzte, ein Gebrauch, der, sowie die Rosenfeste, aus Frankreich nach Deutschland kam. Ein solches Rosenfest zur Belohnung tugendhafter Mädchen wurde um das Jahr 1750 zu Rudolstadt von dem Kanzler von Ketelhold gestiftet und am 4. Juli 1752 übersandte Göcking, ohne den Stifter zu kennen, dem Rosenmädchen zu Lichstedt ein Gedicht von sechs und fünfzig Versen. Die Päbste segneten goldene Rosen und machten den Fürsten Geschenke damit. So heißt es u. a. in Ulrich von Reichenthals Concilienbuch (fol. 16):

„Darnach zu mittervasten, als man singt letare, do het bapst Johannes der XXIII. mess zu dem thum zu Costenz, und segnet ein guldin rosen und gabs

[1] Panz. I. 257. II. 295.

dem romischen Künig Siegmund; der füert in durch die stadt und het auf den tag gross Fest."

Rothe Rosen bedeuten auch Wunden, deßhalb wird das Schlachtfeld von mittelalterlichen Dichtern ein Rosengarten genannt, und der Rosengarten auf der Ebene Ida, die unter Walhalla liegt, gilt zugleich als Schlachtfeld und als Paradies. Für vornehme Frauen wurden eigene Rosengärten gepflanzt, und König Giebich ließ den Rosengarten seiner Tochter Chriemhild, in welchem eine Riesenlinde stand, unter der fünfhundert Frauen Schatten fanden, von zwölf Helden bewachen, unter denen Sigfrid der berühmteste war. In der Nähe von Meran befand sich einst der prachtvolle Rosengarten des Königs Laurin. Die Rosen dufteten dort so herrlich, daß Betrübte getröstet wurden und Kranke genasen. Der Garten wurde nur durch eine seidene Schnur abgegränzt, die Nachtigallen sangen dort so herrlich, wie sonst nirgends und der Eingang befand sich unter den jetzigen Burgtrümmern von Hauenstein, unweit vom „grünen Tann", der schon zu jener Zeit stand, als Dietrich von Bern hierherkam und den König Laurin gefangen nahm [1].

Über die Entstehung von Hildesheim gibt es zwei, sich ähnliche Rosensagen. Die Eine erzählt, daß Kaiser Ludwig der Fromme auf einer winterlichen Jagd die Reliquienkapsel, die er um den Hals trug, an einen Dornstrauch hing, aus dem nun augenblicklich Rosen hervorsproßten, weßhalb man hier sogleich eine Kapelle erbaute, welcher

---

[1] Alpenburg. Alpensagen. 337.

dann der Dom zu Hildesheim nachfolgte [1]. Die zweite Sage spricht überhaupt nur von einem deutschen Kaiser, ohne seinen Namen zu nennen, der in dem großen Wool (Wald), wo jetzt Hildesheim steht, einen weißen Hirsch mit solcher Hast verfolgte, daß er sich gänzlich verirrte. In der Angst zog er das goldene Kreuz hervor, welches ihm seine Mutter geschenkt hatte, hing es auf einen blühenden Rosenstrauch, betete und entschlief. Als er erwachte, fand er alles mit Schnee bedeckt, aber die Rosen blühten noch viel schöner als vorher. Da gelobte er an dem heiligen Schnee eine Kirche zu bauen, und kaum hatte er dieses Gelübde ausgesprochen, so kam auch schon sein Gefolge. Er befahl nun eine Kapelle zu bauen, welche das erste Gebäude der Stadt Hildesheim wurde [2].

Am Fuß des Kirchberges bei Lüdge wuchsen in einer Nacht drei feurige Rosen, blühten eine Stunde lang und verschwanden dann wieder. Als sich diese Erscheinung mehrere Nächte hindurch wiederholte, fürchteten sich die Leute wie vor etwas Gespenstigem, aber die Klügeren faßten Muth, gruben am Tage unter lauten Gebeten an jener Stelle nach, und fanden ein uraltes steinernes Muttergottesbild, dem sie gebührend sogleich eine Kapelle erbauten [3].

Ein schwäbischer Bauer hatte zwei Töchter, die eine war böse und die andere mild. Als er auf den Jahrmarkt zog, verlangte die böse Tochter, daß er ihr ein seidenes Kleid

---

[1] Botan. Literaturbl. Regensb. 1830. S. 467. — [2] Seifart. Hildesheim. I. 1. — [3] Seiler. 34.

mitbringe, die gute wünschte aber nur einen Rosenkönig (drei Rosen auf einem Stiel). Der Bauer kaufte das Kleid, konnte aber auf dem ganzen Markt keinen Rosenkönig finden und kehrte betrübt zurück, denn er liebte seine sanfte Tochter. Auf dem Heimweg sah er einen Garten mit Rosensträuchern und gewahrte auch drei Rosen auf einem Stiel, die er voll Freuden sogleich abschneiden wollte. Plötzlich stand aber ein zottiges Ungethüm vor ihm, faßte ihn und gab ihn nicht eher frei, bis sich die fromme Tochter herbeiließ, die Gattin des Ungethüms zu werden, das sich nun, wie sich von selbst versteht, in einen reichen und wunderschönen Prinzen verwandelte, während die böse Tochter nur einen Bauer zum Mann bekam [1].

Die Hagrose, Heckenrose, Hagedorn (Rosa canina) hat ihren Namen daher, weil sie mit ihren dornigen Zweigen einen so dichten Haag bildet, daß weder Mensch noch Thier durch kann. Sie wächst besonders gern da, wo früher heilige Haine standen, oder an Plätzen, die einst zu Opfer- und Begräbnißstätten gedient hatten. Sie heißt noch in manchen Gegenden, z. B. am Niederrhein: Friggdorn (Friggadorn) und darf nur am Freitag (Tag der Freja oder Frigga) gepflückt werden. Die Bedeutung der Blumen (Nr. 31) sagt von der Hagrose:

Wer etwas Liebes hat, das ihm in allen Dingen gefällt, von dem er aber nichts erzählen darf, der soll Hagedorn tragen, denn der hat die Art, daß er, wie freundlich er

---

[1] Meier, Volkssagen. 202.

auch aussehen mag — sich wegen seiner Dornen doch nicht anrühren läßt."

Als der Herr den Lucifer vom Himmel gestürzt hatte, wollte der Böse wieder hinauf kommen und schuf einen Strauch mit hohen geraden Gerten, die voll Dornen waren. Diese Gerten sollten die Leiter und die Dornen die Sprossen sein, an denen er emporklettern wollte. Aber der Herr errieth die Absicht des Bösen und bog die Gerten nieder, da wurde der Teufel zornig und bog auch die Dornen, so daß sie jetzt herabgekrümmt sind und alles festzuhalten suchen, was in ihre Nähe kommt [1]. In Angeln nennt man die Hagebutten „Judasbeeren", weil sich Judas an einem Hagedorn erhenkt haben soll, seit welcher Zeit sich die Dornen nach abwärts bogen.

Mutter und Tochter gingen einst Kräutersammeln. Da sah das Mädchen einen Hagenbusch mit wundervollen Rosen. Als sie aber einige brechen wollte, rief eine Stimme aus dem Busch: „Holt! Deif! Deif! Eck hev deck leif!" (Halt Dieb, Dieb! Ich hab dich lieb.). Das Mädchen war gefangen. Es wollte schreien und konnte nicht. Es sah nichts als einen rosenrothen Schein und roch den lieblichsten Rosenduft. Vor den Augen der Mutter war es aber gänzlich verschwunden. Diese rief und jammerte und Leute kamen herbei und schrieen ebenso vergeblich. Oben aber auf dem Busch blühten zwei der allerschönsten Rosen. So verging längere Zeit. Die Tochter war Rosenprinzessin geworden und lebte mit ihrem Gemahl in Freuden, konnte

---

[1] Müllenhoff, Schlesw. Sag. 358.

aber ihre Mutter nicht vergessen. Endlich kamen Feinde, tödteten den Prinzen und zerstörten seinen Palast; da fand auch die Mutter ihre Tochter wieder und beide lebten so friedlich mit einander wie früher [1].

Es war im Jahre 1090, als der Graf von Berge seine Frau, die er für treulos hielt, umbrachte und ihre Kinder in der Wildniß aussetzte, damit sie von Wölfen und Bären zerrissen würden. Allein die hl. Maria hatte Erbarmen mit den Kleinen und zog einen so dichten Haag von wilden Rosen um sie, daß kein Raubthier ihnen nahen konnte. Als der Graf auf einer Jagd seine Kinder unversehrt wiedersah, erkannte er sein Unrecht, nahm die Kleinen wieder zu sich und wandelte zum Zeichen seiner Reue, das goldene Scepter seines Wappens in eine Hagerose [2].

Ist ein Stall durch Eingraben von Zauberdingen verhext, so schneidet man heimlich im Vollmond eine dreitheilige Hagenbuttengerte mit drei Schnitten vom Strauch, und zwar muß der erste Schnitt herab und in des Teufels Namen, der zweite hinauf im Namen der hl. Dreifaltigkeit, und der dritte wieder herab, unter den Worten: „schneide ich dich ab" geführt werden. Hat man diese Ruthe, so schneidet man dreimal die Buchstaben J. H. S. (Jesus hominum Salvator) in die Rinde derselben, legt dann zwei Hagebuttendornen kreuzweise in den rechten Schuh und geht in den Stall. Wo sich das Eingegrabene befindet, kann der Fuß nicht mehr weg, und gräbt man dort nach, so findet

---

[1] Seiffart. Hildesh. II. 93. — [2] Montanus. 148. b.

man Haare, Knochen, Zöpfe und anderes Zeug und oft ganz künstlich gelegt [1].

In Österreich verwünscht man Leute, die einem lästig sind, auf den Hetscherlberg. Die Hagebutten heißen hier nämlich Hetscherln. Dieser Hetscherlberg ist weit weg, mindestens so weit, als das Land, wo der Pfeffer wächst, aber niemand kann ihn recht beschreiben, er ist nur höchst langweilig, man findet nichts auf ihm als Hetscherln und begegnet keiner lebenden Seele, daher gilt er auch geschwätzigen Frauen als ein wahrer Ort der Verdammniß. Es soll sich, nach der Meinung Einiger dort ein großer Teich mit Fischen befinden, welche alle verbannte Geister sind und den Teich nie verlassen können, weil kein Bach von ihm in das Thal herabfließt [2].

An den Zweigen der Hagrose finden sich zuweilen moosartige Auswüchse, welche, so wie die Galläpfel durch den Stich der Gallwespe, durch den Stich der Cynips rosea entstehen. Man nennt diese Auswüchse „Schlafäpfel" oder „Schlafkunze", denn sie sollen, in die Wiege oder das Bett gelegt, Schlaf bewirken. Schon Altvater Odin kannte den Schlafkunz, denn er legte einen solchen unter das Haupt der Brunhild, damit sie entschlief. Dieser Schlafkunz (Schlafkonrad), den man noch an einigen Orten für Nesteln der Frau Holle hält, half den Kindern auch gegen Beherung und Krämpfe, er wurde gegen die Wasserscheu gebraucht, sollte Wahnsinnige beruhigen und man bewahrte

---

[1] Leoprecht. 29. — [2] Vernaleken. Oesterr. Sagen. 155.

ihn wegen seiner Heilkräfte noch im siebenzehnten Jahrhundert in den Kräuterladen der Simplicisten.

Der angeblich von Karl dem Großen mit eigener Hand zu Hildesheim gepflanzte Rosenstock, vor dem man mehrere Jahrhunderte lang an gewissen Tagen Lampen und Kerzen anzündete, war ebenfalls ein Hagrosenstamm und hatte fast Mannesdicke erreicht.

Die ersten weißen Hagrosen entstanden dadurch, daß die hl. Maria die Windeln des Christkindes zum Trocknen über den Strauch breitete, was an einem Freitag geschah, an welchem sie stets die Wäsche wusch, weßhalb auch an jedem Freitag die Sonne scheinen muß, und wenn es nur für einige Augenblicke wäre. Die weiße Hagrose ist daher besonders geehrt; die Hexen fürchten sich vor ihr und wagen es nicht sie zu brechen, weil sie dadurch entlarvt würden; selbst der Wehrwolf verliert sein Zottelkleid, wenn er diese Staude berührt. Sie ist aber auch ein Zeichen der Trauer und wird zu Kränzen von Jungfrauenleichen benützt; wenn sie aber in einem Jahre zweimal blüht, so ist der Untergang der Welt oder die Götterdämmerung nahe [1].

Die ebenfalls wild wachsende Rostrose (Rosa rubiginosa), welche wegen ihrer weinartig riechenden Blätter auch Weinrose genannt wird, heißt um Tübingen des „Heilands Dornenkrone" und die rothen Punkte auf den Zweigen sollen von dem Blut des Heilandes herrühren. Auch die Moosrose soll, wahrscheinlich aber einer neueren Legende

---

[1] Montanus. I. 148. 149.

zufolge, aus einem Tropfen von Christi Blut entstanden sein, der in das Moos niederfiel [1].

An die Hagrose schließen fast alle Sagen, welche von Dornbüschen sprechen. Der Dorn war wegen seiner stechenden Eigenschaft ein Sinnbild des Feuers, woher sich die Mythe von brennenden Dornbüschen erklärt. Auch der Todesgott erscheint unter dem Namen Högni (Hagen), er ist ein finsteres, mordsüchtiges, feindseliges Wesen und tödtet den Sigfrid. Der Hagedorn deutet, da er mit seinen Stacheln alles festhalten will, auch auf Geiz, deßhalb sieht man auf Silt, wo einst das Wolderholz stand, nichts mehr als den Hagedorn, denn die Bauern waren so neidisch auf einander, daß sie das ganze Gehölz ausrodeten [2]. Zu Oberkulm, an der Landstraße von Aarau nach Luzern, war seit undenklicher Zeit ein Dornbusch, dessen Stamm drei Fuß Dicke besaß, so daß jeder Vorübergehende erstaunte und als Wahrzeichen einen Stein zu ihm hinlegte, wodurch sich bald ein ringförmiger Wall um den Strauch bildete, von dem man sagte, daß er unter seinen Wurzeln einen Schatz berge, der von einer Jungfrau gehütet werde, unter deren Tritten es wie Gold glänze. Man meinte allenthalben, er dürfe nicht umgehauen werden, und im Wirthshaus zum Rößli stritten einst ein alter und ein junger Bauer deßhalb. Sie wetteten, und der junge hieb den Dornbusch zum Schrecken des Alten wirklich um. Man will aber noch vor Kurzem die Jungfrau an jenem Steinwall gesehen haben. Auch auf dem Birrfeld, im Aargau, steht ein großer Dornstrauch, und wenn

---

[1] Menzel. Symb. 279. — [2] Müllenhoff. Schlesw. 91.

dieser einmal welkt, so entsteht eine so entsetzliche Schlacht, daß das rinnende Blut die Mühle zu Mühlingen drei Tage lang treibt[1]. Zu Paris, erzählt Wier[2], ergrünte kurz nach der Bluthochzeit (24. August 1572) ein dürrer Dornstrauch, genau so wie der dürre Baum, an den sich der hl. Christophorus hielt, als er das Christuskind durch das Wasser trug.

Was mag wohl die Hasel (Corylus avellana) zu ihrem einstigen großen Ruf gebracht haben? Vielleicht die Früchte, die bis zu ihrer Reife von den Schelfen so sorglich umhüllt sind, oder die Blüthen, die sich im Winter entwickeln, oder die geraden schlanken Schöße mit ihrer glatten, ungerunzelten Rinde? — Trotz des eifrigsten Suchens konnte ich keinen zureichenden Grund finden, auf welchen sich, namentlich die Beziehung der Hasel zu den Metallen stützen könnte, denn daß sie zu den Wünschelruthen benützt wurde, ist allgemein bekannt.

Die Hasel gehörte schon in der vorchristlichen Zeit zum Todtenkultus, denn man fand Haselnüsse und Haselstäbe in den Gräbern der Alemannen und anderer germanischen Stämme. Menzel erzählt, daß sich bei der Aufgrabung des alemannischen Grabfeldes am Lupfer, unter jeder Leiche ein Haselstab, und zuweilen noch zwei andere unter dem

---

[1] Rochh. Aarg. Sag. 60. — [2] De praestig. daemon. Ausg. v. 1686. S. 531.

Todtenbaum fanden, der die Leiche einschloß und dieser Schriftsteller glaubt, daß diese Haselstäbe zur Erhebung des Todten aus der Erde, wie Wünschelruthen, behülflich sein sollten [1]. Die Haselnuß galt als das Sinnbild des Frühlings, des Lebens und der Unsterblichkeit und, weil sich die Haselnüsse oft gepaart vorfinden, auch als ein Zeichen des ehelichen Glückes.

Mit Haselstäben wurden die Saatfelder, die Gerichtsplätze, und die Wahlplätze für die Zweikämpfe umsteckt und zwar zum Zeichen, daß diese Stellen von niemand Unberufenem betreten werden dürfen. Nach der Epilsage [2] bestand die Nothstange, die man in Zeiten der Gefahr aufrichtete aus einem hohen Haselstock, auf den man einen Pferdeschädel steckte. In Graubündten wurden die Vögte mittelst zweier Haselstöcke gewählt [3]. In den Gemeindewäldern konnten die Anwohner Holz hauen, so viel sie wollten, nur die Eichen und Haseln mußten geschont bleiben. Man dachte sich den Strauch von einem geistigen Wesen geschützt, und unsere Volkslieder führen oft Gespräche mit der „Frau Hasel". Im Schwarzwald trugen die Hochzeiter eine Haselruthe, und wenn in einem Jahre viele Haselnüsse wachsen, gilt es als ein Anzeichen, daß viele Kinder zur Welt kommen sollen. Auch die Ruthen, welche Jakob in den Brunnen legte, um seine Schafe besonders fruchtbar zu machen, sollen Haselstäbe gewesen sein [4]. Die Haselstaude galt also mit ihren zahlreichen Früchten als ein Symbol der Vermehrung.

---

[1] Menzel, Myth. 154. — [2] Rhein. Mus. II. 353. — [3] Heigelin, Briefe über Graubündten. 191. — [4] Nork. III. 278.

Daher bedeutet auch der Ausdruck „in die Haseln gehn“ so viel als sein Liebchen aufsuchen, und aus einem ähnlichen Grund sagt auch eines unserer Volkslieder:

„Die Nachtigall singt auf kein' Tannenbaum,
Schlagt in der Haselnussstaud'n.“

Denn der Sprosser singt nur zur Zeit, wenn er sein Weibchen sucht und schweigt nach der Paarung wieder.

Als die hl. Maria über das Gebirg ging, um Elisabeth zu besuchen, wurde sie von einem heftigen Gewitter überrascht, fand aber vollkommenen Schutz unter einem Haselstrauch und seitdem ist die Hasel vor den Blitzen sicher und schirmt jeden, der sich unter ihr verbirgt, vor dem Donnerkeil. Deßhalb werden auch an mehreren Orten in Tirol, am Tage Mariä Heimsuchung Haselzweige geschnitten und gegen den Blitz vor die Fenster oder in das Bett gesteckt [1]. Auch drei Späne aus Haselholz oder drei frische Haselzweige in das Gebälke eines Hauses gelegt, sichern vor dem Blitz, und aus derselben Ursache dürfen auch im Palmbusch Haselzweige nicht fehlen. Ein Haselstab mit einem Hollunderzweig in's Kreuz gebunden, schützt vor dem wilden Heer (Wodansheer). Als einst drei Mähder bei St. Florian ein furchtbares Wagengerassel hörten, ohne sehen zu können, wodurch es entstünde, legten sie Haselzweige kreuzweise auf die Straße und sogleich war der Lärm zu Ende [2]. Drei Kreuze von Haselzweigen auf den Boden der Scheuer gelegt, bevor die Frucht eingebracht wird, behütet das Ge-

[1] Wolff, Zeitschr. I. 327. Leoprecht. 98. — [2] Baumgart. S. 8. Anmerkung.

treide vor allem Schaden. Haselzweige in die Ställe gesteckt, bringen dem Vieh Gedeihen. Wer sich in der Walpurgisnacht ein Stück Holz aus der Hasel schneidet, stößt sich keinen Splitter ein oder kann ihn sogleich wieder herausziehen. Irrlichter können nur mit Haselgerten verscheucht werden.

Auch die Hexen erliegen der Macht der Hasel, besonders jene, die sich mit Milchstehlen befassen und in der Schweiz „Lachsnerinnen" genannt werden. Der Pfarrer zu Thalemil, J. Müller, sagt von ihnen:

„So etwan einer Kuh der anken wird entwandt,
da ist die gemeine weiss der sännen und viechbawren,
dass sie drei haselschoss vor sonnenaufgang brächen,
darnach die newe milch zur fewerstatt wird gesetzt,
und mit dem haselholtz geschwungen und verlezt,
der hexin weh zu thun, dass sich der Zauber löset" u. s. w. [1]

Ein anderes Mittel, den Zauber der Lachsnerinnen zu stören, besteht darin, daß man zwei Haselstäbe nimmt und auf den einen die Namen: Jesus, Maria und Johannes, und auf den anderen die drei magischen Wörter: Tetragrammaton, Adonai, Otheos einschneidet und beide Stäbe kreuzweise bindet. Dieses Kreuz wird mit dem Wachs einer Osterkerze beträufelt, und dann legt man ein weißes Tuch und etwas Stabwurz (Abrotonum) auf dasselbe und siebt die verhexte Milch durch, die dann völlig unschädlich wird [2]. Wenn man mit einem Besen aus Haselreisern den Staub aus allen Ecken des Hauses zusammenkehrt und in einen Sack thut und tüchtig darauf schlägt, so werden die Hexen

[1] Zeitschr. f. d. Myth. IV. 119. — [2] Montanus. 118. a.

bewältigt. Auch die Pferde sind vor dem Verhexen gesichert, wenn man ihnen den Hafer mit einem Haselstock umrührt, der im Namen der hl. Dreifaltigkeit während des Kirchenläutens geschnitten wurde. Schläft man unter einer Haselstaude, so hat man weissagende Träume.

In Beziehung auf Hiebe hat die Hasel eine ganz besondere Kraft, deßhalb soll man Kinder nie mit Haselruthen züchtigen, denn sie verlieren dadurch ihren geraden Wuchs. Dafür kann man aber mit einem Haselstock auch sogar Abwesende recht nach Herzenslust durchbläuen. Man geht zu diesem Zwecke am Charfreitag vor Sonnenaufgang hinaus und schneidet, ohne zu reden und ohne angeredet zu werden, das Antlitz gegen Osten gewendet, den Haselstock im Namen der hl. Dreifaltigkeit mit drei Schnitten ab. Dann nimmt man ein altes Kleidungsstück, spricht den Namen desjenigen darüber aus, der die Bescheerung empfangen soll und schlägt darauf los, so lang man Kraft und Lust hat. Der Genannte wird dann, und sei er wo immer, die unsichtbaren Hiebe aufs Schmerzlichste empfinden. Einst stand ein Hirt ruhig auf seinen Stock gelehnt, als mehrere Soldaten vorüberkamen. Einer von ihnen, ein guter Schütze, schoß den Stab weg, so daß der Hirte hinfiel. Dieser jedoch sagte nichts, sondern zog, als die Soldaten vorüber waren, seinen Kittel aus und schlug mit seinem Haselstock so wacker auf denselben los, daß man den Soldaten, der überdieß von seinen Kameraden verhöhnt wurde, eine Viertelstunde weit schreien hörte [1]. Wer seine Rache noch weiter treiben will,

---

[1] Meier. I. 245.

der schneidet Sonntags vor Sonnenaufgang einen jährigen Haselzweig, beugt sich nieder und spricht zu diesem: „Ich schneide dich im Namen meines Feindes N. N., den ich zu verstümmeln willens bin". Dann geht er nach Hause, legt den Zweig im Namen der hl. Dreifaltigkeit auf einen Eichentisch, holt sich ein scharfes Messer und zerhackt den Zweig, indem er spricht:

„Bald — bleuein — droch — mirroch — betu — baroch — assa — maroth! Die hl. Dreifaltigkeit strafe den, der diess Übel begangen und lasse es nicht zu, es zu wiederholen. Eson — elion — emasis — ales erge!" [1]

So furchtbar diese Formel auch klingen mag, so wollen wir hoffen, daß niemand darunter leidet als der arme einjährige Haselzweig.

Mit einer Haselnuß kann man sich auch fest machen, man darf sie nur aushöhlen, das Evangelium Johannis auf ein sehr feines Papier schreiben, in die Haselnuß stecken, und diese dann unter das Altartuch legen, so daß ohne Wissen des Priesters drei Messen darüber gelesen werden. Diese geweihte Haselnuß trägt man an einem Bande um den Hals [2]. Wer am Morgen nüchtern eine Haselnuß und Rautenblätter ißt, bleibt den ganzen Tag vor Gift geschützt. Das Öl der Haselnüsse hilft auch gegen den Schwund. Vom Haselholz sagt Konrad von Meydenberg in seinem „Buch der Natur":

„Wer ein kleines gertlin oder rütel nimpt von

---

[1] Montan. 117. b. — [2] Hartmann. Teufelskünste. 13.

dem haselbom, und spalt es nach der leng, und leg die zwey teil von ein ander ein wenig, so gehend sy widder zu einander und fuegen sich zusammen on alles Zaubern, wenn das holcz hat leiplich lust in im, denn es auss im dunst nach den spalten, und zeucht sich wider zu samen, und darumb wer ein gar kleines vögel brat an der ruten, so kert sich das spissel von selber umb, ein weil, von dem wirbel der geist und des dunstes in dem holcz, von der hicz — jedoch han ich des nit gesehen."

Konrad wundert sich, daß das Holz sich ohne allen Zauber wieder zusammenfügt, findet es aber begreiflich, daß sich die Ruthe, wenn man an ihr einen Vogel brate, von selbst am Feuer drehe und zwar wegen der „Wirbel der Geister"! Er fügt aber höchst naiv hinzu, daß er die Sache selbst nicht gesehen habe. Das war also der Stand der Naturforschung in jener Zeit.

In einem Haselstrauch, der eine Mistel trägt, wohnt ein Geldmännchen oder ein Alraun. Lukas, der Sohn des Vogtli von Galten, im Frickthal, fand auf der Sinzenmatte eine Haselmistel und als er davon erzählte, begehrte ein Schwarzkünstler, daß er ihm diese Hasel zeige, damit sie mit einander den Alraun heben könnten. Aber Lukas wurde beim Ausgraben so von Furcht erfüllt, daß er davonlief. Der Schwarzkünstler hob nun den Alraun für sich allein, machte Reisen damit und kehrte bald sehr reich zurück und machte dann dem Lukas ein kleines Geschenk [1].

---

[1] Birrcher. 66.

Die Hasel besitzt auch eine besondere Gewalt über die Schlangen. Der hl. Patrick besaß einen Stab, mit welchem er böse Geister und Schlangen aus Irrland bannte, und im Schwarzwald gab man vor nicht langer Zeit den Kindern, wenn sie weit zu gehen hatten, Haselruthen, damit sie vor Schlangen gesichert seien. Zieht man mit einem Haselstab einen Kreis um eine Schlange, so kann sie nicht aus demselben heraus [1]. Unter der Hasel nisten aber auch die weißen Schlangen, die ihren König hüten, und von Tirolern hörte ich selbst vom Haselwurm erzählen. Er ist weiß, hat beiläufig drei Fuß Länge, trägt, besonders an Festtagen, eine Krone, und ist so stark, daß er durch den dicksten Eichbaum fahren kaun. Wer ihn ausgraben will, muß die Hasel, welche einen Misteltein trägt und daher schon fünfunddreißig Jahre alt ist, mit den Worten anreden:

„Grüß dich Gott edle Frucht Haselstaude."

Dann muß er den Strauch ganz ausgraben und den Wurm besprechen:

„Ich beschwöre dich, mein Wurm" u. s. w.

Der Wurm, der anfangs ganz ruhig liegt, wird sogleich mit Beifuß (Artemisia) bestreut, dann kann er nicht mehr entfliehen. Wer einen Haselwurm besitzt, kennt alle Eigenschaften der Kräuter, ihn fliehen alle Geister, er kann sich unsichtbar machen, ist unverwundbar und niemand kann ihn gefangen nehmen, denn mit dem Haselwurm kann man selbst durch verschlossene Thüren gehen. Wer ein Stück Haut und drei Rippen vom Haselwurm in seine Felder ver-

[1] Helwig. Zaub. Arzt. 301.

gräbt, hat keinen Hagel zu fürchten und das Wild äset seine Früchte nicht ab. Ein solcher Haselwurm von ungewöhnlicher Länge, er maß nämlich zwölf Fuß, soll bei dem Kloster Ilfeld zwei Männer verzehrt haben [1].

So wunderlich als alle diese Geschichten sein mögen, so bleibt doch der Gebrauch der Hasel als Wünschelruthe das Merkwürdigste, besonders weil er sich so lange Zeit unerschüttert erhielt. Der magische Gebrauch einer Ruthe ist eben so alt als weit verbreitet. Sie wurde schon von den Etruskern benützt. Plinius (XXXI. 3. 27) nennt jene, die mittelst Ruthen verborgene Quellen fanden, aquileges und die aquae virgo trug, sowie die Brunnennymphe Juturna eine Ruthe in der Hand. Nach der nordischen Mythe ist die Ruthe dem Wodan eigen, und in den Eddaliedern wird sie öfter erwähnt, z. B. in Skirnisför (32):

„Zum Hügel ging ich
Ins tiefe Holz,
Zauberruthen zu finden;
Zauberruthen fand ich.“ u. s. w.

und im Harbardhslied (Strophe 20):

„Ein harter Riese
ist Hlebrand gewesen:
er gab mir eine Wünschelruthe
damit raubte ich ihm den Witz“. —

Im Althochdeutschen wird der Caduceus des Hermes mit dem Worte: wunscilgerta gegeben, und im Nibelungenlied heißt es (1064) bei Beschreibung des Hortes:

---

[1] Thassander. Schauplatz II. 871.

„der wunsch der lac dar under — von golt ein rütelin
der daz het erkunnet . . . der möhte meister sin
wol in al der werlte . . . über islichen man.“

Die mittelhochdeutschen Dichter sprechen oftmal von der Wünschelruthe, z. B. heißt es in Conrads „goldener Schmiede“ (664. 614) von der hl. Maria:

„Du bist die wünschelgerte, dar mit uz einem steine wazzer wart geslagen.“

und im „trojanischen Krieg“ (Vers 19,888) von Helena:

„schoener als ein wünschelgerte kam sie geslichen ufrecht.“

Der hl. Columban besaß einen Wünschelstab, den er einem armen Mann schenkte, welcher ihn aber auf Anstiften seines Weibes zerbrach [1]. Der Zauber mit der Hasel wurde schon in den ripuarischen Gesetzen (69. 4) verboten, aber erst im vierzehnten Jahrhundert brachte man den Ruthenzauber (Rhabdomantie) in ein System. Der Mönch Basilius Valentinus zu Straßburg, der zugleich die Scheidekunst betrieb, gab sieben Arten an, wie man die Haselstaude halten müsse, damit sie die verschiedenen Einflüsse der in den sieben Planeten wirkenden Metalle empfinde [2]. Man gebrauchte die Wünschelruthe nicht nur zum Auffinden von Quellen und Erzadern, sondern auch zur Entdeckung von

---

[1] Scotus. Vita S. Canisii. c. 24. — [2] Ueber die Wünschelruthe wurde sehr viel geschrieben. Vgl. Literaturgeschichte der Wünschelruthe im neuen lit. Anzeiger 1807. S. 345—477. Braunschw. Anzeiger 1752. S. 1625. Gothaer Taschenbuch 1809. S. 1—19. Zeidler. Pantomysterium. Gilberts Annalen. T. 27. Grimm, Myth. 926. Menzel u. s. w.

verborgenen Schätzen, und sogar um Dieben und Mördern nachzuspüren. Ja man ging immer weiter und erkundete mit der Wünschelruthe versteckte Marksteine und verirrtes Vieh, man suchte mit ihr den verlorenen Weg, kundschaftete den Feind aus, urtheilte durch sie über die Wahrheit und Unwahrheit einer Erzählung; sie gab kund, ob jemand Entfernter gesund oder krank, todt oder lebend sei, ob eine Frau einen Sohn oder eine Tochter gebären werde, ja man wollte sogar im Meer jene Stellen durch sie auffinden, an welchen Waaren untergesunken.

Die Wünschelruthe schlägt aber nicht in jedermanns Händen, sondern wirkt nur bei demjenigen, der mit den Metallen vertraut ist. Die Hasel hat eine besondere Neigung zu Gold und Silber, während die Äsche zum Kupfer, und die Fichte zum Blei hingezogen wird. Bei dem Gebrauch der Haselruthe muß man alles Metall von sich entfernen, denn sechs Münzen im Sack ziehen sie mehr an, als eine, die offen auf dem Tisch liegt. Ja sie wird zuweilen sogar betrüglich, denn oft, wenn man glaubt, sie schlüge auf eine Erzader an, weist sie nur auf einen Pfennig, der einmal verloren wurde. Man unterschied Feuerruthen, Brandruthen, Springruthen, Schlagruthen und Beberuthen. Die Ruthe selbst war ein Gabelzweig (Zwiesel), dessen beide Enden mit beiden Händen so gehalten wurden, daß die Verbindungsstelle der Zweige oben war, und sich also nach den Erzadern, Quellen u. s. w. hinneigen oder „schlagen" konnte. Ein einjähriger Trieb war der beste, weil er noch am wenigsten von den Einflüssen der Witterung erlitt, und daher empfindlicher war, als ältere Äste.

Bei anderen bestand die Wünschelruthe nur aus einem einfachen, etwa drei Finger langen, geraden Haselstab, der auf dem ausgestreckten Zeigefinger oder auf dem Daumen im Gleichgewicht liegend, getragen wurde. Dieser Stab durfte weder mit einem Messer, noch mit einem andern metallnen Werkzeug, sondern nur mit einem scharfen Flins (Feuerstein) abgeschnitten werden und zwar am Wodanstag (Godestag, Donnerstag). Die gabelige Wünschelruthe sollte nach Einigen in der Johannisnacht, nach Andern am Dreikönigstag, oder in der Fastnacht, und zwar bei Neumond gesucht und unmittelbar vor Sonnenaufgang geschnitten werden.

„Denn die weisende Kraft des Baumes verbreitet sich durch das angenehme Temperament der Nacht in die äussersten Spitzen der Bäume.“ [1]

Sie muß auch mit einem geschwinden Riß, auf einmal abgetrennt werden, damit der Baum nicht Zeit habe, die geheimnißvolle Kraft aus dem Zweig zurück zu rufen. Die warme Temperatur der Hand befördert ihre Eigenschaft. Am Lechrain spricht man bei dem Abschneiden der Wünschelruthe:

„Ich schneide dich, liebe Ruthen,
Dass du mir musst sagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich so lang nit rühren
Bis du die Wahrheit thust spüren.“ [2]

Im „Buch der Welt“ [3] lautet die Formel:

„Ich beschwöre dich, Sommerlatte,
Aus des Waldes grüner Matte,

[1] Lyncker. 103. — [2] Leoprecht. 98. — [3] Stuttgart 1847. 241.

Dass du mich weisest, so recht und wahr,
Als Maria eine reine Jungfrau war,
Wo Gold und Silber liegt blank und klar.“

Eine dritte Formel beginnt auf folgende Weise:

„Gott grüße dich du edles Reis.
Mit Gott dem Vater such' ich dich,
Mit Gott dem Sohne find' ich dich,
Mit des heiligen Geistes Macht brech' ich dich,“ u. s. f.

Manche dieser Besprechungen und Beschwörungen der Wünschelruthe sind ziemlich lang, und es gibt deren sogar siebenfache. Doch überging man zuweilen auch alle Umstände und schnitt zu einem gewissen Zweck die Ruthe sogleich ab. Das that z. B. ein Bauer im Badischen, um ein Schwein zu finden, welches er verloren hatte. Zufällig berührte er mit dieser Gerte eine Felswand, die sich nun öffnete und ein Gewölbe zeigte, in welchem ein weiß gekleidetes Fräulein und mehrere Kisten zu sehen waren. Das Fräulein rief ihm zu, aus den Kisten zu nehmen, was er wolle, und es ereignete sich wieder, was schon früher angedeutet wurde, daß er über dem Gold das Beste, nämlich die öffnende Gerte vergaß. [1] Die Sagen vom Auffinden von Schätzen durch die Wünschelruthe sind sehr häufig und bald einfacher, bald wieder verwickelter, immer jedoch muß das Heben des Schatzes mit dem größten Schweigen geschehen.

Die Blüthe des Schlehenstrauchs (Prunus spinosa) wird von den Landleuten als ein blutreinigendes Frühlingsmittel betrachtet. Die ersten drei Schlehenblüthen, die man antrifft, helfen gegen das Fieber. Der Schlehenstrauch heißt

[1] Panzer. II. 296.

wegen seiner dunklen Zweige auch Schwarzdorn und hegt eine so große Feindschaft gegen den Weißdorn (Crataegus), daß er in dessen Nähe verdorrt; wenn also Schlehenholz zu bösem Zauber benützt wurde, konnte dieser leicht durch Weißdornzweige gehoben werden.

Der Elsenstrauch (Prunus padus) stand in großer Achtung, denn man meinte, daß er die Hexen (Elfen) vertreibe, die Elfen fern halte und keine Truden, Unholde und Drachen in seiner Nähe dulde, weßhalb man ihn auch „Alpstrauch", „Trudenbaum", „Unholdenbaum", „Drachenblühbaum" u. s. w. nennt. Vermuthlich entstand dieser Glaube dadurch, weil das Holz und die Rinde, besonders in der Blüthezeit, einen widerlichen Geruch besitzen, der dem Strauch auch den Namen „Faulbaum" zubrachte, und weil alle gespenstischen Wesen vor üblen Gerüchen zu fliehen pflegen. Wer am Charfreitag um drei Uhr Morgens (der eigentlichen Marterstunde des Heilands) eine Elsenruthe schneidet, um den Leib bindet und damit in die Kirche geht, erkennt die Hexen. Die Löcher, welche die Hexen in die Schwelle oder in die Balken bohrten, um ihre Zaubermittel hinein zu stecken, werden am besten mit Elsenholz verpfropft. Wer reich werden will, sagt man in Eisenerz, soll eine Elsenruthe mit drei Knospen auf dem bloßen Leib tragen, und wer unsichtbar werden will, muß ein Kreuz von Elsenholz besitzen, denn dieses ist allein im Stande, den Teufel abzuhalten, der ihn in der letzten Probenacht (Barchtannacht) furchtbar ansicht.

Von den Sträuchern sind noch zu erwähnen: die Stechseiche (Ilex aquifolium), der Spindelstrauch (Evonymus

europaeus), der Brombeerstrauch (Rubus fruticosus) und der Johannisbeerstrauch mit schwarzen Früchten (Ribes nigra).

Konrad von Meydenberg sagt in seinem „Buch der Natur" von der Stecheiche (Ylmpaum), daß die Menschen die „eichelähnlichen" Früchte dieses Strauchs zur Speise benützten, bevor sie das Getreide kennen lernten. Unsere Stecheichen tragen aber rothe Beeren, die von den Hexen benützt werden, wenn sie Ungewitter brauen. Dort, wo sich keine Weidenbäume finden, nimmt das Landvolk Stecheichenzweige (Stechpalmen) zu den österlichen Palmbüschen. In der Schweiz dienen Stechpalmzweige, wie bei uns die Tannenreiser, als Schenkenzeichen, und in Zürich erzählt man, daß die Stechpalme dadurch entstand, daß die Palme, von welcher man bei dem Einzug Christi in Jerusalem Zweige abschnitt, alsogleich Dornen bekam, als die Juden ihr furchtbares „Kreuziget ihn!" ausriefen. Die Stechpalme bleibt zum Andenken an den Tod des Heilands immerfort grün. Nach Macrobius (L. 5) gehört die Stecheiche zu den unglücklichen Pflanzen.

Der Spindelstrauch, dessen zähes Holz einst zu Spindeln gebraucht wurde, galt als der Schicksalsbaum der Freija, deren Erlösung aus der Gewalt des Winters überhaupt von jenen Bäumen abhing, die ihre Knospen am ersten entfalteten.

Brombeeren, besonders die bläulich bereiften (Rubus caesius), soll man nach dem Bartholomäustag (24. August) nicht mehr essen, denn jetzt habe sie Barthel — in früheren Zeiten Wodan und dann der Teufel — voll ge-

macht.[1] An anderen Orten heißt es, daß man nach Michaelis (29. Sept.) keine Brombeeren essen soll, weil dann der Böse die Hand über sie hält. Wenn man dreimal rücklings unter eine Brombeerstaude geht, „welche Wurzeln mit zwei Knoten geschossen," so kann man Geschwüre heilen.[2]

Der Johannisbeerstrauch mit schwarzen Früchten heißt auch Gichtstock, weil er die Gicht vertreibt, doch muß ihn der Kranke ganz allein und schweigend pflanzen und pflegen, wenn ihm die Früchte helfen sollen. Ein gichtkrankes Mädchen in der Pfalz mußte drei Wochen lang Schmerzen leiden, weil sich jemand anderer mit ihrem Gichtstock zu schaffen gemacht hatte.[3]

Da der Hollunder (Sambucus nigra) fast eben so häufig, ja in manchen Gegenden weit öfter als Strauch denn in der Gestalt eines Baumes vorkommt, mag er die Reihe der Sträucher beschließen. Wenn man sich bei vielen Pflanzen nicht erklären kann, wie sie im Volke Bedeutung bekamen, so begreift man dieß beim Hollunder wieder sehr leicht, indem der starke Duft seiner Blüthen, seine Fülle von Früchten, sein leichtes Mark und seine im Vertrocknen hohl werdenden Zweige, von denen er den Namen (althd.: holan-tar, engl.: the hollow-tree, der hohle Baum, Hohl-ter) erhielt, mehr als genügend hinreichen, die Aufmerksamkeit zu erregen, abgesehen davon, daß man auch bald seine schweißtreibende Kraft kennen lernte, die sich in so vielen Krankheiten heilsam erwies, daß man ihn schon zur Zeit des

---

[1] Kuhn. 400. — [2] Tractat von Erkanntnuss etc. 32. — [3] Panz. II. 301.

Heidenthums als heilig betrachtete, und bis in späte Tage herab nicht wagte, seine Äste abzuschneiden, ohne zuvor nieder zu knieen, die Hände zu falten und mit Andacht zu sprechen:

„Frau Ellhorn (Holder) gib mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde.“ [1]

Auch die nordischen Landleute glauben, daß im Hollunder ein geistiges Wesen wohne, welches sie Hyldemoer nennen und ganz auf ähnliche Weise anrufen, wenn sie etwas vom Strauch abpflücken wollen. Der Hollunder gehörte mit zu jenen Holzarten, die von den Germanen bei dem Bestatten ihrer Leichen benützt wurden. [2] Er hieß der „Baum des Heils“, denn er schützte vor Feuer und Seuchen, vor Verzauberung und allem Bösen; vor den Stall gepflanzt, schirmt er das Vieh vor Verherung. Metallgeschirre mit Holderblättern gerieben, rosten nicht und nehmen kein Gift an. Tische und anderes Holzgeräth mit Hollunderblättern gewaschen wird nie wurmstichig. Der Schreiner oder Todtengräber ging schweigend zum Holderbusch und schnitt eine Stange ab, um das Maaß einer Leiche zu nehmen, und der Fuhrmann, der die Leiche nach dem Friedhof führte, trug statt der Peitsche einen Hollunderstock. An einigen Orten am Niederrhein legt man den Todten ein Kreuz von Hollunderzweigen in den Sarg und auf vielen Gottesäckern wurde absichtlich Hollunder gepflanzt. Auf dem merkwürdigen Judenfriedhof zu Prag, welcher der Sage nach schon eher

---

[1] Grimm, Myth. 618. — [2] Tacitus. c. X.

angelegt wurde, als die Slaven nach Böhmen kamen,[1] findet sich überall zwischen den Grabsteinen Hollunder und zwar mit so dicken Stämmen und so knorrigen Wurzeln, daß man sogleich das hohe Alter derselben gewahrt.

Früher hatte jeder Bauer in seinem Hofraum einen Holderbusch, unter dem er seine abgeschnittenen Haare und Nägel, seine ausgebrochenen Zähne u. s. w. vergrub, damit ihm Niemand durch ihren Mißbrauch Kopfweh, Zahnschmerz u. a. anzaubern könne. Auch die Elfen lieben den Hollunder und an manchen Orten pflegte man ihn am ersten Mai oder am Johannistag, wenn die Lichtelfen ihren Umzug halten, besonders zu beachten.[2] Wer in seinem Schatten schläft, ist vor Schlangen, Mücken und Verzauberung gesichert, denn die Frau Holder oder Frau Ahlhorn schützt ihn. Zu Kopenhagen steht im Stadtviertel der Matrosen in jedem Hof ein Hollunder, welcher sorgfältig gepflegt wird, denn der Geist des Baumes schirmt das Haus, hilft den Frauen in Kindesnöthen und verschwindet, wenn der Baum abstirbt, ja es gibt in Dänemark sogar einen Hollunder, der in der Dämmerung zuweilen lustwandelt und zu den Fenstern hinein sieht, wenn die Kinder allein im Zimmer sind.

Der Holder gilt dem Landmann als eine vollständige Hausapotheke, denn er benützt die Blüthe, die Frucht, das Mark, die Rinde, den Splint, das Holz und die Wurzel. Schält er den Splint nach aufwärts los, so dient ihm dieser

---

[1] Prätorius, Glückstopf. 217. — [2] Püttram, Elfenmährchen. 67.

als Brechmittel, zieht er ihn nach abwärts vom Holz, so wirkt er abführend. Wer jemand heilen will, der an Zahnschmerz leidet, geht mit einem Messer rückwärts aus der Stube bis zum Hollunder und spricht dreimal: „Liebe Frau Hölter, leiht mir ein Spälter, den bring' ich euch wieder." — Dann löst er ein Stück Rinde los, schneidet einen Spahn aus dem Holz, den er, wieder rückwärts gehend, in die Stube trägt. Nun ritzt der Leidende sein Zahnfleisch mit dem Spahn, bis dieser blutig wird, und dann trägt der Andere, abermals rücklings gehend, den Spahn zum Holder zurück, setzt ihn wieder ein und verbindet die Rinde, worauf sich der Zahnschmerz verliert. [1]

Auch das Fieber und der Rothlauf können auf den Hollunder überpflanzt (transplantirt) werden und zwar durch folgende Formel:

Zweig ich biege dich, Holleraft hebe dich auf,
Fieber nun laß mich; Rothlauf setze dich drauf.
Ich hab dich einen Tag
Hab du's nun Jahr und Tag. [2]

Wenn ein Fieberkranker ohne zu sprechen einen Hollunderzweig abbricht und in die Erde steckt, so bleibt das Fieber am Zweig haften und hängt sich an jenen, der zufällig dahin kommt, deßhalb soll man nie einen im Boden steckenden Holderzweig berühren. Auf dem Zettel, der gegen die Gicht, in Bocksleder genäht, getragen wird, steht Folgendes:

„Gott der Herr ging über Land, da begegneten ihm siebenzigerlei Gichter und Gichtinnen. Da sprach der Herr:

---

[1] Montanus. 149. — [2] Grimm, Myth. 1122.

„ihr siebenzigerlei Gichter und Gichtinnen, wo wollt ihr hin?“ Da sprachen die siebenzigerlei Gichter und Gichterinnen: „wir gehen über das Land und bringen die Menschen um ihre Gesundheit und geraden Glieder.“ Da sprach der Herr: „ihr sollt zur Hollerstaude gehen, da sollt ihr alle Ästlein abbrechen, laßt nur dem N.N. (dem Träger des Gichtzettels) seine geraden Glieder.“ Im Namen des Vaters, des Sohns und des h. Geistes.“ [1]

Wer auf einer Kreuzung von fünf Straßen ein Stück Seil fand, das noch eine Schlinge hat, und dieß an drei Morgen an eine Hollunderstaude hängt, kann sich von der Gicht befreien, wenn er dazu sagt:

„Holder, ich habe die Gicht und du hast sie nicht, nimm sie mir ab, dann hab ich sie auch nicht.“

Drüsenleiden und sogar die Schwindsucht können unter gewissen Gebräuchen auf den Holder übertragen werden. Nicht minder wird durch einen dreifachen Holderschoß der Schwund der Glieder geheilt. [2] Gegen die fallende Sucht schneidet man neun Scheiben aus einem Holderschoß, das auf einem Weidenstrunk wuchs, und hängt sie dem Leidenden um den Hals. Gegen Halsweh läßt man die Kinder aus Hollunderröhren trinken. Auf dem Eichsfelde warnt man die Leute, Hollunderholz zu verbrennen, weil dadurch alle Hühner im Hause sterben könnten, und zu Ochtersum sitzt das unheilkündende, gespenstische Huhn unter einem Hollunderbusch. [3] Judas soll sich an einem Hollunderbaum erhängt

---

[1] Panzer. II. 305. — [2] Anz. f. K. d. Vorzeit. VI. 461. — [3] Seifart. II. 165.

haben, deßhalb heißt auch der auf dem Baum wachsende Schwamm „Judasohr".

Als das Dorf Immenstede zerstört war, wußten die Leute nicht, wo sie ihren Wohnplatz wählen sollten, da ließen sie einen Schimmel laufen, der im Osten der Ginselau zu einem Hollunderbusch eilte, wo ein schöner grüner Platz war, auf dem sie die Alversdorfer Kirche erbauten.[1] Bei der Nortorfer Kirche im Schleswig'schen wächst ein Hollunderbusch an der Mauer, von dem die Sage geht, daß wenn er so hoch wird, daß man ein Pferd unter ihm anbinden kann, ein allgemeiner Krieg entstände. Es wird da ein weißer König sein, der alle anderen Könige besiegt. Er wird sein Pferd an den Hollunder binden und das Blut auf dem Wahlplatz wird bis an die Knöchel reichen. Zur Zeit der napoleonischen Kriege war dieser Hollunder schon so hoch, daß er an das Kirchendach reichte und man sah da in der Nacht wunderbare Erscheinungen in der Luft, namentlich zwei Heere. Da im Jahre 1813 wirklich die Feinde kamen und bei Nortorf ein Gefecht vorfiel, glaubte man, daß die Prophezeihung erfüllt werde, besonders da der König von Dänemark weißes Haar hatte. Als die Feinde von dem Hollunder hörten, fällten sie ihn so, daß er nun lange zu wachsen hat, bis er seine frühere Höhe erreicht. Auch bei Schneefeld steht ein Hollunder, von dem eine ähnliche Sage geht. Ebenso steht an der Kirche bei Süderhastede ein Hollunder, zu dem man in der Nacht oft einen König auf einem Grauschimmel reiten sah. Dieser König war es, der den Dit-

[1] Wolf, Beiträge. I. 31.

marschen ihre Freiheit nahm, und auf dem Ditmarscher Haideviert wird einst eine große Schlacht stattfinden.[1] In der Sage von der Gründung des Stiftes Klosterneuburg wird ebenfalls des Hollunders erwähnt. Leopold der Heilige wollte schon seit längerer Zeit einen frommen Bau beginnen, wußte aber nicht wo. Einst hatte der Wind den Schleier seiner Gemahlin Agnes fortgetragen, und als er diesen nach sieben Jahren auf einer Jagd auf einem Hollunderstrauch erblickte, hielt er dieß für ein Wahrzeichen, daß er an dieser Stelle den Bau beginnen solle. Man zeigte dort noch vor mehreren Jahren ein Stück Hollunderholz, welches in der Höhlung eines großen siebenarmigen Leuchters stack, den man in andächtigem Glauben für das Gefäß hielt, in welchem die schleiertragende Hollunderstaude zum ewigen Andenken aufbewahrt wurde.

XI.

Die Bäume.

Unsere Bäume, unter denen sich manche eingewanderte, wie der Nußbaum, der Mandelbaum u. a. befinden, theilt nicht nur der Gelehrte, sondern selbst der gemeine Mann in die Laubbäume und Nadelhölzer (Tangeln), weßhalb wir auch hier diese beiden Gruppen besonders betrachten und vorerst vom Wald im Allgemeinen sprechen wollen.

---

[1] Müllenhoff. 378 ff.

Der Begriff Wald faßt einen weitläufigen, mächtigen Bestand von gleichartigen Bäumen in sich. Wir sagen daher: der Eichwald, der Buchenwald, der Tannenwald (Tann), der Föhrenwald (Forst) u. s. w., und diese verschiedenen Wälder verfehlen auch nicht, verschiedene Eindrücke in uns hervor zu bringen; so stimmt uns der Buchenwald heiter, der Eichwald ernst, und ein dunkler Fichtenwald, durch dessen dichtes Zweiggitter kaum ein Vogel zu fliegen vermag, macht uns sogar düster und schweigsam, und nach solchen Eindrücken mochte man auch schon in den ältesten Zeiten die Wälder betrachtet haben. Jeder Hochwald trägt das Gepräge des Erhabenen, allein doch keiner so sehr, als ein Wald von hundertjährigen Eichen. Dazu kommt noch, daß jeder solche Eichwald viele helle Stellen hat, denn die Eiche entwickelt sich gleichmäßig nach allen Seiten, sie schießt nicht wie Tanne und Fichte mastenartig empor und schafft sich daher ringsum einen freien Raum, der dann diese sonnige Helle gewährt, während der Baum selbst den köstlichsten Schatten bietet. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Germanen einen besonderen Waldkultus hatten und vorzüglich den Eichwald zur Ausübung desselben erwählten, der sich bis nach der Einführung des Christenthums erhielt. Denn in dem Schatten solcher Riesenbäume und in dem Säuseln ihres Laubes fühlte sich der Mensch den göttlichen Gewalten näher, er umgab diesen heiligen Hain mit einem dichten Haag, er ließ die Gottheit selbst in den Kronen der ehrwürdigen Bäume wohnen und die Opfer an die Altäre bringen, die er unter ihren Zweigen errichtet hatte. Der Wald galt also als Tempel, und wie im Tempel nur der

Geweihte das Allerheiligste betrat, so war es auch im heiligen Hain der Fall, in welchem, nach der Angabe des Tacitus, nicht nur kein Stamm gefällt, sondern kein Baum eines Astes, kein Zweig seines Laubes beraubt werden durfte. Maximus Tyrius [1] erzählt, daß die Celten ihren Zeus in der Gestalt einer hohen Eiche verehrten, und Lucan [2] sagt von den Massiliern, daß sie den Bäumen Menschen und Thiere opferten. — Der Hain der Semnonen war so heilig, daß sie ihn nur gefesselt betraten; bei den Nahanarvalen galt ihr Hain als ein uraltes Volksheiligthum, und die Arianen, Angeln und Varinen betrachteten ihre heiligen Haine als die Wohnung der Hertha. [3] Wer den heiligen Hain verletzte, der sollte nach den altfriesischen Gesetzen (Tit. 42) den Göttern geopfert werden. Bei den Esthen galt es für frevelhaft, im heiligen Hain ein Blatt abzupflücken oder Erdbeeren zu sammeln, sie begruben heimlich ihre Todten dahin und opferten noch vor nicht vielen Jahren, besonders im Kirchspiel Hajel, in den drei Nächten vor dem Georgs-, Johannes- und Michaelstage, unter Bäumen ein schwarzes Huhn.

Bei den Friesen und Sachsen dauerte die Wälderverehrung bis in das eilfte Jahrhundert, denn Bischof Unwan von Bremen ließ dort erst um diese Zeit die heiligen Bäume ausrotten. [4] Nach der Völuspa (32) wohnten im Jarnwide (Eichenwald) die Zauberfrauen Jarnwidiur. In Vafthrudnismal wird erzählt, daß Lif und Lifthrasir, von

---

[1] Dissert. 38. — [2] B. C. 3. 405. — [3] Tacit. 39. 40. 43. — [4] Grimm, Myth. 60, 614.

denen das ganze menschliche Geschlecht abstammt, sich während der Suturlohr in Hoddimirs Wald verbargen. Auch die Elben oder Alben bewohnten nicht nur einzelne Bäume, sondern wählten sich Haine und Gärten, und in Schweden hießen solche Baumgärten, die von Elfen gepflegt wurden, „Elftradgardar". Je nachdem ein solcher Hain irgend einer Gottheit gewidmet war, bekam er auch seinen Namen, z. B. „Thors-wi", „Odins-horg", „Freys-lunda" u. s. w. In den Wäldern wohnten die „Laubjungfrauen" oder „Hainjungfrauen", die in minder dichterischen Zeiten zu den „Holzweiblein" herabsanken, sie waren aber jenem, der ihnen begegnete, kein gutes Zeichen, und wenn der Jäger eine „Waldfrau" sieht, so spuckt er aus und schlägt Feuer, denn das ist jenen Wesen zuwider. Sie sehen vorn ganz hübsch aus, gleichen aber von rückwärts einem verwitterten Baumstrunk, oft erscheinen sie in einem Wirbelwind und wenn man sie verjagt, erregen sie zuweilen so heftige Stürme, daß Bäume aus dem Boden gerissen werden.[1]

Oft hört man im Wald auch ein heftiges und schauerliches Rauschen, ohne daß sich auch nur ein Blatt bewegt, auch das kommt von Unholden. Im Hardwald verkaufte der „falsche Joggeli" zur Zeit einer Hungersnoth den Vater einer armen Familie an die Werber, und dieser gerieth darüber so in Verzweiflung, daß er sein Kind, damit es nicht Noth leide, in eine Schlucht schleuderte. Zur Strafe dafür muß er nun „geistern", und wenn er wehklagt und sich das

---

[1] Afzelius. II. 13. 310.

Haar ausrauft, rauscht der Hardwald wie im stärksten Sturm.[1] Wenn im Walerewald, in der Oberpfalz, der Waldgeist (der schwarze Nickel) zur Mittagszeit im Helgraben trommelt, so bedeutet es Krieg. Manche Wälder verdorrten oder versanken, weil ein Betrug begangen wurde. Zu Bering, in Mittelfranken, vermachten drei Jungfrauen der Gemeinde einen Wald, mit der Bedingung, daß jeden Abend zum Gebet geläutet werden müsse. Als in der Folge die Gemeinde das Läuten unterließ, begann der Wald zu verdorren, wurde aber wieder grün, als man die Glocken wieder in Bewegung setzte.[2] In Tirol findet man an Seen öfter die Sage, daß dort, wo jetzt Wasser sei (bei Lanserfes, bei Reitt, bei Beschütt u. a.), einst ein schöner Wald gestanden habe. Zu dem Besitzer eines solchen, jetzt versunkenen Waldes kam einmal ein Mann, wies alte Documente vor und behauptete, jener Wald gehöre ihm. Da kam es zur Klage. Es entstand ein langer Gerichtshandel, während welchem der Besitzer keinen Ast abschlagen durfte, so daß alles Holz wild durcheinander wuchs. Da rief er in größter Aufregung seinem Gegner zu: „Wenn der Wald wirklich mein ist, soll er bis in einem Jahr ein See werden, ist er aber dein, so mag er grün bleiben!" — Und alsbald kam ein schreckliches Ungewitter mit Erdbeben und Wolkenbruch, und der Wald versank in einen See, auf dessen Grund man jetzt noch Bäume sieht.[3]

Die Sage vom wandelnden Wald, die uns allen

---

[1] Birrcher. 57. — [2] Panzer. II. 80. 145. — [3] Alpenburg. Alpensagen. 18.

aus Shakespeare's „Macbeth" bekannt ist, findet sich ziemlich verbreitet und oft wiederholt. Im Jahre 1164 hauste jener Graf, der den Ditmarschen die Freiheit genommen hatte, auf Stellerborg. Sie wollten aber sein Joch abschütteln und bestachen den Pförtner, und als nun zu Pfingsten die Schloßleute herabkamen, um sich zu vergnügen, nahmen die Ditmarschen Zweige in die Hand und rückten zum Schloß hinauf. Da rief der Pförtner „de Wald de kumt!" und lief davon und die Ditmarschen gewannen das Thor und eroberten die Burg. Im Jahre 1317 wurden aber die Ditmarschen auf dieselbe Weise getäuscht. Sie waren nämlich plündernd bis nach Kiel gezogen, wo sie den Bürgern bald lästig wurden, weßhalb sie von denselben zu einem Tanz nach dem Kuhberg gelockt wurden. Hier trieben die Ditmarschen Übermuth, badeten sich in Bier und blieben über Nacht auf der Haide. Am Morgen erschien Graf Geert mit seinen Mannen, von denen jeder einen grünen Ast trug, so daß die Ditmarschen glaubten, es käme ein Wald heran. Sie wurden überfallen, viele erlagen den Waffen und andere ertranken in der Bünzenau, so daß ihrer fünfhundert das Leben verloren.[1]

Vom wandelnden Wald findet man eine fränkische Sage aus dem sechsten Jahrhundert bei Amoin (III. 82), eine hessische bei Grimm (Deutsche Sag. Nr. 91), zwei dänische bei Saxo (Thiele I. 172). Auch die Schweizer nahmen die Burg des Landenbergers auf eine ähnliche Weise. Selbst auf Schiffen wurde diese Kriegslist benützt. Der Dänen-

[1] Müllenhoff. 13. 14.

könig Frotho schickte seinen Hauptmann Erich mit acht Nachten gegen die Pommern und Wenden. Als nun Erich hörte, daß sie mit sieben größern Schiffen herankämen, ließ er sieben seiner Nachten mit grünen Ästen verkleiden und in einer Bucht liegen. Er selbst fuhr aber mit der achten Nacht den Feinden entgegen, die ihn kaum gewahrten, als sie ihn zu fangen suchten. Er wendete und floh, um sie zu verlocken, nach der Bucht, welche sie mit Bäumen besetzt glaubten und wo sie, kaum angelangt, von den bebüschten Nachten umrungen und von den Dänen gefangen waren.[1] Von gewissen Seen, sowie von der Donau bei Wien, geht die Sage, daß sie alljährlich ein Menschenopfer fordern, und dasselbe sagt man auch von mehreren Wäldern, z. B. in der Lausitz, die noch jetzt so rauh und öde sind, daß man sich in denselben rettungslos verirren kann.[2]

Zu den neueren Waldsagen gehört jene vom General Ziethen, der überhaupt ein großer Hexenmeister war. Es ging ihm einmal recht schlecht, denn die Österreicher und Russen hatten ihn mit Übermacht angefallen und er mußte wider Willen Abends zum Rückzug trommeln lassen. So kam er in ein Thal, seine Soldaten waren sehr ermüdet und er wußte, daß ihm die Feinde lebhaft nachrückten. Da rief er auf einmal: „Halt! und keiner rühre ein Glied!“ Die Soldaten standen wie eine Mauer. Nun schlug der alte Ziethen ein Kreuz, murmelte etwas dazu und im Hui war die ganze Armee in einen großen Wald verwandelt. Er selbst kletterte auf einen Eichbaum und lachte über das,

---

[1] Temme, Pomm. Sag. 7. — [2] Grimm, Mythol. 615.

was kommen werde. Es dauerte nicht lange, so lief der Feind von dem Berg herab, Panduren und Kosaken, Kroaten und Ungarn, Weißröcke und Grünröcke kamen und erstaunten, als sie anstatt des Heeres einen Wald vor sich sahen, den sie nun rasch durcheilten, indem sie zornig hier und da einen Zweig abhieben. Als die Feinde weit genug fort waren, stieg der alte Ziethen von seiner Eiche, murmelte einen anderen Spruch und seine Soldaten standen wieder da mit Sack und Pack und wie eine Mauer. Mancher hatte zwar einen kleinen Hieb bekommen oder den Zopf verloren, das that aber nichts zur Sache und der Alte sagte: „Vorwärts, nun fassen wir den Feind im Rücken!“

Der Feind wurde wirklich geschlagen und der alte Fritz wollte sich dann halb todt lachen über den Witz, den Ziethen gemacht hatte.[1]

Auch die beiden Sagen vom Teufelswald zwischen München und Augsburg scheinen neuer zu sein. Die eine erzählt, daß einst der Bischof von München zu dem Bischof von Augsburg reiste und daß er in der Nacht hinter seinem Wagen: „Halt! Halt!“ rufen hörte, aber dem Kutscher befahl, so schnell als möglich fort zu fahren. Als der Wagen glücklich an das Ende des Waldes gekommen war, rief die Stimme: „Ich lasse die Katze des Bischofs von Augsburg grüßen!“ — Als der Bischof angekommen war, erzählte er seinem Amtsbruder das Abenteuer, und da er des Grußes erwähnte, fuhr die Katze des Bischofs von Augsburg wie wüthend durch das Fenster.

---

[1] Temme, Altmärk. Sag. 68.

Die zweite dieser — Novellen — schildert einen Handwerksburschen, der in der Woche nach heil. Dreikönig durch diesen Teufelswald geht und ihn durch gefällte Bäume verhauen findet, so daß er vom Weg abkommt. Allein er geht ruhig fort, denn er vernimmt die Schläge von Ärten und glaubt daher, daß Arbeiter in der Nähe seien. Aber diese Schläge ziehen ihn immer weiter fort. Es wird ihm bange und endlich ruft er den vermeinten Holzleuten zu, ihm doch um Gotteswillen den Weg zu weisen. Bei dem Wort „Gott" hören die Artschläge auf, man ertheilt ihm aber auch keinen Rath. Nach mancherlei Abenteuer und fleißigem Beten gelangt der Bursche Abends doch in ein Dörflein bei Freiberg. [1]

Uralte Überlieferungen erzählen, daß die Menschen von den Bäumen stammen oder aus den Wäldern hervorkamen. Ask und Embla (Äsche und Ulme) galten als Vater und Mutter. Die Semnonen [2] leiteten ihren Ursprung aus einem heiligen Hain. Der Baum ist daher auch das Sinnbild des Lebens und seiner Zeitabschnitte. Im Frühling deutet er mit seinen Sprossen und Blüthen auf die Jugend, im Sommer auf das Reifen der Früchte, im Herbst mit dem Abfallen des Laubes auf das Welken des Lebens, und im Winter auf den Tod. Nicht nur die Griechen glaubten, wie schon anfangs angedeutet, die Bäume von geistigen Wesen bewohnt, sondern auch schon früher die Celten, und bei den germanischen Stämmen bekamen solche Bäume noch mehr Wichtigkeit, denn man baute aus Ästen und Zweigen Tem-

---

[1] Mon. Anz. VII. 362. — [2] Tacitus. c. 39.

pel, und wie die Wölsungasaga erzählt, auch Königssäle um dieselben. Man schnitt in ihre Zweige geheimnißvolle Runen. Odin singt im Havamal (143):

„Runen wirst du finden
und Rathstäbe,
sehr starke Stäbe,
sehr mächtige Stäbe.
Erzredner ersann sie
sie ritzte der hehrste der Herrscher.
Odin den Asen,
den Alfen, Dain,
Dwallin den Zwergen
Alswidr aber den Riesen,
Einige ich selbst.“ [1]

Man hing Opferthiere, Thierhäute und Pferdeschädel an die Äste und warf im Vorüberreiten Speere durch jene Häute. Auch bei den Longobarden trifft man die Verehrung heiliger Bäume. An einer Stelle vor Benevent, die noch lange nachher Wodam hieß, stand ein solcher Blutbaum, an welchem Häute aufgehängt waren, und der bei gewissen Festlichkeiten von den Longobarden mit solcher Wildheit umritten wurde, daß die Rosse von den Spornhieben bluteten. Der h. Barbatus ließ ihn im siebenten Jahrhundert umhauen, weil das Volk, obschon getauft, vom alten Baumdienst nicht lassen wollte. [2] Solche Bäume hießen deßhalb „Blutbäume“, weil sie „gefeit“ waren und weil man zu ihrer Sicherung sagte, daß bei einer Verletzung Blut aus

---

[1] Eddalieder, Simrock. 29. — [2] Grimm, Mythol. 617. Nork I. 288 u. A.

ihnen flöße. Auch die neuere Zeit kannte solche Bannbäume, z. B. im Urserenthal, wo Tannen und Arven gefeit waren; bei Wiesbaden stand eine Blutlinde, bei Romove in Preußen eine Bluteiche, bei Zürich eine Blutbuche. Übrigens könnte der Name „Blutbaum“ auch davon herrühren, weil die Gallier ihre geheiligten Bäume mit dem Blute der Opfer zu düngen pflegten.

Bei der Mistel war vom Tod Balders die Rede. Nach seinem Hinscheiden sandten die Asen Boten aus und befahlen Allen zu weinen, da weinten auch die Bäume mit und weinen noch immer, wenn man sie aus dem Frost in die Wärme bringt.[1] Sie beschlagen sich nämlich durch den Temperaturwechsel mit Feuchtigkeit. Wenn ein Baum plötzlich abstirbt, verkündet er den Tod seines Besitzers, und ein eben so trübes Anzeichen ist es, wenn er sinkt oder fällt. Verdorrt nur ein einzelner Ast, so sagt der Bauer, die Drude habe sich auf demselben gewiegt. Grünt ein dürrer Baum aufs Neue, so hat das gute Vorbedeutung, anderseits weist es aber auch auf das Herannahen von Schlachten.

Bei dem Untersberg, in welchem Karl der Große schläft, befindet sich das Walserfeld, auf welchem ein Birnbaum steht, der schon dreimal umgehauen wurde, die Wurzel trieb aber immer wieder, so daß stets ein neuer Baum entstand. Er ist nun schon seit langem dürr, wenn aber Kaiser Karls Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, dann wird dieser Birnbaum blühen, Karl wird mit seinen Kriegern aus dem Berg kommen und seinen Schild an den Baum hängen.

---

[1] Simrock. 282.

Dann entsteht auch eine furchtbare Schlacht, aber zuletzt werden die Bösen von den Guten erschlagen. Nach einer andern Lesart soll durch diese Schlacht Deutschland einig und groß werden, und im Jahr 1814, als das deutsche Volk so begeistert war, schlug der Baum wirklich aus, allein seine Blätter verdorrten bald wieder. Endlich heißt es auch, daß wenn Karl den Untersberg verläßt, der Antichrist kommt, daß das Weltende hereinbricht und das letzte Gericht gehalten würde.[1] Auch am Kyffhäuser, in welchem Friedrich Rothbart schläft, steht ein dürrer Baum, welcher, sobald der Kaiser aus dem Berg tritt und seinen Schild in die Zweige hängt, grün wird und bessere Zeiten verkündet.

Wenn das Kirschbäumlein auf der Seiseralm in Tirol blüht, und die Kirschbäume auf der Straße nach Kranewitten so groß sind, daß man Pferde daran binden kann, so wird sich ein schrecklicher Kampf mit den Schweizern entspinnen, und alle, die sich nach dem Walserfeld flüchten, werden dort erschlagen.[2]

Als die Ronneburg verbrannte, wurden die Obstbäume zum Theil verkohlt, aber wunderbarer Weise blüthen sie doch und noch dazu im September.[3] Auch die verdorrte Birke, welche den schwimmenden Leichnam des h. Andreas von Rinna aufhielt, begann aufs neue zu treiben und grünte sogar sieben Winter fort. Bäume hingegen, die von bösen Händen gepflanzt wurden, finden kein Gedeihen; so stehen bei Ochtersum dreizehn einsame und kümmerliche Bäume,

---

[1] Grimm, Myth. 908. Steub. Bair. Hochland. 93 u. A. — [2] Zingerle. 406. — [3] Praetor. Anthrop. I. 165.

die nie höher werden, weil sie ein Räuberhauptmann mit seinen zwölf Gesellen zum Zeichen ihres Bündnisses setzte.[1] Bei Nürnberg ist ein Waldthal, welches zu den „drei verfluchten Jungfern“ heißt, denn dort lebten einst drei Fräulein, welche die Fremden in den Wald lockten und sie dann tödteten und beraubten, weßhalb sie vom Blitz erschlagen und ihre Geister in die Bäume verbannt wurden. Man hört nach dem Gebetläuten zuweilen noch ihren Jammer.[2] Wenn man ein Bäumchen ausreißt und in den Rauch hängt bis es verdorrt, so wird derjenige siech, der es pflanzte. Es gibt einen Zauber, durch welchen sich jener, der einen andern mit einer Holzwaffe (Keule u. s. w.) verwunden will, selbst verletzt. So sagt auch Odin in Havamal (Str. 152):

„Ein sechstes kann ich,
so wer mich versehrt
mit harter Wurzel des Holzes;
den andern allein,
der es mir anthut,
verzehrt der Zauber, ich bleibe frei.“

Eben so kann man Unwillkommene auf Bäume festbannen. Der Schmied von Jüterbock bannte den Tod und den Teufel, die ihn holen wollten, auf den Baum vor seiner Schmiede. Dasselbe that an einem anderen Ort ein Fischer. Als der Herr noch auf Erden wandelte und vom Spielhans freundlich bewirthet wurde, segnete er ihm einen Baum, der nun vielerlei Obst trug und von dem niemand herabkonnte, bevor Hans es zugab. Kirschdiebe werden durch Sprüche gebannt,

---

[1] Seiffart, Hildesh. II. 238. — [2] Panzer. II. 189.

und wenn sie längere Zeit auf dem Baum bleiben müssen, ohne eine Handvoll Erde zu bekommen oder die Schuhe wechseln zu können, so werden sie schwarz. Die Kinder im Aargau singen:

„Gang nit a's Lunzi's Apfelbaum,
Gang nit a's Lunzi's Tanne,
Er heig en Hexenspruch im Sack
Und chönnt di ane banne.“ [1]

Das Holz eines vom Blitz getroffenen Baumes fängt, wenn man es zu einem Haus verwendet, von selbst zu brennen an. Die Zimmerleute kennen es, denn es gibt Funken, wenn sie mit der Hacke daran schlagen, und man verschenkt solche Bäume, denn dem Nehmer schaden sie nicht. Zu Stochedinge, in Seeland, stehen am Kirchhof einige alte Bäume, die des Elfenkönigs Soldaten sind, und Nachts zu Geistern werden, und im Rugarderwald schwärmt bei Nacht aus einem Baum ein ganzes Elfenvolk hervor, das dann bis zum Morgen umherschweift. Die geisterhaften Bewohner solcher Bäume sind den Menschen oft hülfreich. Als das arme Eschenfriedel weinte, weil seine Kleider zu schlecht waren, um zur Kirche zu gehen, kam ein Männlein aus einem Baum und sprach, es solle nur zum Baum sagen:

„Bäumlein, Bäumlein schüttle dich,
Schüttle alles Gold und Silber auf mich,“

und es bekam die schönsten Gewänder.

So wie in dem Hollunder, kann man auch in andere Bäume Krankheiten verpflanzen, nur muß jener, der die

---

[1] Rochh. Aarg. Sag. 78.

Krankheit verspündet, der nächste Verwandte des Kranken sein. Zu Könitz, in Westpreußen, steht eine Linde und in Westphalen sind sieben Linden, in welche die Pest verkeilt wurde. Auch setzte man, um etwas zu bewahrheiten, Bäume mit den Zweigen in die Erde. Der Herr des Schlosses Buchlau wurde ermordet und man verdächtigte einen Knappen dieser That, der sich nicht anders zu rechtfertigen wußte, als daß er einen jungen Baum nahm und ihn verkehrt in die Erde setzte. Da nun die Wurzeln bald Blätter trieben, erkannte man seine Unschuld.[1] Auf dem Heiligen-Geist-Kirchhof zu Berlin stehen drei Linden, welche wegen dreier, eines Mordes angeschuldigten Brüder mit den Asten in den Boden gesetzt wurden und ebenfalls aus den Wurzeln Blätter trieben, wie sich denn diese Sage überhaupt häufig wiederholt. Eine andere Art von Beweis lieferte die Linde auf dem Friedhof zu Annaberg in Sachsen. Der dortige Bergschreiber Adam Ries konnte über die Auferstehung nicht klar werden. Als am 16. October 1519 sein Beichtiger zu ihm kam, nahm dieser einen jungen Lindenbaum, pflanzte ihn verkehrt in den Boden und rief: „So wahr aus diesen Zweigen Wurzeln, und aus diesen Wurzeln Zweige werden, so wahr ist die Auferstehung des Leibes!“ Diese Linde steht noch, und ihre Äste werden von vierundzwanzig Säulen unterstützt.[2]

Im Kanton Aargau theilten zwei geizige Brüder ihre väterliche Erbschaft, wußten aber nicht, was sie mit einem einzelnen jungen Kirschbaum beginnen sollten, den doch keiner

---

[1] Vernaleken. 117. — [2] Gräße, Sächs. Sag. 337.

dem andern vergönnen wollte, weßhalb sie ihn verkehrt in die Erde setzten. Er grünte wirklich und brachte sogar Früchte, die aber niemand zu pflücken wagte.[1] Heute wäre das Treiben eines verkehrt eingesetzten Baumes ein schwaches Beweismittel, denn Versuche haben dargethan, daß fast jeder junge Baum aus seinen Wurzeln Blattknospen und aus seinen Zweigen Wurzelfasern zu treiben vermag; bei den Senkern der Reben wandeln sich ebenfalls die Blattknospen in Wurzeln um.

Nicht nur der Baum selbst, sondern alle seine Theile gaben Anlaß zu Sagen, Mährchen und Aberglauben. So gibt es bei Rattenberg, in Tirol, feurige Stämme, die einst wegen eines falschen Rechtsstreites glühend wurden und noch oft durch die Stadt herabrollen. Der Schiffer, welcher die Leute zwischen Rheinfulz und Erzgen überführte, erlöste einen Geist, der ihn in Gestalt eines Baumstrunkes um die Uberfuhr bat. Wiens Wahrzeichen, der Stock im Eisen, ist der Strunk einer Lärche (Pinus larix), der über und über mit eisernen Nägeln beschlagen ist, so daß man nichts mehr vom Holz sieht und es im Jahr 1856 einige Mühe kostete, auch nur etliche Späne hervorzuziehen, damit Professor Unger durch den Bau der Zellen bestimmen konnte, welcher Baumart dieser Stamm angehöre, der mit der Wurzel nach oben aufgestellt ist. Ich gab mir viele Mühe, eine ältere Sage über dieses sogenannte Wahrzeichen Wiens zu finden; allein ich war nicht so glücklich. Jene Sagen, die man darüber liest, sind alle neu, und das Urwüchsigste

---

[1] Rochh. Aarg. Sag. 83.

darunter ist wohl noch das Handwerksburschenlied, welches Walter in seine „deutschen Volkslieder“ (Leipzig 1841) aufnahm. Es wird darin erzählt, daß zum Schloß eines eisernen Thores der Schlüssel fehlte, den ein Schlosserbursche mit Hülfe des Bösen gefertigt hatte. Kaiser Leopold (der Erste?) wollte einen solchen Schlüssel haben und versprach den Meistern Geld und Gut dafür, aber der Böse drehte jedem Schlosser den Bart des Schlüssels im Feuer um, so daß er verkehrt saß, bis ein Gesell aus Halberstadt:

„Von selbst den Bart verkehrte,
Da war der böse Feind so dumm
Und dreht im Feuer ihn herum;
Husch sass der Bart gerade.“

Der Geselle wurde belohnt. Von dem Einschlagen der Nägel wird aber auch in diesem Lied nichts erwähnt, das so ziemlich in Blumauer'schem Geschmack gehalten ist. Hormayr glaubt,[1] daß der „Stock im Eisen“ die ehmalige Gränze des Wienerwaldes bezeichne, und nach seiner Annahme wäre es der Stamm einer Eiche, für welche der Teufel einen Eisenring und ein Schloß bei einem Schlosserlehrling bestellte, der sich demselben verschrieben hatte. Der Wiener Magistrat verspricht jenen Schlossergesellen zum Meister zu machen, der das Schloß öffnet, der Bursche gebraucht den Witz, der in obigem Gedicht angegeben ist, und schlägt zum Andenken an seine List einen Nagel in die Eiche.

---

[1] Gesch. Wiens. III. S. 82. In Trimmel's Skizzen aus Österreichs Vorzeit (Wien 1837), die ohne alle Forschung geschrieben sind, heißt der Schlossergeselle Hermann, und gewinnt durch sein Kunststück die Tochter seines Meisters.

Dieser „Stock im Eisen“ ist aber vermuthlich nichts anderes, als das ehmalige Zeichen der Wiener Naglergilde oder das Abzeichen einer Eisenhandlung, wie sich noch jetzt in der Umgebung von Wien gewisse geschnitzte Stöcke vor den Häusern der Wagner befinden. Der Stock stand, wie namentlich der Kupferstich vom Jahr 1614 zeigt, welcher das Austragen des Hochwürdigsten aus der Stephanskirche vorstellt, früher zwischen dem ersten und zweiten jener schmalen Häuser, die gegenüber vom sogenannten Riesenthor jener Kirche lagen und im Jahr 1792 abgebrochen wurden, bei welcher Gelegenheit man den „Stock im Eisen“ an seine heutige Stelle schaffte. Daß dieser benagelte Strunk in früherer Zeit gewiß kein Wahrzeichen von Wien war, geht daraus hervor, daß weder Wolfgang Schmälzl (1548) in seinem Lobgedicht auf Wien, noch Peter Fuhrmann in seinem „Alt und Neu Wien“ (1738) eine Sylbe von ihm erwähnen, was sie doch gewiß gethan hätten, wenn er irgend eine besondere Bedeutung gehabt hätte. Das Frankfurter Steinbild „am Rebstock“ in der Kreuzgasse war eine ähnliche Art von Gewölbabzeichen.

Die Balken, welche das Dach eines Hauses tragen, sind wichtig, denn von ihrer Güte hängt die Dauer des Gebäudes ab, daher findet man auch häufig die Sage, daß sich Geister in ihnen befänden. Bei runden, meilerartig gebauten Hütten besaß der Mittelpfahl dieselbe Wichtigkeit, und wurde gleichfalls von einem elbischen Wesen bewohnt gedacht, denn auch die Äsche Ygdrasil galt als ein solcher „Halbaum“ (Healvidr) für die ganze Welt.

Die Dachreste der Burg Ramstein, im Baselland, wur-

den zur Erbauung von Sennhütten verwendet. Beim Abbrechen eines Balkens erschien eine Jungfrau mit einem Hündchen und bat, den Balken zu einem Altar zu verwenden, damit sie erlöst werde, denn ihr Vater hatte sie und den Jäger, der sie entführte und in Hundesgestalt wandelte, aus Strafe in jenen Balken gebannt.[1] In der Kirche zu Breitenberg, in Schleswig-Holstein, liegt ein Balken, aus dem zuweilen Blutstropfen fallen; zu Tondern sind sogenannte Wiedergänger in vier Pfähle gebannt; die Paulwirthin zu Durlach ist zwischen drei Balken verwünscht, und im Aargau, bei Klingen, steht ein Pfahl, der nicht umgehauen wird, weil der Böse hineingezaubert ist. Der Dachstuhl der Liebfrauenkirche zu München besteht aus 1400 Fließen, ein Balken ist aber überzählig und man weiß nicht, wohin er gehört. Eginhard, der Schreiber Karls des Großen, erzählt,[2] daß die Sachsen einen Pfahl von ungemeiner Höhe verehrten, den sie Irmensul (Säule des Alls) nannten. Die zwölf Hauptbalken im Tempel zu Upsala deuteten auf die zwölf Asen. An die Balkenköpfe der altnordischen Häuser schnitzte man Köpfe von Göttern, und noch jetzt sieht man an deutschen Hausbauten die Enden der Giebel zu Drachenköpfen oder wunderlichen Figuren geschnitzt. Balken waren Glückssymbole, dienten als Gerichtszeichen, als Landesmarken und machten die Häuser bombenfest. An manchen Orten heißt es, daß man keine alten Balken zu einem Neubau verwenden solle, da sonst leicht eine gespenstische Feuersbrunst entstände; auch soll man von einer

---

[1] Rochh. Aarg. Sag. 76. — [2] L. 1. c. 8.

Brandstätte nie alles Holz fortnehmen, sonst kommt der Hausgeist mit. Als ein Haus zu Tägering abbrannte, kaufte ein Geiziger die Überreste, und da aufgeladen war, rief er: „Haben wir auch Alles?“ — Da entgegnete eine Stimme: „Jo, fahret numme zu, i sitze scho' auf der Langwied.“ Das war der Puck, der in dem Dachbalken wohnt.[1]

Auf der Kapornischen Haide, bei Königsberg, steht die sogenannte Vierbrüdersäule. Sie ist von Holz, vierundzwanzig Fuß hoch und zeigt oben vier behelmte Männerköpfe und vier hervorragende Arme. Sie war schon öfters verfallen, wurde dann aber vom Amt zu Kaporn wieder hergestellt, bei welcher Gelegenheit der Zimmermann sich aber zuerst vor ihr verbeugen und den Wunsch aussprechen mußte, daß sie recht lang stehen bleiben möge. Die Sagen über diese Vierbrüdersäule sind mannigfach. So heißt es, hier sei einst eine uralte, den Göttern geweihte Eiche mit vier großen Ästen gestanden, aus denen man die vier Häupter und Arme schnitzte, nach einer anderen Uberlieferung wurden an dieser Stelle vier Brüder wegen ihrer Mordthaten geviertheilt, eine dritte Kunde sagt, daß hier vier Brüder Abschied nahmen, als sie sich auf eine Reise um die Welt begaben; eine vierte erzählt naiv, daß dort die Könige von Dänemark, Polen und Böhmen und Albrecht von Brandenburg, auf einer Jagd zusammenkamen und mit einander Bruderschaft tranken, und eine fünfte spricht von vier Rittern des deutschen Ordens: Martin Golin, Jakob Stobemel,

---

[1] Müllenhoff, Schlesw. Sag. Nr. 449. 451.

Konrad Eutkin und Malachias Koblenz, welche sich — als ihre Ordensgenossen von den Sudauern geschlagen waren, vorgenommen hatten, diese Niederlage zu rächen, und ihres Siegs zu Ehren soll man diese vier Bildnisse geschnitzt haben.[1] Wie dürre Bäume, so trieben auch Pfähle grüne Reiser aus, um die Unschuld eines Angeklagten zu beweisen, leider aber oft erst dann, wenn dieser schon hingerichtet war.[2]

Der erwähnte Juelblock ist ebenfalls noch nicht ganz verschwunden, denn in St. Gallen und Appenzell laden die jungen Leute am Montag nach dem „Funkensonntag" einen Block auf Schlitten und ziehen ihn unter Jauchzen und Schellengeläute zum nächsten Wirth, wo sie einen Trunk bekommen.[3] In Oberbaiern ziehen sich die Leute mancher Dörfer am St. Leonardstag gegenseitig große Blöcke an Stricken zu, und in Tirol und Krain schleppen die Bursche alten Jungfern in der Fastnacht einen Block vor das Haus. In der Schweiz legte man aber jenen, die verbannt wurden, einen knorrigen Wurzelblock, die sogenannte Matze, vor die Thüre.[4]

Wer in der Christmette auf einem Schemel von neunerlei Holz sitzt, erkennt alle Hexen. Mit einem Holzsplitter aus einem vom Blitz getroffenen Baum stillt man Zahnschmerz. Wenn sich am Stubenboden Holzsplitter ablösen, bedeutet es fremde Gäste; ein Stück Holz aus einem Sarg

---

[1] Tettau Temme, Ostpreuß. Sag. 181. — [2] Z. B. bei Gräße 411. Bechstein, Thüring. Sag. I. 78 u. A. — [3] Tobler, Appenzell. Sprachsch. 59. a. — [4] Münster, Kosmogr. S. 475.

in ein Krautbeet gesteckt, vertreibt Raupen und Hasen. Im bairischen Hochland legt man die Gestorbenen sogleich auf ein Bret (das Rehbret, von reh=starr, todt), welches nach dem Begräbniß blau angestrichen und an einen Baum oder an ein Feldkreuz genagelt wird, wo es bleibt, bis es verwittert. Am Charsamstag wird vor jeder katholischen Kirche der „Judas" verbrannt, das Feuer dazu muß frisch mit Stahl und Stein geschlagen werden, und die Leute zünden Stücke Holz daran an, und nehmen diese Brände als Schutz gegen Gewitter in ihre Häuser. In manchen Schwänken wird auch hölzerner Leute gedacht:

„Ein eichin pfaffe, daz ist war,
ein buechin messe singet," u. s. w.

In der Schweiz gibt es Geschichten vom „buchsbaumige Pfaffen" und von seinem hagebuchige Sigrist", vom „hölzige Pfarrer und sin Chuster", der Misnare dichtet von einem „hölzernen Bischof" und im Reinecke Fuchs erscheint sogar ein „Papa salignus".

Selbst die Astlöcher entgingen dem Aberglauben nicht, man glaubte, daß sie von den Elfen herrühren, die in den Bäumen wohnen, und durfte durch kein solches Loch nach ihnen sehen, denn sie streuten dem Neugierigen bösen Staub in die Augen oder rissen sie ihm gar aus. — An schönen Herbsttagen rennen die Kühe auf der Waide oft wie toll herum und brüllen, obgleich man keine Ursache dieser Aufregung bemerkt. Sieht man durch ein Astloch, so gewahrt man aber den Elfenstier, der mit dem Stier der Heerde kämpft und diese Bestürzung veranlaßt.

Die Zweige eines Baumes galten als das Zeichen

eines freundlichen Grußes und festlichen Empfanges; sie dienten bei der Übergabe von Grundstücken als Bestättigung, und wenn man mit einem knospenden Zweig dreimal um den Baum geht, von dem er stammt, so erscheint die künftige Ehehälfte und bietet stumm die Hand. [1]

Von der Ruthe heißt es im Hrafnagalder Odins (22):

„Da hebt sich von Osten
aus dem Eliwagar, (der Urfluth)
des reiffkalten Riesen
dornige Ruthe,
mit der er in Schlaf
die Völker schlägt,
die Midgard bewohnen."

Von ergrünenden Stäben gibt es eine Unzahl von Sagen. Aarons grünender Stab ist allbekannt, so wie Raphaels Bild, welches die Vermählung der h. Maria vorstellt, auf welchem die Jünglinge ihre Stäbe zerbrechen, weil nur jener des h. Joseph über Nacht erblühte, wodurch er als Gemahl der h. Jungfrau bezeichnet wurde. Die Stäbe des h. Tresan, des h. Melorus, des h. Fingal und St. Johanns von Tongern ergrünten gleichfalls. Als Roland gefallen und sein Tod durch Karl den Großen gerächt war, steckten die fränkischen Jungfrauen, welche den Kaiser in den Kampf begleitet hatten, ihre Lanzen in den Boden, und diese begannen zu grünen und zu blühen. Als Tannhäuser nach Rom ging, um seinen Lebenswandel mit Frau Venus zu büßen, zeigte ihm der erzürnte Pabst Urban

---

[1] Grimm, Myth. 51. Zeitschr. f. d. Myth. III. 335.

einen dürren Stab und sagte, daß er ihm so wenig verzeihen würde, als dieser Stab je wieder ergrüne. Tannhäuser kehrt traurig zurück. Aber der Stab ergrünt wirklich, der Pabst ist erschüttert, sendet Boten in alle Welt, allein Tannhäuser war schon wieder im Venusberg und wurde nicht wieder gesehen.[1] Wo solche Stäbe ergrünten, baute man Kapellen. Will man den Nebel vertreiben, so reibt man zwei Stäbe so lang an einer Scheuer, bis sie zu rauchen beginnen. Mit einem geschälten Stab soll man jedoch weder Menschen noch Vieh schlagen, denn der damit Geschlagene verdorrt nach und nach.[2]

Das Laub am Sonntag zu sammeln ist verboten, wer es dennoch thut, wird durch ein Riesenfeuer vertrieben, oder von einer gewaltigen Stimme zu Tod erschreckt.

Beim Lösen des Bastes spricht man Reime und Zauberlieder, damit er sich leichter von der Rinde trenne.

Die Wurzel eines Baumes, die von Mäusen benagt wird, gilt als das Wahrzeichen von Lübeck.

A. Laubbäume.

So wie der Eichbaum den Charakter des Männlichen am meisten ausspricht, so kennzeichnet sich die Linde durch ihr mildes, weiches Wesen. Der Eichbaum liebt die Zurückgezogenheit und will nur unter seinesgleichen leben. Die Linde hingegen ist der Baum der Wohnlichkeit. Es gibt

---

[1] Vgl. Menzel, Symb. II. 406. Steub. 90, u. A. — [2] Rockenphilos. 958.

keine Lindenwälder, aber da, wo sich Menschen ansiedelten, findet sich die Linde, sie steht mitten im Dorf, bezeichnet den Ort, wo man sich Abends trifft, und wo man die Angelegenheiten der Gemeinde bespricht. Daher findet man auch so viele Ortsnamen, die den Linden ihre Entstehung verdanken, z. B. Lindenburg, Lindeck, Lindau, Hohenlinden u. s. f., auch Leipzig, heißt eigentlich die Lindenstadt, denn sie entstand dort, wo die Pleisse und Parthe zusammenfließen, unter Linden, die im Slavischen Lipa heißen. Auch viele Familien entlehnten ihre Namen von den Linden, so in Schweden die Lindegreen, in Dortmund die Lindenhorst, in Brabant die Lijenden, in Steiermark die Lindner u. s. w.

In den heiligen Hainen waren die Wallfahrtsgänge mit Linden bepflanzt, welche Laubdächer über die dort aufgestellten Zeichen der Götter bildeten. Schon vor Karl dem Großen stand in jedem Dorf eine Linde, unter welcher die Bewohner zu Festen und Berathungen zusammenkamen. Zu Ingelheim stand eine Linde, unter welcher das Centgericht gehalten wurde, zu Dortmund stand die Vehmlinde, und zu Nortorf, in Schleswig-Holstein, befand sich eine alte, dreiästige Linde, unter welcher man Trauungen und Verträge schloß, die man durch das Aufdrücken des Daumens (doppen, tupfen) auf den Baumstamm bestätigte. Zu Altdorf und Stans wurden unter der Linde Volksgerichte gehalten, und in jedem Dorf am Niederrhein tanzte man den Kirmeßreigen unter der Linde. Die Linde soll auch vor dem Einschlagen des Blitzes schützen, und weil sie so beliebt ist, findet man zahlreiche Sagen und fast überall Linden von hohem Alter.

Unter der Linde zu Münchweiler, bei Murten, hielten die Schweizer Kriegsrath, als sie im Jahr 1476 gegen Karl den Kühnen zu Felde zogen, und nach ihrem Sieg pflanzten sie einen Zweig derselben auf den Marktplatz von Freiburg [1]. Als im Jahr 1534 Herzog Ulrich Tübingen eroberte, warf er das Lindenreis, welches er an der Mütze trug, mitten auf den Schloßplatz, wo es sogleich angepflanzt wurde, aus demselben wuchs die hohe Tübingerlinde empor. Bei Süderheistede stand eine Linde, welche von den Ditmarschen der Wunderbaum genannt wurde, weil ihre Äste Kreuze bildeten, als jene aber ihre Freiheit verloren, verwelkte diese Kreuzlinde, und wird nur dann wieder ergrünen, und die Ditmarschen werden nur dann wieder frei werden, wenn eine Älster auf ihr nistet, welche fünf weiße Jungen ausbrütet [2]. Zu Mölln wird das Grab Till Eulenspiegels von einer großen Linde beschattet. Wenn einst der Schatten der Linde von Linn, im Aargau, bis auf die Habsburg reicht, so soll die Welt untergehen. Unter dieser Linde soll schon der hl. Gallus gepredigt haben. Sie entstand bei einer großen Pest, welche alle Leute bis auf einen einzigen Mann wegraffte, der die Todten begrub und in die Leichengrube einen Lindenzweig pflanzte. An der Rohrerbrücke bei Aarau stand die Fährenlinde, die einst Gerichts- und Mahlbaum war. Im Jahr 1599 wurde mitten in Aarau eine Linde gepflanzt, die aber im Jahr 1710 wieder umgehauen wurde, weil sie der Geistlichkeit, die dort wohnte, zu viel Licht nahm [3]. Der Graf Adam von Her-

[1] Rochh. Aarg. Sag. 65. — [2] Müllenhoff. 380. — [3] Rochh. 62. 83.

bersdorf lud am 15. Mai 1625 die Bewohner Oberöster-reichs wegen Beendigung des Bauernkrieges zur großen Linde auf dem Haushammerfeld, und begann dann das so-genannte Frankenberger Würfelspiel, bei welchem stets zwei Bauern auf dem Mantel des Scharfrichters würfeln mußten, welcher von ihnen Beiden gehängt werden sollte [1]. Die älteste und größte Linde ist wohl jene zu Neustadt am Kocher, sie war schon im Jahr 1229 ein stattlicher Baum und im Jahr 1408 hieß es von ihr:

„Vor dem Thor eine Linde staht,
die sieben und sechzig Säulen hat."

Im Jahr 1558 ließ Herzog Christoph einen vierfachen Gang von hundert und fünfzehn Steinsäulen erbauen, welche ihre Äste trugen. Jetzt hat der Stamm einen Umfang von zwei und dreißig und einen Astraum von vierhundert Fuß [2].

Die Sachsenchronik erzählt vom Jahr 1473, daß Karl von Burgund in Geldern, Zütphen und Nymwegen großes Blutvergießen veranstaltete und daß so früh Sommer wurde, daß am Frauentag in der Fasten (25. März) die Bäume und Sträucher blühten, und zu Ostern auf der Linde zu Brunswyck ungewöhnlich große Blätter wuchsen [3]. Sie maßen fünf und einen halben Zoll Länge und an sechs Zoll Breite.

Am Starsberg, im Unterharz, stand eine hohle Linde,

---

[1] Fredler, Markt Frankenberg. S. 99. Die Linde ist S. 98 abgebildet. — [2] Masius, Naturstudien. I. 138. — [3] Mainzer Ausgabe von 1429. fol. L. 4. Die Lindenblätter sind dort abgebildet.

bei welcher eine Gestalt erschien, welche die Leute glauben machte, daß dort ein Schatz zu heben wäre. Man fand wirklich einen Hort, da er jedoch sichtbar wurde, erschienen eine Menge Geister und wollten die Schatzgräber als Opfer haben, so daß sich diese entsetzten und einer vor Angst ausrief: „Ich will nicht!“ worauf Schatz und Gespenster verschwanden, denn beim Schatzgraben darf man nicht sprechen. Auf dem Stuckenbergsanger, im Unterharz, kämpften einst zwei Heere ohne Entscheidung. Da stieß der Feldherr der westlich stehenden Krieger sein Schwert in den Boden und rief: Wenn bis morgen früh das Schwert zu einem Baum wird, ist der Sieg unser! — Am Morgen sah man anstatt der Waffe eine Linde, und die Krieger wurden dadurch so begeistert, daß sie das östliche Heer vollkommen in die Flucht schlugen. Im Bodekessel, auf dem Unterharz, stand eine Linde, in welcher ein freundlicher Zwerg wohnte, der, wenn er gebeten wurde, in der Nacht heilende Kräuter vor die Thüren der Kranken legte [1]. Zu Wessalaere, bei Neveln, steht ein tausendjähriger Lindenbaum, aus dessen Strunk eine junge Linde aufschoß, bei der Nachts eine alte Frau spann, die von Thieren aller Art umgeben war [2]. Zwischen Auweghen und Huysse entschlief ein Bauer unter einer Linde und wurde in der Nacht durch angenehme Laute geweckt. Als er erwachte, war er nicht wenig erstaunt, den ganzen Baum voll Katzen zu sehen, welche diese liebliche Musik anstimmten. Auch der Boden

---

[1] Pröhle, Sagen vom Unterharz. 6. 22. 172. — [2] Wolff, Deutsche Mährchen Nr. 61.

war mit Katzen bedeckt, welche Kuchen bucken und sich unterhielten. Die Thiere waren Elben, die sich ihm in Gestalt von Katzen zeigten, und der Baum hieß fortan die Katzenlinde [1].

Unrecht Thun kann die Linde nicht vertragen. Als im Jahr 1464 Herzog Otto von Pommern gestorben war, versammelte Albrecht Glinden, Bürgermeister zu Stettin, seine Vertrauten unter der Linde zu Schildersdorf, um das Land durch Verrath an den Markgrafen von Brandenburg zu bringen und obwohl der Anschlag mißlang, grünte die Linde doch nicht weiter fort [2].

Hans von Windeck ritt nach Ottersweyer und hörte einen wundervollen Klang aus einer Linde, da dachte er sich, daß ihm die hl. Maria einen Wink geben würde, hier eine Kapelle zu bauen, und kaum hatte er das gedacht, als der Baum zu rauschen begann, weßhalb er das Kirchlein der hl. Maria zu den sieben Linden errichten ließ [3]. Einem armen Mann zu Haindorf, in Schlesien, erschien die hl. Maria im Traum und befahl ihm, ihr Bild auf einer großen Linde aufzustellen. Bei dem Bad Hub stand eine Linde mit einem Marienbild, welches so heilig war, daß als die Bilderstürmer kamen, die Rinde über dasselbe wuchs, um es zu verbergen. Als wieder Frieden war, hörte eine Hirtin den Baum tönen, ihr Vater glaubte, daß das Hexerei wäre und wollte den Baum fällen, wie er ihn aber

---

[1] Konst en letterbode. 1843. S. 23. — [2] Temme. Pomm. Sag. 70. — [3] Mone. Anz. III. 149.

mit der Axt berührte, fiel die Rinde herab und das Bild wurde wieder sichtbar.[1]

Bei Rastenberg, in Ostpreußen, stand eine Linde, bei welcher die Götter verehrt wurden. Unter ihr wohnten Erdmännlein (Barstukken), welche im Mondschein die Kranken pflegten und den Armen Brod brachten. Als das Christenthum eingeführt war, widmete man diese Linde der hl. Maria und zwar nach folgendem Vorfall. Einem unschuldig zum Tod Verurtheilten erschien in der Nacht die hl. Maria, gab ihm ein Stück Holz und befahl ihm, etwas daraus zu schnitzen. Als er am Morgen seine Schnitzelei dem Gericht wies, war sie in ein schönes Marienbild verwandelt. Das Gericht erkannte dieß als ein Wunder und gab den Gefangenen frei, dem nun die hl. Maria den Auftrag ertheilte, das Bild auf die erste Linde zu setzen, die er am Wege fände. Erst nach mehreren Tagen gelangte er zur Rastenberger Linde, welche, als er das Bild darauf gesetzt hatte, im Sommer und Winter grünte. Das Bild wirkte aber so viele Wunder, daß selbst die Thiere vor ihm die Kniee beugten.[2]

Nicht nur die Blüthe der Linde hat heilende Kräfte. Rührt man Lindensprossen zu dem ersten Brei, den ein Kind ißt, so bekommt es nie Zahnschmerz. Lindenblätter um den Kopf gebunden, vertreiben Hauptweh. Bindet man sich Lindenbast um die Brust, so ist man vor Zauberei geschützt. Schlägt man behextes Vieh mit Lindenruthen, so trifft man auch zugleich die Hexe. Mit Lindenholz werden die Kräuter

---

[1] Schreiber, Rheinsagen. 172. — [2] Tettau-Temme. 119.

ausgegraben, welche gegen angezauberte Krankheiten helfen sollen. Streut man Lindenasche auf die Äcker, so verschwindet das Ungeziefer, welches auf zauberische Weise entstand.

Die Eiche galt stets als das Sinnbild des Mächtigen, daher legte man noch lang nach der Einführung des Christenthums Gelübde unter den Eichen ab. Die Obotriten pflegten im achten und neunten Jahrhundert an die Ostseite ihrer Grabhügel eine Eiche zu setzen, und es war eine altgermanische Sitte, am Feuerherd einen großen Eichenblock einzumauern, der, so oft Feuer gemacht wurde, mitglomm, aber so geschickt angebracht war, daß es das ganze Jahr dauerte, bis er verkohlte. Zu Weihnachten wurde er sorgfältig herausgenommen, zu Staub zerstoßen und dieser in den zwölf Nächten auf die Felder gestreut, um die Fruchtbarkeit derselben zu erhöhen.[1] Die Preußen erhielten zu Ehren ihres Gottes Perkunos fortdauernd ein Feuer von Eichenholz, und die Flamme, an welcher das Johannisfeuer entzündet wurde, mußte durch das Reiben eines Stückes Eichenholz an einem Tannenholz erzeugt werden. Die Kohlen dieses „Nodfyr's" wurden, wenn eine Viehseuche eintrat, den Kühen eingegeben.

Die Kerben der Eichblätter stammen vom Teufel. Er hatte mit einem Bauer einen Pact gemacht, nach welchem er dessen Seele holen durfte, sobald die Eiche (deren Blätter damals noch glattrandig waren) kein Laub mehr trüge. Er freute sich schon auf den October. Allein es kam der November, der December und alle Bäume standen nackt, nur

---

[1] Montan. Volksfeste. I. 12.

die Eiche nicht; denn ihre Blätter saßen, wenn auch braun und dürr, noch fest auf ihren Stielen. Endlich kam der Frühling und einzelne Eichenblätter flatterten zu Boden. Da frohlockte der Teufel, allein der Bauer führte ihn dicht zur Eiche und zeigte ihm, daß zwischen den alten Blättern schon die neuen herausgekommen waren. Der Böse wurde nun furchtbar böse über den Betrug, den ihm der Bauer gespielt hatte, und fuhr mit seinen Krallen wüthend in die Blätter, die von da an gekerbt blieben.

Eine andere Sage erzählt, daß sich der Teufel vom „Herrn" die Macht über den Wald ausbitten wollte, worauf der Herr sagte, daß er sie haben solle, sobald alle Bäume ohne Laub stünden. Da nun die Eiche nie ganz ohne Blätter dasteht, konnte der Teufel nie Meister des Waldes werden. Nach einer andern Lesart kam der Teufel zum Herrn und sagte, er hätte eine Bitte, die ihm dieser durchaus nicht abschlagen dürfe, worauf Gott antwortete, er würde ihm Bescheid geben, wenn die Eiche kein Laub trüge.

Wenn Unthaten in einem Eichwald geschehen, verlieren die Eichen ihren hohen Wuchs oder hören auf, Früchte zu tragen. Bei Kreuzburg, in Ostpreußen, war ein Eichwald, der nie Eicheln trug, weil im Jahr 1294 dort ein Verrath an den deutschen Ordensrittern stattfand. Ihre Mannen mußten vor den Preußen in das Dorf Pokarnonis flüchten, wo ihnen jene freien Abzug boten, wenn sie den Marschall Heinrich Bozel und einige andere als Geiseln zurückließen. Allein die Preußen hielten nicht Wort, sie überfielen die Abziehenden, hieben vierundfünfzig Ritter mit ihrem Gefolge nieder, und nagelten sogar einen frommen Bruder an einen Eich-

baum. Von da an trug der Wald keine Eicheln mehr.[1] Auch bei Hanau steht ein Eichwald, der keine Früchte mehr trägt, weil dort die Leute beim Eichelnsammeln einander aus Neid gegenseitig verwünschten. Im Stolzenberger Forst, bei Stettin, standen unter den übrigen Eichen vier ganz kleine und verkrüppelte, denn dort schoßen einst ein Jäger und ein Wilddieb auf einander und erkannten sich erst im Sterben als Brüder. Bei dem Dorf Reichenbach, in Thüringen, fand man einen gestohlenen Kelch bei einem schlafenden Soldaten, und hing diesen auf, der zur Betheuerung seiner Unschuld ausrief, daß in dem dortigen Wald nie mehr Eichen wachsen würden. Nach seinem Tod fand sich's, daß ihm der eigentliche Dieb den Kelch in den Sack gesteckt hatte, und die Eichen begannen völlig aus dem Wald zu verschwinden.

Im Jahr 1652 wuchsen zu Jena und Halle seltsam gestaltete Eicheln, an denen man Angesichter von Türken und Drachen wahrnahm.[2] Als Mainz einst großen Kriegsschaden litt, wuchs auf einem Stein eine fußhohe Eichel, die den Frieden verkündigte, und bei einer andern Belagerung dieser Stadt sagte der Feldherr stolz, er werde sie so wenig übergeben, als auf einem Stein eine goldene Eichel wachse. Allein es wuchs wirklich eine solche, und Mainz mußte übergeben werden.[3]

Seit die alten Götter aus den Eichen vertrieben wurden, machte sie der Aberglaube zum Sitz des Bösen und der Hexen. Auf der Eiche zu Buckenhafen (Oberfranken)

---

[1] Tettau-Temme. 191. — [2] Praetor. Anthrop. II. 232. — [3] Anz. f. K. d. V. 1838. 368.

schaukelten sich am Walpurgistage die Hexen. Der Richter von Fransingen im Frickthal, sah in einer Nacht die Hexeneiche auf der Sinzenmatt erleuchtet, wie ein festliches Schloß und hörte herrliche Musik. Im Jahr 1744 schoß ein muthiger Feldscheer der Panduren nach der erleuchteten Eiche, worauf die Erscheinung sogleich verlosch. Am anderen Morgen fand man Blutspuren und weibliche Kleidungsstücke unter der Eiche, und ein Weib im Dorf hatte einen Streifschuß erhalten, wodurch sie als Hexe erkannt ward. Diese Hexeneiche sollte verkauft werden, und da sich lange niemand meldete, bot endlich der Tonis-Bub hundert Gulden. Als er sie jedoch umhauen wollte, wurden alle Werkzeuge stumpf, bis ihm endlich ein kunstreicher Schmied eine Art fertigte, die das Holz angriff. Indessen schien die Eiche immer auf jene Seite fallen zu wollen, auf welcher Toni so eben stand. Beim Abendläuten entstand ein furchtbares unterirdisches Getöse, Toni lief vor Schrecken davon und wurde schwer krank. Die Eiche fiel jedoch erst nach sieben Tagen bei einem heftigen Sturm. Die Sinzenmatt ist überhaupt reich an Gespenstern, denn alle Vierteljahre kommen mehr als dreißig Fraufastenweiber unter eine Eiche und schlagen dort ihre Hütte auf.[1] Auch die wandernde Barakenfrau bei Frick wohnt unter einer Eiche. In die Eichen des Toferenwalds, im Kanton Bern, sind Hexen gebannt, und auch die Herodias muß bis zum ersten Hahnenschrei auf einer Eiche sitzen.[2] Dort wo die Aar in den Rhein fließt, steht die Bückli-Eiche, bei welcher eine weiße Jungfrau

---

[1] Birrcher. S. 54 u. 68. — [2] Wolf, Beitr. I. 198.

spuckt, die einen weißen Kranz auf dem Haupt und einen Schlüssel in der Hand trägt, und in der Nähe von Hildburghausen erscheint Nachts an der großen Mehl-Eiche eine todtbleiche Frau mit einem schweren Mehlsack. Sie war eine Müllerin, welche die Leute unbarmherzig betrog, und daher so lange wandern muß, bis ihr jemand den schweren Sack abnimmt.[1]

Wenn man einen starken Lärm in den Eichen hört, so rumort der Teufel zum Andenken an den ehmaligen Heidendienst darin. In dem Wald Udensthal (Odinsthal?) stand noch im Jahr 1640 eine ehmals heilige Eiche, welche man für die Lustlaube des Teufels hielt. An einer Eiche bei Eisingen, im Badischen, geht sogar am hellen Mittag ein riesiger schwarzer Mann auf und ab, der mit einem Feuerzeug Funken schlägt, die so groß wie Sterne sind. Auch einen schwarzen Ziegenbock gewahrt man Nachts unter alten Eichen. Ubrigens kann der Teufel, so wie das Unglück, am leichtesten in Eichbäume verschlossen werden. Ein Ritter, der sein Mittagsbrod im Wald verzehrte, sah auf der Eiche, unter welcher er saß, ein ungeheures Wesen, das ihm zurief: „Ich bin dîn Ungelücke!“ Der Ritter blieb jedoch kaltblütig und lud es zu seiner Tafel ein. Kaum war es aber vom Baum herab gestiegen, als er es festpackte und in die Eiche verschloß. Nun hatte er Glück in allen Dingen und erzählte ganz offen, wie er dazu gelangte. Einer seiner Neider wollte ihn wieder ins Elend bringen, er ging deßhalb zur Eiche und machte das Unglück frei, allein dieses hing

---

[1] Rochh. Aarg. 262. Bechstein, Thüring. Sag. I. 33.

sich nun an ihn selbst, und dem Ritter ging es so wohl wie früher.[1]

Wie alte, schöne Linden, so wurden späterhin auch stattliche Eichen der h. Maria gewidmet, und in katholischen Ländern gibt es kaum mehr eine einzeln stehende große Eiche, an der sich nicht irgend ein Marienbild befände. Manche dieser Mariencichen gelangten zu großer Berühmtheit und riefen Wallfahrtsörter hervor. Bei Horn, in Unterösterreich, steht die „Marienkirche zu den drei Eichen", bei Görsdorf, am Oberrhein, findet man „Unsere liebe Frau zur Eiche", bei Rousse, wo man an einem Eichenzweig, der schneeweiße Blätter trug, ein Marienbild fand, steht die Kapelle „Unsrer lieben Frau zum weißen Zweig". In Oberösterreich steht bei Auroldsmünster die Kirche „Maria-Eich" u. s. f.

In manchen Gegenden Niedersachsens und Westphalens erhielt sich die Verehrung heiliger Eichen bis in die neueste Zeit. Im Paderbornischen befindet sich eine solche, zu welcher die Bewohner von Kalenberg und Wormeln noch jetzt in feierlichem Zuge gehen. Bei Goßmar steht die Eiche des h. Winfrid. Bei Labiau (Ostpreußen) stand am Wasser die Eiche des h. Jodocus, in deren hohlen Stamm jeder vorüberfahrende Schiffer einen Pfennig warf, damit er kein Unglück auf dem Wasser habe. Eine Eiche öffnete und schloß sich freiwillig, um den Leichnam der h. Christina aufzunehmen. Der h. Bernhard nannte sich einen Schüler der Eichen, weil er in seiner Jugend in einem Eichwald lebte. Manche Eichen werden auch Herrgottseichen genannt, weil sie Christum geweiht sind.

---

[1] Grimm, Myth. 832.

Es gibt auch Dichtereichen. Im Dorf Harvstehude, bei Hamburg, steht die Eiche Hagedorns und bei Wöbbelin (Mecklenburg-Schwerin) die Eiche, unter welcher Körner begraben liegt. Vor Stralsund steht eine „Wallenstein-Eiche". Dieser Feldherr saß bei der Belagerung dieser Stadt unter jener Eiche, mit einem Glas Wein in der Hand, als eine Paßkugel kam und ihm das Glas vor dem Mund in tausend Stücke zerschlug, was als ein Zeichen galt, daß er der Stadt nichts anhaben könne. Er hob auch, nachdem er zwölftausend Mann verloren hatte, die Belagerung auf, und die Stralsunder feiern noch heute das Wallensteinfest.[1]

Die Preußen verehrten drei ihrer Götter (Potrimpos, Pikollos und Perkunos) unter der großen Eiche von Romove, die immer grün blieb und deren Stamm sechs Ellen dick war. Man hatte sie mit seidenen Vorhängen von acht Ellen Höhe umgeben, die von den Waidelotten (Priestern) nur an den größten Festtagen, oder wenn ein Vornehmer mit bedeutenden Geschenken kam, empor gezogen wurden. Dieser Baum war so heilig, daß ein Blatt von ihm, an einem Band um den Hals getragen, vor allem Unglück beschützte. Die Anwohner ehrten ihn noch lang nach der Einführung des Christenthums, bis ihn der Bischof von Ermeland umhauen ließ. Auch bei Heiligenbeil stand eine immergrüne Eiche, welche Waidewutt, der erste König der Preußen, gepflanzt hatte, und unter welcher Gorcho, der Gott des Essens und Trinkens, verehrt wurde. Bischof Anselm predigte hier und gebot den Heiden, die Eiche umzuhauen,

---

[1] Temme, Pomm. Sag. 146.

wozu sie sich aber nicht herbei ließen. Das nächstemal brachte er einen Christen mit, der ein Beil trug. Als dieser jedoch die Axt in den Baum schlug, kehrte sie sich um und verletzte ihn so arg, daß er sogleich starb. Die Preußen frohlockten. Allein nun hieb Anselm selbst in den Baum, ohne daß ihm etwas widerfuhr. Er ließ sodann Feuer herbei schaffen und verbrannte den Baum sammt dem Götzenbild des Gorcho. Bei Wehlau verehrten die Preußen eine Eiche, die an der Erde siebenundzwanzig Ellen dick war und eine so große Höhlung besaß, daß ein Reiter sein Pferd darin tummeln konnte. Man betete dort mehrere Gottheiten an, hielt Schlangen für sie, und setzte diesen Milch vor. Sie soll noch vor hundert Jahren gestanden haben, dann aber in einer einzigen Nacht verdorrt sein. Eine ebenfalls gigantische Göttereiche stand an der Stelle der heutigen Stadt Thorn. Sie wurde von Hermann von Balke, dem ersten Landmeister der Preußen, nach einem heftigen Kampf erobert und dann, nach damaliger Kriegsweise, so befestigt, daß er sie seinen Thurm (Thorn) nannte. [1]

Am Hartberg, bei Geismar, stand eine Donner-Eiche (Eiche des Donar), welche der h. Bonifacius umhauen ließ. Man verwendete das Holz derselben zum Bau der Kirche von Lüberg. Bei Buckenhofen (Oberfranken) wurde im Jahr 1804 die Hexeneiche umgehauen, welche so groß war, daß sie volle sechszig Klafter Holz gab. In ihrer Höhlung konnte der Förster sammt seinem Pferd stehen. Bei Hartenstein (Sachsen) stand eine Eiche, welche mit den Schicksalen

---

[1] Tettau-Temme. 19—35.

des Hauses Schönburg verknüpft war. Im Jahr 1840 stürzte der Baum, und bald darauf starben zwei der Schönburger. Bei Callenberg stehen zwei Eichen, welche zum Andenken an Kunz von Kauffungens Prinzenraub gepflanzt worden sein sollen,[1] und bei Lindenberg, am Unterharz, befindet sich die Mal-Eiche, welche auf dem Grab eines Ritters steht, der, nachdem er seine Geliebte entführte, verfolgt und erschlagen wurde. Zwischen Rudolstadt und Saalfeld fand man an einer Eiche eine starke Kette befestigt, an welche die Verurtheilten gehängt wurden. An einer Eiche im Kienhard (Mittelfranken) hing eine Keule von solcher Größe, daß sie ein Einzelner kaum tragen konnte. Wenn nun ein Mann von seinem Weib geschlagen wurde, so eilte Jung und Alt hinaus, um diesen „Schlägel" zu holen und ihn an die Hausthüre des Gedemüthigten zu lehnen, der sich mit seiner Gattin versöhnen und einige Maaß Wein spenden mußte, damit die Keule wieder an ihren alten Ort getragen wurde.[2] Die Weiber von Weilheim, bei Tübingen, hatten das Recht, jeden Frühling eine Eiche zu fällen, zu verkaufen und das Geld zu vertrinken. Dieses Recht, welches ihnen wahrscheinlich von den Geistlichen eingeräumt wurde, auf daß sie gegen den heidnischen Baumkultus mitwirkten, wurde vor beiläufig fünfzig Jahren abgeschafft. Im Dorf Questenberg, am Harz, tragen am dritten Pfingsttag die Bursche einen jungen Eichbaum auf den Buchberg, hängen einen Radkranz (Sonnenrad) auf denselben und tanzen um diese „Queste". Zu Minden hielten die jungen

---

[1] Gräffe, Sächs. Sag 315. 379. — [2] Panzer. I. 253.

Leute am ersten Ostertag einen Reigen um eine alte Eiche.

Die „Bedeutung der Blumen" sagt (Nr. 1): „Wer Eichenblätter trägt, zeigt dadurch seine Festigkeit an und daß Niemand seinen Willen brechen könne. Wem aber von seiner Liebsten befohlen wird, Eichenlaub zu tragen, vor dem mag man sich hüten, d. i. mit diesem darf man sich keinen Scherz erlauben."

Eichenlaub hilft gegen Verhärtungen, und gepulverte Eichenblätter ziehen die Wunden zusammen. Auch kann man Krankheiten, besonders Brüche, in Eichen verspünden, wobei man mit einem Sargnagel den leidenden Theil des Kranken berührt, diesen baarfuß vor den Eichstamm stellt und, bei einem gewissen Spruch, den Nagel dicht über dem Kopf des zu Heilenden in den Baum schlägt. In alten, moderigen Eichen findet man öfter Spunde, Nägel, Werg, Fetzen u. dgl. Übrigens konnte man Brüche und die Gicht auch dadurch heilen, wenn man durch jene Oeffnung schloff, welche durch zwei mit einander verwachsene Eichenäste gebildet wird. Zu Wittstock, in der Altmark, war ein solches Loch, welches auch von Lahmen, und zwar so häufig benützt wurde, daß man unter dem Baum eine Menge weggeworfener Krücken fand. Da jedoch solche Zweigverwachsungen selten sind, verfielen die Leute auf ein Ersatzmittel, sie spalteten eine junge Eiche, banden die beiden Hälften oben wieder an einander und zogen den Leidenden durch. Vernarbte der Spalt, so heilte auch der Bruch. Panzer hörte einst im bairischen Wald das Geschrei eines Kindes, und als er hinzu eilte, sah er einen Bauern und sein Weib, die ihr Kind, das an einem

Bruch litt, durch eine gespaltene Eiche zogen,[1] und im Frickthal sieht man in den Eichwaldungen eine große Zahl von vernarbten Stämmen, die zu solchen Heilverfahren benützt wurden.

Nach Tharsander kann man um Michaelis an den geöffneten Galläpfeln den Charakter des folgenden Jahres erkennen: findet man eine Spinne darin, so wird es unglücklich; eine Fliege, so wird es mittelmäßig; eine Made, so wird es fruchtbar. Findet man nichts, so deutet es auf ein Sterben. Ist der Gallapfel inwendig feucht, so deutet es auf ein nasses, ist er dürr, so kündet er ein trockenes Jahr, ist er aber dünn, so folgt ein heißer Sommer. Wenn die Eiche sehr viele Eicheln trägt, kommt ein früher Schnee und ein langer Winter.

Die Äsche (goth. asks, althd. ask) wächst, so wie die Linde, nie in großen Beständen, sondern vereinzelt, oder in kleinen Gruppen. Sie ist, wie im Eingang erwähnt, der wichtigste Baum der nordischen Mythe. Die Edda sagt:

„Da fragte Gangleri:
Wo ist der Götter vornehmster und heiligster Aufenthalt?
Har antwortete:
Das ist bei der Äsche Yggdrasil, da sollen die Götter täglich Gericht halten.“ [2]

Diese Äsche wird in der Völuspa der allnährende Weltbaum (vidh aldrnàra) genannt, ihn begießen die Nornen und holen das Wasser dazu aus Urds Brunnen. Ihr Wipfel heißt der „Stille-Spendende“ (Laerad). Die Ziege

---

[1] Panzer. II. 201. — [2] Edda-Lieder, übers. von Simrok. 251.

Heidrun und der Hirsch Eikthymir weiden an ihren Zweigen, und die vier Hirsche: Dain, Dumejir, Dwalin und Duruthror nagen an ihren Knospen. Auf ihr wohnt der vielwissende Adler der zwischen seinen Augen den Habicht Wedrfölnir trägt, und das Eichhorn Ratatwiskr (Zweigbohrer) hüpft auf den Ästen. Immer träufelt bienennährender Honig von den Blättern:

„Den hohen Baum netzt
weisser Nebel,
davon kommt der Thau,
der in die Thäler fällt.
Immergrün steht er
über Urda's Brunnen."

Allein die Wurzel dieses Baums der Welt und des Lebens wird von der Schlange Nidhöggr benagt, die an dem Brunnen Hvergelmir liegt. Eine der Seiten des Baumes beginnt — die Vergänglichkeit andeutend — zu faulen, und nach dem Weltbrand bleibt nichts von ihm übrig als ein Klotz. [1]

Odin erzählt in „Hawamal" (139), daß er zu Tod verwundet auf der Äsche Yggdrasil hing:

„Ich weiss dass ich hing
Am windigen Baum
neun lange Nächte,
vom Speer verwundet,
dem Odin geweiht,
mir selber ich selbst."

---

[1] Grimm, Myth. 756. Simrock, Myth. 38 ff. u. A.

Und in Odins Hrafnagaldr heißt es:

„Im Thale weilt
die vorwissende Göttin,
herab von Yggdrasils
Äsche gesunken;
Alfengeschlechtern
Idun genannt.
Schwer erträgt sie
diess Niedersinken
unter des Laubbaums
Stamm gelehnt.“

Dieses Niedersinken deutet auf den herbstlichen Fall der Blätter. Die Mythe dieses Baumes blieb aber nicht im Norden allein, denn Cruſius erzählt,[1] daß er zu Lorch einen solchen Weltbaum abgebildet sah, an welchem Jemand hinauf stieg; von dem Baum floß Honig und seine Wurzeln wurden von einer schwarzen und einer weißen Maus benagt. Der Tod ritt auf einem Eichhorn, und selbst ein Drache war zu sehen, durchaus Beigaben, welche auf die Äsche Yggdrasil deuten.

Man unterschied im Norden männliche und weibliche Äschen; die männliche, hieß es, trage kleine Blüthen in Büscheln, die feines Mehl enthalten, und die weiblichen brächten Früchte in Gestalt von Vogelzungen.[2] Jene männliche Äsche ist unsere Fraxinus excelsior *L.*, mit ihren rispigen Blüthen, und das erwähnte Mehl ist ihr Samenstaub, die weibliche Äsche hingegen ist Fraxinus ornus *L.*, die Manna-Äsche, deren Früchte geflügelt sind und die man daher mit Vogelzungen verglich. Sie kommt aber jetzt, wie

---

[1] Schwäb. Chron. T. III. B. 12. S. 337. — [2] Nork. I. 479.

der Wein, nicht mehr im Norden vor, und wächst auch bei uns nur in Krain, Görz und Südtirol. Das angelsächsische Alphabet sagt von der Äsche:

„Äsche ist überhoch
den Menschen werth;
fest im Grund,
hält recht Stand,
wenn gleich sie anfallen
viele Männer.“

Besonders berühmt ist die St. Patricks-Äsche, bei Ballmahon in Ireland, die von jenem Heiligen selbst gepflanzt sein soll, was übrigens in Zweifel zu ziehen sein dürfte, da die Äschen mit achtzig Jahren vollwüchsig sind und höchstens zwei Jahrhunderte überdauern. Bei Genkingen, auf der Alb in Schwaben, steht eine alte, hohle Äsche, deren Höhlung aber Niemand, selbst bei Regen zu betreten wagt, weil ein Gespenst in derselben wohnt. Die Äsche mit niederhängenden Zweigen (Fraxinus pendula) ist ein Baum der Trauer. Ein Bauer in Thüringen wollte die Zinslein (Zwerge), die auf seinem Acker waren, nicht leiden, und drohte ihnen, die Ruthe zu geben. Da wurden sie unwirsch und steckten ihm das Feld voll Ruthen, damit er keinen Mangel daran habe. Der Bauer erhaschte endlich doch eines dieser Männlein und erschlug es. Da wehklagten die Zwerge, sie verließen die Gegend und über Nacht wurden zum Zeichen der Trauer alle Ruthen zu Äschen. — In die Äsche kann, wie in die Eiche, das Unglück gebannt werden, welches oft in der Gestalt einer Maus erscheint, und solche Äschen werden dann „Maus-Äschen“ genannt. Sehr oft findet man der Furcht erwähnt,

welche die Schlangen vor der Asche haben sollen; so wird im Froschmäusler gesagt: [1]

„Ich bin von den Alten gelart,
Der Eschenbaum hab diese Art,
Dass keine Schlang unter ihm bleib,
Der Schatten auch hinweg sie treib,
Ja die Schlang eher ins Feuer hinleufft,
Eh sie durch seinen Schatten schleift.“

Deßhalb ist auch ein Haus, welches im Schatten von Äschen steht, vollkommen vor Schlangen gesichert. Findet man eine Natter, so darf man nur mit einem Äschenstab einen Kreis um sie ziehen und sie wagt sich nicht aus demselben hinaus, berührt man sie aber mit dem Stab, so bleibt sie wie todt liegen. Ein Jäger von Passau tödtete eine große Natter durch einen einzigen schwachen Schlag mit einer Äschenruthe, und das ist nur die Folge von dem, „weil die Äsche unter dem Einfluß der Sonne und des Jupiter steht, die Schlange aber dem Merkur und dem Monde unterworfen ist.“ [2] Dieses ganze Mährlein stammt von Plinius, dem es, wie so vieles andere, im blinden Autoritätenglauben nachgeschrieben wurde. Er setzt (XVI. 24) noch hinzu:

„Aus eigener Beobachtung (?) kann ich versichern, daß eine Schlange, welche man mit einem Kreise von Feuer und Äschenblättern umgibt, eher in das Feuer geht, als zu den Äschenblättern ihre Zuflucht nimmt. Es ist daher eine besonders wohlthätige Einrichtung der Natur, daß die Äsche früher blüht, als die Schlangen hervor kommen, und nicht

---

[1] II. B. 4. Th. K. 4. — [2] Arkanitäten wider Zauberer. 68.

eher ihre Blätter verliert, als bis sich die Schlangen wieder verkrochen haben."

Aschenzweige wurden von den Hexen zum Brauen des Ungewitters benützt. Eine Dirne aus dem Alpachthal in Tirol fand auf ihrem Gang zur Alm ein Äschenreis und hob es zufällig auf. Sie kam zu einer Grube voll Schneewasser, in welchem Froschbrut und Wegnarren (Erdsalamander) schwammen und schlug, um diese Thiere zu schrecken, mit dem Zweig in das Wasser, da erhub sich plötzlich ein Unwetter und es fiel ein furchtbarer Hagel. Das Äschenreis war nämlich den Händen einer Hexe entfallen.[1] Auch gespaltene junge Äschen benützte man zum Durchziehen kranker Kinder. Äschenholz am Johannistag vor Sonnenaufgang geschnitten stillt das Bluten, weil an diesem Tag „die Sonne still steht". Will man einen Verwundeten heilen, so darf man nur die Waffe, mit welcher die Wunde gemacht wurde, durch jenes Stück Holz ziehen. Verbindet man eine weite Wunde mit Äschenbast, so zieht sie sich so eng zusammen, daß man sie nicht zu heften braucht.[2] Äschenholz in der Herzgrube getragen schützt vor Pestilenz; ein Splitter desselben heilt Zahnschmerzen, und wenn es gepulvert ist, heilt es alle offenen Schäden.

Die Birke bedeutet im gothischen Alphabet das B (Berena) und im angelsächsischen Alphabet wird von ihr gesagt:

„Beorc ist früchtelos,
trägt eben wohl
Zweige ohne Samen.
Ist in Ästen schön,

[1] Alpenburg. Alpensag. 46. — [2] Helwig, Zauberarzt. 310.

doch in der Spitze
rauscht sie, lieblich
bewachsen mit Blättern,
von der Luft bewegt."

Daß die Birke zu den „Maien" dient, wurde schon erwähnt. Junge Birken, die in Ruinen wachsen, stehen zuweilen mit der Erlösung eines geistigen Wesens in Verbindung. Ein Mann suchte seine verlaufene Kuh noch um Mitternacht in der Ruine Kötzing (Niederbaiern), da erschien ihm eine weiße Frau und bat ihn, sie zu erlösen; „denn erlöfest du mich nicht," setzte sie hinzu, „so muß ich wandern, bis aus jenem Birkenzweig ein Baum wird, bis aus dem Baum Bretter geschnitten, aus den Brettern eine Wiege gemacht, in der Wiege ein Knabe gewiegt und dieser zwanzig Jahre alt ist." [1]

Zu Dondangen (Kurland) wuchs an der Stelle, wo der Burgherr in einem Zweikampfe fiel, ein Birkenbäumchen, dessen Stamm nie mehr als einen Zoll dick wurde. Der jüngste Besitzer des Schlosses ließ die Wand aushöhlen und fruchtbare Erde herbeischaffen, allein das Bäumlein starb zum Bedauern Aller ab, denn jetzt war die Strafzeit der grünen Jungfrau vorüber, welche zu Dondangen wandelte. [2]

Wenn die Äsche den Schlangen feind ist, so lieben es diese Thiere, wie Olaus Magnus [3] berichtet, unter Birken zu nisten, denn das zarte Laub dieser Bäume läßt überall die Sonne durch, und Schlangen und Nattern lieben die

---

[1] Panzer, Beitr. II. 200. — [2] Zeitschr. f. d. Myth. IV. 55. — [3] XXI. 29.

Wärme. Man spaltete auch junge Birken, um bruchkranke Kinder durchzuziehen, nur mußte man hier als Opfer einen todten Sperling hinzu legen. Birkenlaub hilft gegen die geknüpfte Nestel und gegen Gicht. Man legte Maienzweige auf den Flachs, damit er feiner röste. War der Kohl voll Raupen, so nahm man einige Birkenzweige, umging den Kohlgarten dreimal und rief:

„Raupen packt euch,
Der Mond geht weg,
Die Sonne kommt."

Weil die Birken sehr saftreich sind, soll man die Fässer mit Hähnen von Birkenholz versehen, dann wird das Getränk schneller ausgeschenkt; noch wirksamer werden aber diese Pipen, wenn sie von einer Birke stammen, die mitten in einem Ameisenhaufen wuchs.[1] Wenn in Niederbaiern die Kühe im Frühjahr zum erstenmal ausgetrieben werden, bindet man Birkenzweige mit Eichenlaub und Hollunder zu einem Busch, und treibt die Thiere damit an, weil die Birke auf Fruchtbarkeit und Gesundheit deutet. Zu Heiligenkreuz wird am Martinstag (11. November) das Vieh nicht mehr auf die Waide getrieben, allein die Hüter desselben gehen an diesem Tag von Haus zu Haus und vertheilen Birkenruthen, mit denen die Kühe im nächsten Lenz wieder ausgetrieben werden sollen. Sie sagen dabei einen Spruch, welcher folgende Stelle enthält:

„An dem heiligen Antlasstag (Gründonnerstag)
Kommt der St. Mirt (Martin) mit seiner Ruthen.

---

[1] Rockenphilos. 137.

So viel die Ruthen Zweige hat,
So viel soll auch der Bauer Vieh haben.
Nehmt ihr die Ruthen in die Hand,
Steckt ihr's wohl auf ober der Wand,
Wohl hinter das Dach.
Am St. Georgiustag (12. März)
Nehmt es mit Freuden herab,
Treibt das arme Vieh aus" u. s. w. [1]

Weil eben von Birkenruthen die Rede ist, dürfen wir eine der verbreitetsten Anwendungen derselben nicht übersehen, nämlich ihren Gebrauch bei der Kinderzucht, bei welcher man sie einst für ganz unerläßlich hielt. In Gedichten des sechszehnten Jahrhunderts heißt es u. A.:

„Grüss dich du edles Reise,
Dein Frucht ist Goldes werth,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt."

In einem Lied von Alexander Held liest man:

„Ein Biedermann soll in sein' Haus
Des Brods viel lieber mangeln,
Denn dass die Ruth sei drauss."

Geiler von Kaisersberg bemerkt in seinem „christlichen Pilger" (Fol. 68. d):

„Wenn man ein Kind houwt, so muoss es dann die ruoten küssen und sprechen:

Liebe ruot, traute ruot,
werest du nit, ich thet nimmer guot.

Sie küssen die ruot und springen, ja sie hupfen darüber."

---

[1] Zeitschr. f. d. Myth. IV. 26.

Und noch heute gibt es Lehrer, die sich ohne die Ruthe in all ihrem Thun wie gelähmt fühlen, noch gibt es Mütter, die ihr Haus nicht in Ordnung glauben, wenn die Ruthe nicht als warnendes Gespenst hinter dem Spiegel steckt. — Heiter ist das Gedicht eines Engländers, der im Frühling eine Birke anzapfte:

„O Birke, grausam durstiger Baum,
Mein ist nun Recht und Rache,
Oft trankest du mein junges Blut,
Nun trink' ich dein's und lache."

Übrigens sollen Kinder durchaus mit nichts anderem als mit Birkenruthen geschlagen werden, sonst wachsen sie nicht, und wenn die Faschingskrapfen besonders schön ausfallen sollen, dürfen sie nur auf einem Feuer von Birkenscheitlein gebacken werden.[1] Die „Bedeutung der Blumen" (Nr. 3) sagt treffend:

„Wer ime selber einen meister welet und straffen von ime gern leiden will, der sal birken tragen ohne Laub."

Die Weide ist kein glücklicher Baum. Der germanische Todesgott Vidharr hielt sich in der Unterwelt in Weidengebüschen auf, daher die Weide auch das Sinnbild des Todtenreiches und Sterbens war.[2] Das Weidentragen galt, wie das Hundetragen, in den germanischen Gesetzen als eine entehrende Strafe. Unglücklich Liebende bekränzten sich zum Zeichen der Trauer mit Weidenzweigen. Ein trügerischer Weidenzweig brach, als ihn Ophelia mit Blumen schmücken

---

[1] Baumgarten. S. 4. Anm. 5. — [2] Schwenk, Sinnbilder. 508.

wollte, sie stürzte in den Bach und ertrank.[1] Auch Desdemona singt, ihren Tod ahnend, von der Weide.[2] Weidenzweige wurden zum Liebesabschied dargereicht. Der Samländer bricht nach Pfingsten die Lindenlaube vor seinem Haus ab und setzt ein Zelt von Weidenruthen statt ihrer hin. Der Freigraf der Vehme schloß den Uneingeweihten bei der „weed und reype“ (Weide und Strick) von den Sitzungen aus. Judas soll sich an einer Weide erhängt haben, weßhalb noch jetzt alle Weiden hohl werden. Mit Weidenruthen wurde der Heiland gegeißelt. Wenn sich die Weidenzweige stark röthen, bedeutet es Krieg. Wenn die Hexen den Morgenthau mit rothen Weidenruthen abstreifen, entstehen verderbliche Reiffe und Nachtfröste, und wenn sie Knoten in die Weidenruthen schlingen, können sie Jemand dadurch tödten. Die Königin der Hexen hält eine Weidenruthe als Scepter in der Hand, und wenn man in einem Stall, in welchem Geflügel brütet, Weidenzweige dreht, so bekommen alle Jungen krumme Hälse. Nur der Kuckuck liebt das Weidendach, bespuckt es aber doch, wenn er Abschied nimmt, damit Mensch und Thier davor ekelt. Gespenster hausen oder verwandeln sich in alte Weiden oder sind in dieselben eingekeilt, und treiben bösen Spuck, kurz die Weide mit ihrem fahlen Laube und ihren grauen Strünken, die in der Dämmerung wirklich etwas geisterhaft aussehen, konnte sich um so weniger Gunst im Volk erwerben, als sie oft bei trügerischen Sümpfen steht, die schon manchem Unglücklichen das Leben raubten. Es gibt daher auch wenig freundliche Sagen von der Weide.

---

[1] Hamlet. IV. Act. 7. Scene. — [2] Othello. IV. Act. 5. Scene.

Nur die h. Gudula erbat von Gott, daß aus einem Felber eine Quelle entsprang, welches Wunder in der Kirche zu Biberach abgebildet ist,[1] und im Jahr 1112 soll ein Weidenstrunk dem Sachsenvolk, welches gegen Kaiser Heinrich zu Felde zog, das Wort Jodute zugerufen haben, durch welches die Sachsen den Sieg errangen.[2] Auch die h. Maria erschien nur selten auf einer Weide. Am Thunersee, auf jener Landspitze, welche die Nase heißt, steht schon seit dem Jahr 1298 ein Weidenschoß, das alle Schiffer kennen, weil es zwar alle Jahre grünt, aber nie größer wird.[3]

Betrachtete man die Weide durchaus mit keiner Vorliebe, so machte sich doch der Aberglaube mit ihrer Heilkraft zu schaffen. Das erste Bad eines Kindes mußte mit Weidenrinde gekocht werden, damit das Neugeborene vor dem Freisam geschützt sei. Man konnte das Fieber in Weidenstämme verkeilen oder in Weidenzweige verknoten. Wollte man Gicht und Podagra heilen, so stellte man einen Weidenzweig in das Blut, welches der Leidende beim Schröpfen verlor, setzte ihn nach drei Tagen in die Erde und begoß ihn mit dem Blut. Auch Brüche heilte man theils durch Verkeilung, theils durch Späne oder durch Eintragen von Haaren u. s. w. Auch die ersten Spuren der heute in der Heilkunst so verbreiteten Plessimetrie tauchen bei der Weide auf, denn Helwig sagt:

„So du wissen willst, ob einem die Hirnschale entzwei geschlagen ist: nimm ein leichtes Stückchen Wei-

---

[1] Panzer. II. 47. — [2] Bechstein, Thüring. Sag. 84. — [3] Rochh. Aarg. Sag. 60.

denholz, schlage damit an die Hirnschal und horche oben (an dem Stäbchen) darauf, tönt es hell, so ist sie ganz, lautet sie aber dünn, wie eine zerbrochene Glocke, so ist sie entzwey.“ [1]

Auch die Erle ist ein Gespensterbaum. Erlkönig und seine Töchter haben in ihren Zweigen ihren Sitz, und weiße und dunkle Geister und den schwarzen Jäger sah man auf Erlenblöcken lauern. Die Erlenjungfrau von Tegernfelden kämmt im Mondlicht ihr Haar und streift dabei Honig von den Erlenblättern, mit welchem sie sich den Scheitel salbt. Nach der nordischen Mythe fanden Odin, Honir und Balder am Meeresstrand zwei Bäume und hauchten ihnen Leben ein, da ward aus der Asche der Mann und aus der Erle das Weib. Die Kronen mancher sah man zuweilen von nächtlichen Flammen erleuchtet, und der Irrwisch hält sich bei den Erlen auf, denen das Volk nicht sehr hold ist, indem es sagt: „Erlenholz und rothes Haar, sind auf gutem Grunde rar.“ Auch die Heilkraft der Erle stand nie in besonderem Ruf.

Der Ahorn hingegen scheint sehr geachtet gewesen zu sein, denn Konrad von Meydenberg sagt (Fol. 139): „Die ahornböm helt man hievor gar wert, daz man sie zohe in der Künig höf und win zu in goss.“ Das Volk beschäftigte sich übrigens sehr wenig mit dem Ahorn, und ich fand nur eine einzige wesentliche Sage von einem solchen Baum, der in der Ruine von Altenburg, am Fremersberg, stand, und bei dem, als ihn ein Bauer umhauen wollte,

[1] Zauberarzt. 316.

eine Jungfrau erschien, welche diesen frug, was er aus dem Holz des Baumes fertigen wolle. „Tische und Stühle," antwortete dieser, „denn ich will zu Martini heirathen." „Dieser Ahorn," entgegnete die Jungfrau, „widersteht jedem Axthieb, so lang ihn meine Hand nicht berührt. Zimmerst du aber eine Wiege für deinen Erstgeborenen, so berühre ich den Baum." Der Mann bejahte, zimmerte eine Wiege, und als das Knäblein geboren war, brachte sie diesem ein Reis, durch welches der Knabe glücklich, und sie selbst erlöst wurde.[1]

Eine der größten Buchen stand in den plönischen Landen, in Schleswig-Holstein; sie hieß die „Arns-böch" oder „Adlerbuche", weil ein Aar auf ihr horstete. Einst schwebte das Bild der h. Maria in vollem Glanz über dem Baum, so daß die Leute zu ihm wallfahrteten, und der Ort Arnsböch entstand. Der Geist des Zago, welcher die Dienstleute so gedrückt hatte, wanderte auf Satrupholm, bis er von einem Studenten in eine hohle Buche gebannt wurde. Später wollte man sie fällen, aber die Äxte verfingen nicht eher, bis sie der Schmied von Ausacker schärfte. Als die Buche endlich fiel, flog eine ungeheure Schaar von Eulen aus ihr, welche die Luft mit einem entsetzlichen Geheul erfüllten.[2] Ein Buchenblatt, auf dem durch Naturspiel ein T, das alte Zeichen Thors, sichtbar ist, schützt Mensch und Thier vor Schäden und Bezauberung. Runenstäbe und Looszeichen wurden aus Buchenholz geschnitten, und im

---

[1] Schreiber, Sagen aus dem Rheingau. 188. — [2] Müllenhoff. 111.

Oberbergischen pflegt man bei der Buche zu schwören.[1] Die Blutbuche auf dem Irchel, im Kanton Zürich, ist ein Bannbaum, wegen welchem die Kirche von Embach erbaut wurde. Ein Mann von Schloßau, im Badischen, ging um ein Uhr Nachts in den Wald von Rothenberg, um von einer Buche Holz zu Fackeln zu holen. Gleich bei dem ersten Artschlag entstand ein fürchterliches Jagdgetöse (Hackelnberg), welches sich nach den folgenden Schlägen so heftig wiederholte, daß der Mann erkannte, daß jene Buche ein gefeiter Baum sei, und daher von seinem Vorhaben abließ.[2] Dort, wo Luther ergriffen wurde, um nach der Wartburg gebracht zu werden, stand an einer Quelle die Lutherbuche. Jetzt sieht man nur mehr ihren Strunk, denn der Baum wurde durch den Sturm des 18. Juli 1841 gestürzt. Bei Kopenhagen wurden die Buchen, unter denen Klopstock wandelte — wenigstens noch zur Zeit Matthissons — als ein heiliges Andenken betrachtet.

Eine Hainbuche (Carpinus), von zwölf Fuß im Umfang, stand an der Blutkapelle, bei dem Kloster Germersheim, man gab ihr ein Alter von sechshundert Jahren, und sie sollte sich in gewissen Nächten beleuchtet zeigen. In der Mainacht sah man Feuer unter ihr, und wer eine Kohle daraus nahm, hatte am Morgen einen Goldklumpen. Zu manchen Zeiten lag aber ein Thier mit tellergroßen Augen bei dem Baum und schreckte die Wanderer.[3]

Bei Schützenfesten war es häufig Gebrauch, den Vogel

---

[1] Montan. 155. b. — [1] Baader, Neue Volkssag. Nr. 109. — [3] Montan. 155. a.

auf eine Ulme zu stellen. Dieser Baum war das Zeichen des h. Zenobius, weil eine dürre Ulme plötzlich ergrünte, als sein Sarg vorüber getragen wurde, und ein Zweig, den man zur Erinnerung an dieses Wunder in seinen Sarg legte, sich noch nach einem Jahrtausend frisch zeigte. Man kennt zwei Luther-Ulmen. Die eine steht zu Pfifflingheim, bei Worms. Sie entstand, als eine alte Frau ihren Stab mit dem Vorsatz in die Erde steckte, die neue Lehre so lange zu bezweifeln, bis der Stab grünen werde, der denn auch nicht säumte, sogleich Wurzeln zu schlagen. Die andere Luther-Ulme steht bei Pfedersheim. Als Luther in seinem Rollwagen von Ebernburg nach Worms fuhr, kam ihm mit anderen Edlen auch Freundsberg entgegen und frug ihn, ob seine Lehre bestehen würde, und ob er vor dem Reichstag nicht bange habe, worauf ihm Luther entgegnete: „Wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein, so wahr aus diesem Reislein" — er wies auf einen Ulmenzweig — „ein Baum wird!" — Das Reis ward auch zu einem mächtigen Baum, der erst vor dreißig Jahren einem Sturm erlag.[1] — Wir finden hier nur die alten Sagen vom Ergrünen der Bäume wiederholt.

Von der Pappel gibt es eine hübsche schleswig'sche Sage: Ein König ging alle Tage in seinem Garten spazieren. Da hatte er einen Pappelbaum, den hatt' er so lieb, daß er alle Tage nachsah. Aber der Pappelbaum wollte nicht wachsen und setzte keine Blätter an, und es war doch

[1] Masius, Studien. I. 37.

Sommer. Darüber wurde der König ganz betrübt. Einmal ging nun Hanns mit ihm im Garten spazieren, und wie sie an den Pappelbaum kamen, stand der König still und weinte. Da sagte Hanns: „Herr König, ich will Ihm den Baum wachsen machen, wenn Er mir alles geben will, was ich bei dem Baum in der Erde finde.“ Da sagte der König: „Ja, Du sollst Alles haben, und sollst mir fortan der Liebste auf Erden sein.“ Nun riß Hanns den Baum aus der Erde, und da lagen richtig zwischen den Wurzeln zwei große Edelsteine und ein goldenes Buch. Hanns setzte den Baum wieder ein, und der fing an zu treiben, daß es eine Lust war. Die Steine aber steckte Hanns in seine Tasche, und von Stund an wurde er so klug und weise, als noch kein Mensch auf Erden war, und er konnte all die geheime Schrift lesen, die in dem Buch stand. Er heilte die blinde Tochter des Königs mit den Pappelblättern, bekam sie zur Frau und bestieg, obgleich anfangs nur ein Bauer, zuletzt sogar den Thron. [1]

Pappelknospen machen das Haar lang wachsen, daher pflegen die Mädchen ein Loch in eine Pappel zu bohren, einige ihrer Haare hinein zu stecken und diese dann mit einem Keil zu verspünden; sie glauben nämlich, daß, weil der Baum schnell wächst, auch ihr Haar schneller wüchse. [2] Auch eine Pappel ergrünte, als man die Leiche der h. Gudula vorbei trug, und wanderte sogar mit bis zum Begräbnißorte dieser Heiligen. [3]

---

[1] Müllenhoff. 427. — [2] Popp, Handbüchlein vieler Arznei. 137. [3] Wolf, Myth. 372.

Die Zitterpappel oder Espe zittert, weil bei dem Tod des Heilands alle Bäume bebten, und nur sie theilnahmlos blieb.

Der Weißdorn (Crataegus) soll meist nur dort wachsen, wo ein Schatz liegt, der aber sehr schwierig zu heben ist. Herzog Eberhard II. von Württemberg soll im Jahr 1468 einen Weißdornzweig vom heil. Grabe mitgebracht und in den Klostergarten zu Einstedl gepflanzt haben, der sich in kurzer Zeit so ausdehnte, daß seine Äste auf vierundzwanzig Steinsäulen ruhten.[1] Da aber der Weißdorn selten zu einem Baum wird, dürfte es ein Spierbaum (Sorbus) gewesen sein, der früher oft mit Crataegus verwechselt wurde, und nicht selten eine bedeutende Größe erreicht.

Der Spierbaum war schon in der alten Mythe bekannt und dem Thor geheiligt, der sich einst dadurch vor dem Ertrinken rettete, daß er die Zweige eines Spierbaumes erfaßte. Der Baum hieß deßhalb „Thorsbjorg" und mit seinen Blättern wurde der Bock des Donnergottes geheilt, wenn er verwundet war. Man benützte das Holz des Spierbaumes zu gewissen Theilen der Schiffe, vorzüglich zum Bug, denn es hatte die Kraft, den Wellenzauber zu brechen und die Stürme zu mildern, die von den Meerfeien erregt wurden. Spierzweige auf das Dach oder in die Stube gesteckt, schirmen vor dem Blitz und verscheuchen Geister und Drachen.

Auch vor dem Kreuzdorn (Rhamnus) schwindet jeder Spuk, denn das Kreuz des Heilandes war aus seinem Holz

---

[1] Meier. II. 348.

gezimmert, weßhalb man auch an manchen Orten die Milchlöffel, Butterstiele u. s. w. aus Kreuzdornholz schnitzt, damit die Heren weder der Milch noch Butter etwas anhaben können. In der Stadt Grimmen wurden einst zwei Heren verbrannt. Die eine starb sogleich, allein von der zweiten, welche Maria Krüger hieß und eine schwarze Mütze auf dem Kopf trug, bogen sich die Flammen ab, bis ihr endlich ein Mann mit einem Stab von Kreuzdorn die Mütze herabstieß, worauf sie augenblicklich von der Lohe verzehrt wurde.[1]

B. Obstbäume.

Die Obstbäume verhalten sich zu den Waldbäumen in Rücksicht der Sage auf ähnliche Weise, wie sich die Baukräuter zu den sogenannten wild wachsenden Pflanzen verhalten; das Dichterische wird nämlich von dem Landwirthlichen überwogen, und zudem sind die meisten Obstbäume eingewandert. So dürften vom Kernobst nur die Waldbirnen und der Holzapfel, vom Steinobst nur die Schlehe und der Elsenbusch, und von den Nußfrüchten vielleicht nur die Hasel wirklich einheimisch sein. Der Pfirsich und der Nußbaum stammen aus Persien, die Aprikose stammt aus Armenien, die Mandel aus Griechenland, der Maulbeerbaum aus China, die Zwetschke von Sebastea, die Mispel aus Italien und die Quitte von der Stadt Kydon auf Kreta.

---

[1] Temme, Pomm. Sag. 293.

Die verschiedenen Arten von Äpfeln, welche Karl der Große in seinem Capitulare de villis zum Anbau empfiehlt, wie: Geroldinga, Gormaringa, Creveldella u. s. w. waren ursprünglich ebenfalls aus dem Süden heraufgebracht, und für gewisse Obstarten, z. B. die Amarelle, die Reine Claude, die Mirabelle u. a. haben wir nicht einmal germanisirte Namen.

Man soll das Obst am Baum nie zu sehr loben, denn sonst welkt es und fällt vor der Reife ab. Die Erstlingsfrüchte eines jungen Baumes soll man nur von einem Kind unter sieben Jahren pflücken lassen, denn nur dann, wenn der junge Baum zuerst von der Hand der Unschuld berührt wird, bringt er immer reichlich Früchte. Auch ist es besser, dieses Erstlingsobst von Knaben als von Mädchen pflücken zu lassen, weil sich durch diese das Obst leicht spaltet. Nur Frauen, die guter Hoffnung sind, dürfen auch solche Erstlingsfrüchte vom Baum nehmen, weil sie ihm dadurch Fruchtbarkeit bringen. Beim Pfropfen der Bäume darf kein Impfreis zu Boden fallen, sonst fällt auch das Obst vor der Reife ab [1]. Um das Obst zu vermehren, schlägt man einen Pfennig in den Baum oder schüttet zu Weihnachten die Fischgräten an den Fuß des Baumes. Vom Nußbaum sollen jedoch die Früchte nicht gepflückt, sondern herabgeschlagen oder gebaßt (von bozzan, schlagen, woher auch Amboß) werden, damit der Baum im folgenden Jahr reichlicher trägt. In Schwaben ist es sogar Sitte, Nuß-

[1] Rockenphilos. 211. 769.

bäume, die nichts trugen, zur Zeit der Nußreife tüchtig zu baſſen.

Der Kern der Nuß iſt ſehr geſchützt. Nach außen liegen die grünen Schelfen, dann folgt die holzige Schaale, und der Fruchtkern ſelbſt iſt noch von zwei Häutchen überzogen, deßhalb galt die Nuß als ein Sinnbild des Lebens, der Fortpflanzung und der Unſterblichkeit. Man bezog ſie auf Fro und Donar, beſonders weil man in germaniſchen Heidengräbern Nüſſe fand, und ſah darin, daß zur Zeit der Winterſonnenwende der hl. Nikolaus Nüſſe verſchenkt, die Überbleibſel eines dem Donar geweihten Opferfeſtes. Iduna wurde, nachdem ſie der Rieſe Thiaſſi geraubt hatte, in Geſtalt einer Nuß — dem Zeichen der Wiederbelebung — von Locki nach Asgard zurückgebracht. Der Aberglaube läßt den Nußbaum von Dämonen bewohnt ſein, wodurch auch der Widerwille der Eiche gegen den Nußbaum erklärt wird. In Oberöſterreich werfen die Mägde Stäbe auf den Nußbaum, um zu ſehen, ob ſie bald einen Mann bekommen, denn jene, deren Stock auf den erſten Wurf im Gezweige hängen bleibt, ſoll noch im laufenden Jahr heirathen [1]. In anderen Gegenden werfen die Brautleute am hl. Abend Nüſſe in's Feuer, brennen dieſe ſtill, ſo gibt es eine gute Ehe, krachen ſie aber, ſo bedeutet es Zank.

In der Altmark werden bei Hochzeiten Nüſſe und Äpfel als Zeichen der Fruchtbarkeit ausgeworfen. Viel Nüſſe eſſen macht jugendhaft, daher ſagt man auch im Elſaß: „wo's Nusse git, git's au Bengel“, oder uneheliche

[1] Baumgarten. 6.

Kinder. Nach Tisch soll man zwei oder drei Nüsse essen, weil sie die Verdauung befördern. Eine dreimähtige Nuß hilft gegen Seitenstechen. Nüsse schützen vor Vergiftung, und Mithridates soll sein berühmtes Gegengift aus zwei Nüssen, zwei Feigen, zwanzig Rautenblättern und etwas Salz bereitet haben [1]. Wenn es am Johannistag und am Margarethentag (13. Juli) nicht regnet, so gedeihen die Nüsse. Ein Kind, das während des Charfreitagsläutens unter einem Nußbaum zum letztenmal die Mutterbrust bekommt, leidet nie an Zahnschmerz, doch soll man sich bei einem Gewitter fern vom Nußbaum halten, da ihn der Blitz aufsucht. Will man wissen, ob ein Schwerkranker stirbt, so verschließt man eine Spinne in eine ausgeleerte Nuß und hängt diese um seinen Hals; lebt die Spinne noch nach acht (!) Tagen, so wird er genesen. Helwig sagt:

„Welsche Nüsse haben die Signatur des Hauptes, die grasgrüne Schaale hat die des Hirnhäutleins, deßhalb auch das Salz von der Schale zu den Wunden des Hirnhäutleins ein sonderbares Mittel ist. Die holzige Schale dient für die harte und weiche Hirnhaut, der Kern aber, weil er selbst die Gestalt des Gehirns hat, ist diesem dienlich.“ [2] Man findet also hier wieder von der äußeren Form auf das innere Wesen geschlossen. Nußblätter werden in die Frohnleichnamskränze gewunden, weil ein Nußbaum die h. Maria auf dem Weg nach Bethlehem vor Regen schützte. Auf der Burg bei Königsbach in Baden liegt unter einem großen Nußbaum, bei welchem oft zwei weiße Fräulein wandeln,

---

[1] Plin. XXIII. 77. — [2] Zauberarzt. 42.

ein Schatz in einem tiefen Brunnen. In Stettin stand bei dem Tempel des Gottes Triglaff ein alter Nußbaum, in welchem dieser Gott wohnte. Bischof Otto ergriff eine Art, um den Baum zu fällen, der Eigenthümer des Grundes erfaßte gleichfalls eine Art und zwar um dem Bischof den Kopf zu spalten, allein er hieb daneben und die Art fuhr so heftig in den Baum, daß man sie nicht wieder herausziehen konnte. Da verließen die Leute ernstlich den alten Heidenglauben [1]. Der älteste Nußbaum Deutschlands soll sich im Speyerischen befinden; einer der merkwürdigsten Nußbäume bleibt doch jener von Campolongo, bei Görz, welcher wegen der Einführung des neuen Kalenders sogar seine Blüthezeit änderte und von welchem in dem „Bericht warumb das alte Röm. Calender dieser Zeit nothwendig durchgesehen und gebessert worden“ (München, 1584. 4°) eine „Zeitung“ steht, die 1583 an den Pfarrer zu Nikolsburg in Mähren geschrieben wurde. Das Buch ist so selten geworden, daß die betreffende Stelle hier wohl Raum finden darf:

„Daneben vermeldet, in Friaul, nit weit von Görtz ein Nussbaum seyn sol, welcher dieser Art, dass er allerdings dürr bleibe bis in die Nacht nativitatis Johannis Baptistae; in derselben Nacht aber fahe er erst an zu grünen, Blätter und Blüe zu geben und klaine Nuss herfür zu bringen, welche nachmals mit den andern Nussen reiff oder zeitig werden. Und dass derselbe Baum andere Jar und sonderlich das vergangene 82. jar

[1] Temme. 46.

allweg nach dem alten Calender sich gerichtet und nechst Johannisnacht gegrünet. All die es hören, halten es für ein gross Wunder, dass auch der Baum sich nach dem Babst und catholischen Kirche richtet.“

Viele vornehme Herrn besuchten diesen wundersamen Nußbaum. Er war mannsdick, stand in eines armen Bauers Garten und hatte vier Pfirsichbäumlein neben sich. In des Nachbars Garten standen vier Nußbäume von gleicher Größe, die aber alle nach dem alten Kalender grün wurden.

Man leitet das Wort Mandel vom sanskr. mani = Stein, ab und der Mandelbaum ist wegen seines frühen Blühens das Abzeichen der sich verjüngenden Natur. Aarons blühender Stab trug Mandeln. Die Form der geöffneten Mandel wurde von mittelalterlichen Künstlern als geheimnißvolle Einfassung für die Gestalten des Heilandes und der hl. Maria benützt, und diese Mandorla erscheint bald als Goldzierrath, bald als strahlender Lichtschein und bald wie aus zwei Regenbogen gebildet. Conrad von Würzburg sagt in seiner goldenen Schmiede (432): „Christus wurde gezeugt in Marien, wie der Mandelkern sich in der unverletzt bleibenden Mandel bildet.“ Man sah also in der Mandel nur von der Natur dargebotene Bestätigung der unbefleckten Empfängniß. Die „Bedeutung der Blumen“ sagt (Nr. 14) vom Mandelbaum: „Wessen Herz bekümmert ist und entzündet in brennender Liebe, der aber doch Hoffnung zur Freude hat, und das nicht verschweigen kann, der soll Mandelblüthe tragen ohne Laub.“

Denn der Mandelbaum blüht früher als er Blätter

treibt und verräth dadurch seine Eile Früchte zu tragen. Es heißt dann weiter: „Wer sich verwegen will, Härte zu leiden und dabei doch alle Zeit fröhlich zu scheinen, und damit zu verstehen geben will, daß er sein Lieb in Ehren hält, der soll Mandelblüthe, Laub und Früchte tragen.“

Wenn er sie nämlich zugleich habhaft werden kann, da der Mandelbaum im April blüht und im September seine Früchte reift.

Der Pfirsich gilt als ein Zeichen der Verschwiegenheit, denn schon bei den Griechen wurden dem Harpokrates Pfirsiche geopfert. Im zehnten Jahrhundert sammelte man, um die fallende Sucht zu heilen, im ersten Mondsviertel des April Pfirsichblüthen in ein Glasgefäß und vergrub dieses unter den Wurzeln eines Baumes. Nach einiger Zeit bildete sich ein Öl und nun legte man das Gefäß — wie auch bei anderen Dingen schon vorkam — heimlich unter das Altartuch, so daß der Priester, ohne es zu wissen, neun Messen darüber las, und gab dann dem Leidenden dieses Öl als Heilmittel [1].

Lucullus soll nach seinem Sieg über Mithridates der Erste gewesen sein, welcher den Kirschbaum nach Italien verpflanzte. Karl der Große empfahl mehrere Arten von Kirschen zum Anbau, und die h. Hildegard spricht im dritten Buch ihrer Physica vom Kirschbaum. Im zwölften Jahrhundert war die Kirsche schon in Schlesien eingebürgert, und im vierzehnten Jahrhundert gab es schon eigentliche Kirschbaumgärten: Daß Kirschbäume in der Christnacht er-

---

[1] Grimm, Mythol. 1121.

blühen sollen, wurde im „Jahreskreis“ angeführt; auch in den Tagen der hl. Hildegard blühte ein solcher Baum in der Weihnacht, und weil die meisten Blüthen am untern Theil des Baumes waren, starben in jenem Jahr (1190?) so viele arme Leute. Wenn der Kirschbaum zweimal im Jahr blüht, so bedeutet es Krieg. In manchen Orten stecken die Bursche beim Maifest jenen Mädchen, deren Lebenswandel einigen Schatten hat, Kirschbaumzweige an das Fenster, wodurch ihnen angezeigt wird, daß sie von dem Feste ausgeschlossen seien. Kirschkerne verwandelten sich zuweilen in Gold; und besonders im Magdeburgischen wurden kranke Kinder durch gespaltete Kirschbäume gezogen.

Auch die Quitte galt als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und eines glücklichen Ehestandes, weshalb man sie den Brautleuten vorsetzte. Mütter sollen von Zeit zu Zeit Quitten essen, weil sie dadurch kluge Kinder bekommen. Der Quittenbaum war der Minerva geheiligt, welche davon Cydonia hieß, der Birnbaum hingegen war der Juno gewidmet.

Die Waldbirnbäume hatten im germanischen Alterthum gewiß eine besondere Bedeutung, weil so viele derselben von den Verbreitern des Evangeliums zerstört wurden. Noch im fünften Jahrhundert stand zu Auxerre ein geheiligter Birnbaum. Vom Birnbaum auf der Walserheide wurde bereits gesprochen. Unter dem Birnbaum bei Schwochow, in Pommern, ist ein vom Teufel bewachter Schatz begraben, neben welchem ein feuriger Stiefel steht, und wer den Muth hat, diesen anzuziehen, dem muß der

Teufel den Schatz übergeben [1]. Bei dem Holzbirnbaum zu Lopfing wohnte der böse Jäger Hoperli, der sich zuletzt an diesem Baume aufhing, worauf es dort umging: man sah dreibeinige Hasen, die Leute verirrten sich und man beschloß den Baum zu fällen. Aber Axt und Säge wurden stumpf, aus den angehackten Stellen floß Blut, und nur mit Hülfe eines Kapuziners war man im Stande den Baum zu zerstören [2]. Von den alten, wilden Birnbäumen, die vor Saalfeld standen, floß im Jahr 1665, gleich als sie geblüht hatten, an drei Tagen so viel Honig, daß sich ganze Pfützen bildeten, und es die Leute sammelten [3]. Die Melanchthonbirnen erhielten ihren Namen auf folgende Art. Melanchthon reiste einst zu Churfürst August von Sachsen und war in Zöschen Gast bei dem Pfarrer Göch, der die schönsten Birnen aus seinem Garten bringen ließ, welche Melanchthon so behagten, daß er sich mehrere für den Churfürsten ausbat. Als er diese Birnen überbrachte, sprach er zugleich ein günstiges Wort für den Pfarrer, der bald darauf Superintendent wurde und jene Birnen, denen er sein Glück verdankte, so hochschätzte, daß er sie Melanchthonbirnen nannte, unter welcher Benennung sie noch heute bekannt sein sollen [4]. Zu Kahla, in Thüringen, wuchsen im Jahr 1559 Birnen, die wie ein Türkenbund geformt waren, manche von ihnen waren unten von einer Art Wolle umgeben und zeigten beinahe menschliche Angesichter [5]. Die Hexen vermochten

---

[1] Temme. 236. — [2] Rochh. Aarg. Sag. 69. — [3] Prätor. Anthrop. I. 170. — [4] Gräße. Sächsische Sagen. 308. — [5] Prätor. a. a. O. 158.

denen, die von ihnen gehaßt oder gefürchtet waren, durch Birnkerne und Birnbaumrinde, Krankheiten anzuzaubern, und mußten ihren Anfang in der Hexerei dadurch machen, daß sie Birnen in Mäuse verwandelten. Durch Birnbaumwurzeln werden Frauen unfruchtbar, oder erleiden schwere Kindesnöthen. Legt man einen Zwergengürtel um einen Birnbaum, so zerplatzt der Stamm, deßwegen soll man jeden Gürtel, bevor man ihn trägt, an einen Birnbaum legen. Nur zuweilen fand man Marienbilder auf alten Birnbäumen. Wenn es am St. Ulrichstag (4. Juli) regnet, so werden alle Birnen wurmstichig. Die sogenannte Kardinalsbirne erhielt ihren Namen durch Johann Capristran, welcher im Jahr 1453 von Erzbischof Friederich nach Magdeburg gebracht wurde, damit er auch dort seine Predigergabe zeige. Beim Mahl aß er aber am liebsten eine gewisse Art Birnen, denen er seinen besonderen Segen ertheilte, und die von da an Kardinalsbirnen genannt wurden [1].

Von allem Kernobst hatte der Apfel bei weitem die wichtigste Bedeutung. Ich übergehe die Äpfel der Hesperiden und der Atalanta, den Apfel der Eris und der Maja u. s. w., als nicht der deutschen Mythe angehörig. Die runde, kugelähnliche Form des Apfels machte ihn zum Sinnbild der Vollkommenheit und zum Abzeichen der Welt. Er galt in der Gestalt des Reichsapfels als das Symbol der Herrschaft. Wegen der vielen Kerne, die er in seinem Innern, in einem besondern Gehäuse verschließt, gilt er als

---

[1] Temme, Altmärk. Sag. 136.

das Abbild weiblicher Fruchtbarkeit, und in Folge dessen auch als Wahrzeichen der Liebe. Deßhalb trug auch das Bild der Freija, welches Karl der Große zu Magdeburg zerstörte, drei goldene Äpfel in der Linken. Iduna besaß Äpfel, durch welche sich die Götter ihre ewige Jugend erhielten, und diese Äpfel wurden von Fylla, einer Dienerin Iduna's, in dem Schrein Esk herumgetragen und den Helden bei ihrem Eintritt in Walhalla dargereicht. Freir sendet den Skirnir zu Gymers Tochter, der schönen Gerda, um für ihn zu werben, da spricht Skirnir:

„Der Äpfel eilf
hab' ich, allgolden,
die will ich, Gerda, dir geben,
deine Liebe zu kaufen,
dass du Freir'n bekennst,
dass dir kein Lieberer lebe." [1]

Aber Gerda weist diese Liebeszeichen zurück. Das Paradies der celtischen Völker hieß Avalon, das Apfeleiland, und noch im Mittelalter stellte man sich das Paradies als einen großen Garten mit Apfelbäumen vor, aus denen lieblicher Gesang ertönte. Der hl. Ingenuin legte in der Nähe von Brixen einen Garten an, der das Paradies vorstellen sollte, aber für niemand sichtbar war, bis der hl. Albuin kam, der einige Äpfel (Goldpipine) herausholte, die noch jetzt St. Albuinsäpfel heißen [2]. Auf mittelalterlichen Miniaturen sieht man auch den Heiland mit dem Zweig eines Apfelbaums abgebildet. In der Sage von Merlin

---

[1] Skirnisfor. Simrock. 29. — [2] Zingerle. 355.

und Fortunat spielt der Apfel eine bedeutende Rolle, und die Sage von Tell's Schuß durch einen Apfel ist nichts weniger als in der Schweiz entstanden, denn nach der Sarmundur Edda (133) war der zweite Bruder des Völundr ein ausgezeichneter Bogenschütze, der auf das Gebot König Nidungs seinem eigenen Knaben einen Apfel vom Haupt schießen mußte. Er legte dabei aber nach und nach drei Pfeile auf und antwortete, als nach geglücktem Schuß der König frug, was die beiden andern Pfeile bedeuteten, daß er damit ihn selbst durchschossen haben würde, wenn er:

„das Haupt des lieben Kind's getroffen hätte."

Saxo Grammatikus erzählt, daß Harald Garensohn, König von Dänemark, dem Tocko befahl, einen Apfel von seines Kindes Haupt zu schießen und erwähnt, daß sich dieser Tocko, wie Tell, einst bei einem Seesturm heldenmüthig erwies. Nach der isländischen Jamsvikinga-Saga schoß aber der erzürnte Tockis dem König Harald wirklich den zweiten Pfeil nach, so daß dieser erlag [1].

Dem westgothischen Recht zufolge prüfte man die Zurechnungsfähigkeit eines Knaben unter sieben Jahren dadurch, daß man ihm einen Apfel und ein Goldstück vorhielt. Griff er nach dem Geld, so wurde er den Männern zur Erziehung übergeben, nahm er aber den Apfel, so zeigte er dadurch an, daß er sich noch wenig Weltkenntniß erworben hatte. Den ersten Reichsapfel ließ der Sage nach Alexander der Große verfertigen und zwar aus all dem Gold, das er in den eroberten Ländern gefunden hatte. Dieser Apfel ge-

[1] Grimm, Mythol. 354.

langte dann an die Könige von Arabien, und einer derselben, welcher Melchior hieß, zog mit zwei anderen Königen, Kaspar und Balthasar, zu dem neugeborenen Heiland und reichte diesem den goldenen Apfel dar, kaum hatte ihn aber das Christuskind berührt, so zerfiel er, denn von nun an mußte das irdische Reich dem unvergänglichen, himmlischen weichen.

Als Adam und Eva verstoßen waren, warf Gott auch den Apfelbaum aus dem Paradies, der erst wieder von Abraham aufgefunden wurde. Eine seiner Töchter aß die Früchte davon und ward Mutter, weßhalb sie, da sie unverehelicht war, verbrannt werden sollte. Indessen blieb sie von den Flammen unberührt und gebar einen Sohn, welcher Phanuel hieß und von dem die hl. Anna abstammte. In den Legenden findet man die Äpfel, deren Schutzfrau die hl. Martha ist, oft erwähnt. Das Christuskind spielte mit Äpfeln, welche ihm die Engel gepflückt hatten; der hl. Nikolaus trägt als Wahrzeichen drei goldene Äpfel, weil er sie einst drei armen Mädchen in's Haus warf; der hl. Sabas wird mit einem Apfel abgebildet, weil er einst, trotzdem daß er sehr hungrig war, dieses Abzeichen der Erbsünde von sich warf u. s. f.

Das Theilen eines Apfels gilt seit dem Paradiese noch immer als ein Zeichen der Liebe. Am Andreastag, dem großen Loostag für Unverheirathete, erbittet sich ein Mädchen von einer Wittwe einen Apfel, theilt ihn schweigend in zwei Hälften, ißt die eine davon und legt die andere unter das Kopfkissen, um den Zukünftigen im Traum zu

sehen [1]. Andere schälen in dieser Nacht einen Apfel, ohne die Schale zu zerbrechen und werfen diese dann über die Achsel. Auf dem Boden angekommen, bildet sie den Anfangsbuchstaben des Namens dessen, der da als Bräutigam kommen wird. In Oberösterreich steckt man am Thomasabend einen Apfel unter die Achsel, trägt ihn bis Christnacht und geht dann beim Aveläuten vor das Haus und beginnt den Apfel zu essen. Der ersten Person jedoch, die vorübergeht, gibt man eine Spalte des Apfels, denn jene Person hat großen Einfluß auf das Schicksal des Essenden, und großes Unglück würde diesen bedrohen, wenn er dem Kommenden nichts darböte [2].

Am Neujahrstag soll man keine Äpfel essen, denn sonst bekommt man ebenso viele Geschwüre, als man Äpfel aß. Wer den Apfelbaum der Sarmensdorfer Einsiedelei abhaut, wird von einer Augenkrankheit heimgesucht [3]. Das Gestell der Säge, mit welcher das Holz zum Nodfür oder Johannisfeuer geschnitten wird, soll von einem Apfelbaum gezimmert sein, in welchen der Blitz schlug. Wie der Birnbaum, so berstet auch der Apfelbaum, wenn man ihm einen Zaubergürtel umbindet. Borstorferäpfel verhindern die Geburt. Die gespenstischen Waldleute necken die Vorübergehenden, indem sie dieselben „unsichtbar" mit Holzäpfeln bewerfen. In den zwölf Nächten soll man nicht Flachs brechen, sonst verderben alle Äpfel und Birnen, und wenn man Äpfel fand, die im Nachhausegehen zu Gold werden,

---

[1] Meier. 454. — [2] Baumgarten. 6. — [3] Rochholz. Aarg. Sag. 82.

so muß man davon schweigen, sonst werden sie im Augenblick faul. Da war z. B. einst der Musikus Johannes Meier bei einer Kindtaufe in der sogenannten Mordmühle bei Hildesheim. Er ging spät in der Nacht zurück und kam an dem Zwergenloch vorüber, wo diese Erdgeister so eben ein Gastmahl hielten, bei welchem alles klein war, nur die Weinflaschen und das Obst ausgenommen, denn Wein und Obst besitzen die Zwerge nicht und müssen sie daher den Menschen stehlen. Die Gesellschaft war sehr freundlich gegen den Musikus, beschenkte ihn mit Äpfeln und Birnen, gebot ihm aber streng zu schweigen. Nach dem Fest schlief er ein, und als er erwachte, war sein Rock so schwer, daß er sich kaum erheben konnte, denn Äpfel und Birnen hatten sich in Gold verwandelt. Das machte ihn nun sehr fröhlich und als er nach Hildesheim kam, fragte er den Thorschreiber, was die halbe Stadt koste, indem er beifügte, die Zwerge hätten ihm dazu Gold genug geschenkt. Da wurden seine Säcke plötzlich leicht und feucht und statt goldener Äpfel zog er verfaulte hervor:

„Das Wort ist Knecht, der Gedanke frei,
Darum Schweigen dir gerathen sei."

Wie schon angedeutet, fehlt es den Sagen über die Obstbäume nicht nur an Fülle, sondern auch an einer gewissen Tiefe, weil hier fast durchgängig, wenn auch verschleiert, das Sinnliche zu Grunde liegt, welches schon bei dem Fall der ersten Altern den Sieg über das Geistige davon trug. Wir haben nun noch die letzte Gruppe der Bäume, nämlich die Nadelhölzer zu betrachten.

C. Die Tangeln.

Wir zählen in Deutschland nicht mehr als eilf Hauptarten von Tangelbäumen, nämlich die Föhre oder Kiefer (Kienföhre, Pinus sylvestris). — Die auf den Alpen an der Baumgränze wohnende Legföhre (P. pumilio). Die auf den Felsen Niederösterreichs vorkommende österreichische Föhre (P. pinaster). — Die Weymouthskiefer (P. strobus), die aus Amerika stammt und im westlichen Deutschland forstmäßig gebaut wird — die Zirbelkiefer (P. cembra) der Hochalpen, — die Lärche (P. larix), — die Tanne (P. abies), — die Fichte (P. picea) — den Wachholder (Juniperus) und die Eibe (Taxus). Wie bei allen anderen Gewächsen sind auch die verschiedenen Tangeln von der Sage bald mehr, bald minder bedacht.

Die Lärche ist die einzige unter den Nadelhölzern, die im Herbst ihre Blätter abwirft, sie kommt besonders in Tirol in großen Beständen vor, weßhalb dieses Land gewissermaßen als der Sitz der Sagen dieses Baums zu betrachten ist. So stand in der Nähe von Naunders eine uralte, zwieselichte Lärche mit schöner, runder Krone, unter welcher einst zu den Göttern gebetet und von den Priestern Gericht gehalten wurde, weßhalb sie den Namen des heiligen Baumes trug. Man holte Kinder, besonders die Knaben von ihr, niemand nahm Holz aus der Nähe dieser Lärche, selbst wenn er es geschenkt bekam, man beobachtete ein ernstes Schweigen bei ihr, Lärmen und Schreien galt dort als

Unfug, Fluch und Zank als ein Frevel. Wurde der Baum verletzt, so gab er Blut, wer ihn zu beschädigen suchte, verletzte sich selbst und wurde nicht eher gesund, als bis die Wunde der Lärche vernarbt war; — dicht bei ihm fanden sich die Ruinen des hl. Baumschlosses, das in Folge einer Verwünschung sammt allen seinen Schätzen zu Grunde ging. Trotz ihrer einstigen Heiligkeit und trotz der Scheu, die man vor dieser Lärche ererbt hatte, fand sie doch einen Widersacher und zwar an Alois Prantner, der sie im Jahr 1855 fällte [1].

Auch im Valserthal stand eine geheiligte Lärche, zu welcher man bis zum Jahr 1658 wallfahrtete. Im Jahr 1392 schickte die große Frau im Himmel, die Mihila, einen Engel auf die Erde, der sich an jener Stelle niedersenkte, die nun „Waldrast“ heißt, und zu einem hohlen Lärchenstock sprach: „Du Stock, du sollst der Frauen ein Bild fruchten, denn bald wird da ein Kirchfahrt ankommen.“ Und wirklich wuchs in dem Strunk ein Marienbild, welches am Ostersonnabend 1407 von den Hirtenknaben Hanns und Peter von Würzers entdeckt und dann mit der Säge herausgeschnitten und nach Matrei gebracht wurde. Zwischen Absam und Vamp, am linken Ufer des Inn, wuchs ebenfalls ein Marienbild in einer Lärche, die einen eigenen Zauber besaß, indem sie wunderbar säuselte und die Vorübergehenden so anzog, daß sie sich nur mit Widerstreben von dem Baum trennten. Im Schloß zu Kienburg wandelt ein Geist, der wie die erwähnte

---

[1] Zingerle. 109. Alpenburg. 255.

Birkenjungfrau nur dann erlöst werden kann, wenn aus der jüngeren Lärche, die auf der Ruine steht eine Wiege für einen Knaben gezimmert werden kann [1].

Die große Fichte bei Landeck, in Tirol, hieß ebenfalls „der heilige Baum" und soll schon zur Zeit dort gestanden sein, als noch alles Urwald war. Auch sie trug ein Marienbild und in ihrer Nähe war ein einzelnes Haus, das wegen seiner Abgelegenheit der Einödhof genannt wurde. Einmal im Jahre 1265 kehrten die Eheleute dieses Hauses wie gewöhnlich nach der Arbeit zu ihrer Wohnung zurück, als ihnen die Magd voll Entsetzen entgegenlief und ihnen erzählte, daß ihre beiden Kinder von einem Wolf und einem Bären geraubt seien. In namenloser Angst eilen die Ältern zur Fichte, und flehen so innig zur hl. Mutter, daß sich diese erbarmt und die reißenden Thiere zurücklenkt, welche die Kleinen unversehrt vor die Füße der glücklichen Ältern legen, die nun zum Dank eine Kirche bauten, welche im Jahr 1270 vollendet wurde [2].

Als Christus mit seinen Jüngern auf Erden wandelte, kam er auch in's Voigtland. Es regnete und alle wurden arg durchnäßt. Da gewahrte ein Jünger eine sehr große Fichte und rief: O, komm doch, Herr, unter diesen breiten Baum! Allein der Herr entgegnete: Wer den Regen schickte, wird auch Sonnenschein senden; und blieb an seiner Stelle. Da wollte der Jünger doch etwas Klügeres thun, als von der Hoffnung leben, und begab sich unter den Baum. Dieser aber schlug mit seinen Ästen, wie der Haushahn mit

---

[1] Zingerle. 111. 113. 222. — [2] Alpenburg. 183.

den Flügeln und machte ihn naß bis auf die Haut. Auf das Feld jedoch schien die Sonne. Zur Erinnerung an diesen Vorfall läßt die Fichte ihre Äste bis heute niederhängen [1].

Drei Handwerksbursche besahen sich die Trümmer der Neuenburg, in Unterfranken, als eine schöne Frau zu ihnen trat, vor welcher sie sogleich ihre Hüte zogen und den Stromerspruch sagten:

„Wir sind unsrer zwanzig,
Reisen von Mainz nach Danzig;
Ach seid doch so gut
Und werft uns etwas in den Hut."

Da warf die schöne Frau jedem einen Fichtenzweig in den Hut, bedeutete sie, das es Glückszweige wären, und verschwand. Zwei der Bursche warfen die Zweige verächtlich weg, nur der Dritte behielt ihn und dieser wurde zu Gold [2]. Zu Annaberg in Sachsen starb einem armen Mann, Namens Georgi, sein Sohn. Da er die Begräbnißkosten nicht bezahlen konnte, steckte er den Leichnam in einen Sack und begrub ihn hinter dem Kirchhof, wo nun aus dem Grab des Armen eine herrliche Fichte emporwuchs [3].

Unter einer breiten Föhre bei Schneisingen hauste die Etelmutter (Ältermutter, von Atta, Vater) und der Platz um den Baum war stets so sauber gekehrt, daß sich kein Steinchen und keine Waldnadel (Föhrenblatt) fand. Auf dem Anninger, bei Wien, steht eine große Föhre, allgemein

---

[1] Gräße. 432. Eigentlich ist es die Tanne, welche ihre Aeste herabhängen läßt. — [2] Wolf. Zeitschr. I. 298. — [3] Gräße. 336.

bekannt unter dem Namen der „breiten Föhre“, weil sie ganz schirmförmig gewachsen ist. Sie wurde einst von einer Fei bewohnt, welche die Guten belohnte, die Bösen neckte, und einige Zwerge zur Bedienung hatte. Zwischen Wittnau und Wegstetten, in der Schweiz, stand eine Föhre mit einem Marienbild, an welchem oft ein Kind vorübergieng, das, ohne zu beten, immer am Stamm einige Silbermünzen fand. Als es älter wurde, stiegen die Münzen an Werth, und einmal stand eine fremde Frau dort mit weißer Haube, rothen Heidenschoppen (Mantel, Schaube), rothem Rock und Strümpfen, hielt ein rothes mit Troddeln besetztes Säckchen in der Hand und schenkte dieses dem Kind. Die Tasche war schwer, das Kind glaubte sie mit Geld gefüllt und eilte damit fort. Nach einer kurzen Strecke sah es sich um, aber da war die Frau plötzlich so gealtert, daß es erschrack, die Tasche fallen ließ und fortlief. Man sah die Frau dann nie mehr, das Kind fand keine Münzen mehr, und der Baum wurde endlich umgehauen, und das geschah alles, weil es dem Kind niemals einfiel zu beten [1].

Die Tanne nimmt unter den Tangeln beinahe dieselbe Stelle ein, wie die Eiche unter den Laubbäumen, sie trägt den Charakter eines hohen Ernstes und einer gewissen Würde, und ihre breiten, tiefgesenkten Äste erinnern an die Schwingen eines Aars. Auch hat ein Wald von Hochtannen insoferne Ähnlichkeit mit dem Eichwald, als auch hier jeder einzelne Baum nach allen Seiten hin entwickelt ist und einen gewissen Lichtraum um sich hat. Wo es daher keine Eichen

---

[1] Rochh. Aarg. S. 85.

gab, war es ganz begreiflich, daß man Tannen für den Wohnsitz der Götter erklärte und diese Bäume waren dann wie die hl. Eichen gefeit und gebannt, und strömten Blut aus, sobald sie verletzt wurden. Walter Tell sagt zu seinem Vater (Act. III, Sc. 3):

„Vater, ist's wahr, dass auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

Tell. Wer sagt das Knabe?

Walter. Der Meister Hirt erzählt's. Die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe."

Tacitus (I. 51) erzählt von dem Fest der Tanfana, bei welchem Tannenzweige in der Hand getragen wurden, und von diesem Fest leitet man auch unseren Weihnachtbaum ab. Eine der berühmtesten Tannen findet sich bei dem Wallfahrtsort Thann, im Elsaß. Der hl. Maternus trug in dem Knauf seines Pilgerstabes einen Finger und den Ring des Bischofs Theobald. Er kam auf seiner Wanderung Abends zu dieser Tanne, stieg auf dieselbe um darauf zu schlafen und lehnte seinen Stab an ihren Stamm. Als er am Morgen erwachte, war der Stab mit der Tanne verwachsen und dieses Wunder gab Anlaß zur Errichtung eines Wallfahrtsortes. Am ersten Juli werden dort noch drei hohle mit Spänen gefüllte Tannen verbrannt. Zu Ettenheimsmünster stand eine uralte Tanne, welche der hl. Landolin fällte und aus aus deren Holz er ein Kreuz zimmerte, er wurde dafür aber von den Heiden erschlagen [1]. Als der

[1] Menzel. Symb. II. 433.

hl. Martin in Schweden das Christenthum predigte und einen Götzentempel niederreißen ließ, hatte niemand etwas dagegen, als er aber die daneben stehende Tanne umhauen wollte, widersetzte sich das Volk, welches von der Idee nicht abgehen konnte, daß dieser Baum von einem übernatürlichen Wesen bewohnt sei.[1] Man glaubt noch an vielen Orten, daß in alten Tannen geisterhafte Wesen hausen. So stand am badischen Oberrhein, bei Schloß Wirlingen, eine Tanne, an welche das Schicksal einer wandelnden weißen Jungfrau geknüpft war. Man zimmerte aus dieser Tanne eine Wiege, und das Kind, für welches sie bestimmt war, schlief darin, bis es gehen konnte, dann aber ertrank es im Bach. Es war der Erlöser der Jungfrau und sollte ohne die Leiden des Lebens durchzumachen, den Lohn der Seligkeit erhalten.[2] Auf einem großen Tannenbaum bei Gmünd saß die Hexe Dull und wollte Hagel über die Gegend ausschütten, allein sie wurde durch das Läuten der Glocken daran verhindert.[3]

Als die Herren von Bernau, im Frickthal, ihr Schloß bauten, nahmen sie das Holz aus dem Tannenwald Grünschholz, welcher der Gemeinde Galten gehörte, die einen Rechtsstreit darüber eröffnete, den sie aber den Herren gegenüber verlor. Da zeigte sich der Tannhuper, mit feinen feurigen Augen, bald als Vogel (Uhu), bald als kleines Männchen, oder auch als Waldesel, schrie immer: hup! hup! und wollte zu Nacht Niemand durch den Tannenwald lassen. Endlich kamen aber Fremde, die den Spuk nicht fürchteten,

---

[1] Afzelius II. 309. — [2] Rochh. Aarg. Sag. 90. — [3] Panzer. I. 20.

sie holzten den Wald ab, und der Tannhuper starb aus Gram darüber. Als einige Nachtbuben auf einer Tanne im Schwederloch saßen und gestohlene Trauben verzehrten, war es, als ob Jemand in Holzschuhen daher klapperte. Sie erschracken und entflohen, wurden aber von einem Tannenbusch bis an den Wagenschoppen verfolgt. [1]

Da Paracelsus in Appenzell war, kam er zu einer Tanne, in welche der Teufel mittelst eines Zäpfchens verkeilt war. Der Gelehrte versprach dem Teufel, ihn zu befreien, wenn ihm dieser die Goldtinktur verschaffe. Als aber der Böse frei war und Paracelsus die Tinktur in Händen hatte, machte es dieser, wie der Fischer mit dem gigantischen Geist: er stellte sich äußerst verwundert darüber, wie eine so große Gestalt in der kleinen Öffnung der Tanne Platz haben könne, und wußte den Teufel so geschickt zu beschwätzen, daß dieser wirklich sein Kunststückchen zeigte, sich in eine Spinne verwandelte und in das Loch kroch, welches der schlaue Paracelsus sogleich wieder verspündete. Der Teufel steckt aber noch in jener Tanne, und an jener Stelle darf wegen der Lavinen kein Baum gefällt werden. [2]

Wie auf allen großen Bäumen finden sich auch auf Tannen Marienbilder. Auf dem Bichelberg, in der Oberpfalz, steht die Kapelle der „Mutter Gottes am schönen Tannerl". Vor mehr als dreihundert Jahren mußte ein Ritter Hans zu seinem Freund, dem Pfarrer zu Rickenbach, im Schwarzwald, flüchten. Als er einst in diesem Wald jagte, hörte er einen Gesang, der aus einer Tanne kam.

---

[1] Birrcher. 20. 33. — [2] Rochh. a. a. O. 64.

Der Baum war hohl, aber innen auf dem Wurzelstock stand ein Marienbild, über welches dann eine Kapelle gebaut wurde. [1]

Vermuthlich in Folge altheidnischer Gebräuche wurde in Schlesien, bei dem sogenannten Todaustragen, ein mit Strohketten gefesselter Tannenbaum umhergeschleppt, [2] und desselben Ursprungs mag auch die Sitte an der Südseite des Drömlings, in der Mark, sein, nach welcher die Jungen, welche zum erstenmal das Vieh hüten, eine Tanne mit Thierknochen verzieren und an den Gipfel einen Pferdeschädel binden müssen. [3] An manchen Orten setzt man am Christabend Tannenzweige vor die Hausthüren und Viehställe, um Krankheiten und Seuchen abzuwenden. Die Dienstleute dürfen jedoch für das Holen dieser Zweige nicht bezahlt werden, und bekommen daher Kuchen und Kleider zum Geschenk. Am Kocher und an der Rems wurden am Morgen des Pfingstsonntags so viele junge Tannenbäume, als Pferde im Gehöfte waren, auf den Dünger gesteckt. Diese Tannen waren schraubenförmig abgeschält, durften von Niemand berührt werden, und wurden, wenn sie verdorrt waren, mit einer gewissen Achtung beiseite gelegt. Tannzweige verwendet man auch zu Wetteranzeigern, indem man sie wagrecht in die Mauer steckt, wo dann ihre Spitze, je nachdem das Wetter gut oder schlecht wird, um einen Zoll steigt oder sinkt.

Im Jahr 1618 kam ein von Jägern verfolgter Hirsch in die Gärten von Stendal, und war so verwirrt, daß er in

---

[1] Birrcher. 5. 51. — [2] Grimm, Myth. 728. — [3] Kuhn. 323.

den offenen Brunnen eines Tuchmachers stürzte, der ihn mit Hülfe seiner Gesellen herauszog. Der Hirsch war nun nicht mehr scheu, sondern besah sich die Stadt, besuchte den Dom, sah dort wie dankend zum Altar empor, und die Leute gaben ihm das Stadtwäldchen zum Aufenthalt. Da zeigte Gott, wie angenehm es ihm sei, wenn die Menschen Mitleid mit den Thieren haben, und ließ auf dem Gemäuer der Kapelle junge Tannen wachsen, die denen im Stadtwald vollkommen ähnlich waren, und wenn man sie später zeigte, wurde auch die Geschichte vom Hirschen erzählt. Im Jahr 1637 stürzte die Kapelle ein, aber die Tannen blieben unversehrt, und wurden erst zu Ende des dreißigjährigen Kriegs von rohen Soldaten zerstört. [1]

Als im Dorf Auenstein, an der Aar, eben eine Bäuerin ein Mädchen geboren hatte, trat eine fremde Frau herein und bat um Nachtherberge. Als sie des nächsten Morgens aufbrach und sich bedankte, wünschte sie der Neugeborenen Glück, bemerkte jedoch, daß man das Kind wohl bewahren müsse, indem sie im Traum eine Tanne sah, welche darauf hindeute, daß sich das Kind an seinem zwanzigsten Geburtstag erhängen würde, und daß diesem Unglück nur dadurch vorgebeugt werden könne, wenn man das Kind sogleich daran gewöhne, Alles im Namen Gottes zu thun. Dieser Rath wurde befolgt, und man ließ die Tochter nie allein. Als nun der zwanzigste Geburtstag kam, weckte sie der Vater mit dem Morgengrauen, denn er wollte diesen bedenklichen Tag fern von den Menschen zubringen, und ging mit ihr

---

[1] Weihe, Sag. von Stendal. 66.

auf einen einsamen Berg. Bei einer herrlichen Tanne blieb sie aber stehen und rief: „Was ist das für ein schöner Baum, auf den möchte ich steigen!“ — Dem Vater mochte bei diesem Ausruf ein Stich durch das Herz fahren, aber er faßte sich und sagte: „So steige denn in Gottes Namen hinauf!“ Aber als das Mädchen hinan wollte, hielt es plötzlich inne, wandte sich verwundert zu ihrem Vater und sprach: „Vater, Vater! ich kann nicht!“ — Der Vater dankte Gott im Stillen, der Tag verging ohne allen Unfall und das Leben der Tochter war gerettet.[1]

Die „Bedeutung der Blumen“ (Nr. 6) sagt sinnig von der Tanne:

„Weme sine (liebe) anfangk freundlich ist, und in dem mytten ein wenig freude (biethet) und gar lustlich endet, der salt thannen tragen, wan die thanne ist von erst groener dann ander laub, und fecht dann ane zu falwen, und wenne is zu holze kommt, soe ist is lichter dan ander holze.“

Von der Eibe erzählt Julius Caesar,[2] daß sie sowohl in Gallien als in Germanien in großer Menge wachse und daß sich Kativolk, ein Anführer der Eburaner, mit dem Saft der Eibe vergiftet habe, um den Römern nicht lebend in die Hände zu fallen. Es heißt, daß das Schlafen im Schatten einer Eibe schädlich sei, und Plinius will sogar wissen, daß ihre Ausdünstung zur Zeit der Blüthe ringsum Tod verbreite. Nun ist zwar der Geruch der Eibe, besonders Abends nach heißen Sommertagen, wirklich unangenehm, indessen

---

[1] Rochh. Aarg. Sag. 88. — [2] De bello gallico. L. VI. c. 31.

scheint dieser Baum doch viel von seinem einstigen Gift verloren zu haben, und Kinder, „die den Eibenbaum stundenlang anstarren, ohne sich daran sättigen zu können“, [1] essen die Eibenbeeren ohne Schaden. In der Grafschaft Bentheim steht bei der Stiftskirche zu Dietmarschen eine Eibe von mehr als zehn Fuß Umfang. Als die Kirche im Jahr 1152 erbaut wurde, stand sie, dem Stiftungsbrief der Kirche zufolge, schon dort und müßte nun siebenhundert Jahre alt sein. Ein Stück Eibenholz bei sich getragen, vertreibt allen Zauber, daher sagt man im Spessart: „Vor der Euwe ka Zauber ko bleibe.“

Auch der Sevenbaum, der seinen Namen von den Früchten (Seven oder Sifen) haben soll, stinkt und ist daher den Hexen so unausstehlich, daß man sie mit einem einzigen Zweig desselben verjagen kann. Leider scheint er nicht dieselbe Kraft auf gewisse alte Weiber auszuüben, die seine Blätter benützen, um jungen Sünderinnen vor der Welt durchzuhelfen, weßhalb ihn auch der Volkswitz „Jungfernrosmarin“ nennt. Da der Sevenbaum starr und unbeweglich ist und ein düsteres Ansehen hat, pflegt man ihn auf Friedhöfe zu pflanzen.

Wir wollen den langen Weg, den der freundliche Leser mitwandelte, bei der Frau Kranewitt oder Machandel, nämlich beim Wachholder beschließen, dessen man fast in keinem Hause entbehren kann. Durch nichts wird die Stubenluft so gut geräuchert, als durch das Verbrennen von Wachholderholz. Kennt der Bewohner der rauheren

---

[1] Rochh. Kinderlied. 318.

Gebirge oder des nördlichen Haidelandes etwas Besseres, als seinen Wachholderbranntwein, der ihn nährt, ihm den Magen stärkt und erwärmt und sein Blut kräftiger kreisen macht? Kann man gutes Wildpret ohne Wachholderbeeren bereiten, die in Westphalen noch immer „heilige Beeren" und „Weiheicheln" genannt werden? Was thäte die arme Älplerin, wenn sie ihren Kleinen an Festtagen nicht einmal Brod mit etwas Zucker und Machandelbeeren backen könnte, woher nähme sie, wenn eines der Kinder erkrankt, ihren „Thee", und aus was sollte der Landbader seinen Theriak, den er gegen alles gebraucht, bereiten, wenn es keinen Kranewitt gäbe? Frau Kranewitt sticht zwar mit ihren Nadeln, aber dafür sorgt sie auch für die Menschen, für die Krammetsvögel, für den Auerhahn u. s. w., und trägt neben ihren reifen Beeren immerfort grüne, damit der Vorrath nicht ausgehe. Es gibt auch kein Gewächs, von welchem man, sowohl in alten Kräuterbüchern, als bei dem Landvolk, mehr Recepte fände, als von der Frau Karwendel; sie hilft gegen Seitenstechen, gegen das Zipperlein, gegen Gift und verschlagene Winde, gegen Husten und Keuchen, gegen Magenweh und Harnleiden, gegen Rhevma und Asthma, gegen Freisam und Brustschmerz, gegen Flechten und Schlafsucht, gegen Schwermuth und selbst gegen Aberwitzigkeit, „die von übrigem Schleim" herrührt, und wird in den mannigfachsten Gestalten, bald als Rauch, bald als Absud, bald als Öl, bald als Geist angewendet, ja sogar ihre Asche dient besser als jede andere zu Fußbädern. Wenn Jemand an den Pocken leidet, so darf man nur einen Saphir nehmen, ihn in Wachholderöl tauchen, und damit einen Kreis um die

Pocke ziehen, so wird das Pockengift nie über diesen Zirkel hinausgehen und muß „aufbrechen und ausfahren". Die gute Frau Kranewitt gibt sich in ihrer Bescheidenheit sogar auch dazu her, Leichdorne und Warzen zu vertreiben. Um die letzteren los zu werden, geht man Mittags zu einem Kranewittstrauch, schneidet drei Ästchen ab, legt sie sorgfältig an die Erde und belastet jedes mit drei Kieseln. Mit dem Verdorren der Zweige verschwinden auch die Warzen. Mit den Leichdornen hat man es noch bequemer, man bricht an der Wachholderstaude nur so viele Wipfel ab, als man „Hühneraugen" hat, aber so, daß sie — die Wipfel nämlich — am Strauch hängen bleiben. Wie sie vertrocknen, so verlieren sich auch jene sehr unnöthigen Hautbildungen.

Es begreift sich von selbst, daß ein so vortreffliches Wesen, wie Frau Kaddig — denn sie führt eine Menge von Namen — auch gegen alle bösen Geister, Hexen, Kobolde, Druden und selbst gegen den Teufel schütze, daher schnitzt sich der Kutscher seinen Peitschenstock aus Kranewittholz, damit ihm Niemand seine Pferde festbannen könne, die Bäuerin wählt einen Wachholderstab zum Buttern, der Böttcher bindet sich aus Wachholderholz ein handsames Krüglein, damit ihm sein Trunk nicht verzaubert werde, der Drechsler drechselt aus einem Wachholderstrunk einen Becher, an welchem man erkennt, ob ein Getränke gesund oder vergiftet sei; und der Bauer schnitzelt sich sein Pfeifchen aus Kranewittholz, weil aus diesem doch am allergesundesten zu rauchen ist. Wer auf einer Wanderung ungewöhnlich müde wird, darf nur kurze Zeit unter einem Wachholderstrauch schlafen, um sich wieder ganz gestärkt zu fühlen.

Der gelbe Samenstaub des Wachholder, der bei windstillem Wetter häufig am Boden zu sehen ist, soll zum Fortwuchs der jungen Waldbäume unentbehrlich sein, und das Erdreich ungewöhnlich befruchten, der Jäger legt ihn in die Schlinge oder in die Falle, der Fischer ködert ihn mit Brot gemengt an die Angel, und die Landleute nennen ihn Blüthenrauch, Haidesegen, Waldsegen und Gnadenregen, weil sie von seiner Wohlthätigkeit so tief überzeugt sind.

Unter Kaddigsträuchern wohnen auch Geister. Bei Gutwendel, nächst Osterhamingen, steht ein schöner Wachholder, den einst ein Knecht umhauen wollte, aus welchem aber eine ernste Stimme rief: „Ich sage dir, haue den Baum nicht um!“ worüber der Knecht erschrack und entfloh.[1] Am Niederrhein geißelt die Spinntrude die trägen Dirnen mit einem Wachholderzweig aus den Betten und zum Spinnrad. Mittelst der Frau Kranewitt kann man Diebe zwingen, das Gestohlene zurück zu bringen. Man geht zu diesem Zwecke vor Sonnenaufgang zum Wachholderbusch, beugt einen Zweig mit der Linken nach Osten bis auf die Erde herab, und legt einen Stein darauf, damit er nicht emporschnellen kann, wobei man spricht: „Wachholderstrauch, ich thue dich bücken und drücken, bis der Dieb dem N. N. sein gestohlen Gut hat wieder gebracht.“ Der Dieb wird nun kommen. Sobald er aber das Gestohlene brachte, muß man den Zweig lösen und den Stein genau an seine frühere Stelle legen.[2] Wer es versteht, sich un-

---

[1] Tettau-Temme. 259. — [2] Wolf, Sagen. Nr. 22.

sichtbar zu machen, der verwandelt sich in einen Wachholderstrauch, den dann Niemand berühren darf. Nur Hunde können nicht getäuscht werden, da sie den Verwandelten wittern, sie können ihm aber durch Beißen nichts anhaben.

Die Karwendel ist übrigens auch ein Muttergotteskraut, denn die h. Maria trug einst einen Kranz von Kranewitt, der wegen seines fortdauernden Grüns auf die Ewigkeit deutet. In der Kapelle „Maria Ort an der Naab" steht ein Steinbild der h. Maria, das ganz von Wachholder umgeben ist. Es scheint von sehr alter Arbeit zu sein, denn die h. Maria hält in der Linken eine morgenländische Blume (Lotos?), und das Christuskind trägt mit beiden Händen ein Wiesel. Dieses merkwürdige Steinbild schwamm, ganz von den Zweigen eines Wachholderstrauchs eingehüllt, die Donau hinauf, wandte sich in die Naab und landete bei Ort, wo sodann die genannte Kapelle erbaut würde.[1]

Kohlen von Wachholderholz wurden häufig auf den Begräbnißplätzen der Germanen gefunden, denn es gehörte zu jenen geheiligten Hölzern, mit denen sie ihre Todten verbrannten. Noch jetzt streut man in manchen Gegenden an Festtagen Wachholderreiser in die Zimmer und Ställe, um sie gewissermaßen zu weihen, wie man auch in die Palmbüsche Kranewittzweige steckt. Endlich gibt es noch heute Waldungen, in denen Frau Kaddig nicht gefällt werden darf, zu welcher die Hainbuche eine so große Neigung hat, daß sie absterben würde, wenn man ihr die freundliche Nachbarin raubte.

---

[1] Panzer. II. 348.

Viele Monate sind seit jenem Christabend vergangen, an welchem ich diese Blätter zu schreiben begann, und manches ist seitdem eilend vorüber gezogen. Überall treten Veränderungen ein, überall weicht die frühere Zeit einem neuen Streben und Treiben. Und selbst die Pflanzen ziehen sich allmählig vor dieser neuzeitigen Kultur zurück, und suchen die Einsamkeit und Ungestörtheit. Wie entzückte einst der weltbekannte Prater mich und meine Jugendgenossen. Da war, dicht neben dem Getriebe der großen Menge, alles noch so frisch und grün. Da standen uralte Ulmen und mächtige Weiden und Erlen, an denen der wilde Hopfen in klafterlangen Ranken emporstieg, da blühten mannshohe Königskerzen und der stattliche Weiderich, von zahllosen Schmetterlingen der schönsten Arten umflattert, da war die schaurige Au, die wir Abends nicht zu betreten wagten, weil dort der eifersüchtige Soldat seine Liebste erschoß; da waren die schäumenden Wirbel der Donau, welche unseren Liebling, den schönen Maler Haunold, in die Tiefe hinab zogen, und die wir seitdem mit größter Scheu betrachteten; da schlug in Mainächten der Sprosser, dem wir stundenlang zuhörten — — jetzt ist dort alles der Macht der Eisenbahn

gefallen, die grünen Wege wurden zu staubigen Straßen, die Blumen und Schmetterlinge sind verschwunden, und anstatt der Nachtigall hört man nur das schrille, schneidende Pfeifen des Dampfwagens. So verhallt die Sage und so wird das einst Wahre zur Sage. Daher ist es auch so nothwendig, so dringlich, alles Poetische aus früheren Tagen festzuhalten, und zwar nicht für unsere nächste Nachwelt, die sich das Merkantile zur höchsten Aufgabe stellt, sondern für eine spätere, die wieder gezwungen sein wird, sich der Natur zuzuwenden, für die aber, wenn das Ausrotten der Wälder noch weiter fortschreitet, eine Erzählung von einer unserer Jugendwanderungen durch einen Urwald nicht viel fremdartiger klingen wird, als ein Mährchen aus „Tausend und einer Nacht".

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Alphabetisches Register der Pflanzen.

Aaronsstab 185.
Abwesende durchzubläuen 245.
Adiantum, vertreibt melancholisches Geblüt 217.
Adlerfarn 217.
Aehren als Symbol 108.
Aepfel 329.
Aesche 302.
Aglei 160.
Ahorn 314.
Alant 129.
Alberflecke 87.
Allerheiligen, Gebräuche am Fest 51.
Allermannsharnisch 84.
Allerseelen, Gebräuche am Fest 52.
Alpennelke 164.
Alpenrose 219.
Alraun 10.
Andorn 145.
Andreasabend, Loosen am 53.
Angelika 138.
Angstwurz 138.
Anis, gegen Alpdrücken 2c. 201.
Antirrhineen 172.
Apfelbaum 329.
Astloch 283.
Augentrost 173.
Ausgraben der Kräuter 73.

Baldrian 148.
Balken, enthalten oft Geister 279.
Balsamineen 164.
Barbaratag, Gebräuche am 53.
Bauer, pfiffiger als Teufel 119.
Baukräuter 188.
Baum des Heils 257.
Bäume 260.
Bäume, heilige, und deren Verehrung 271.
Beeren, heilige 347.
Beifuß, dessen Anwendung und Nutzen 122.
Beinwell 171.
Betonie 144.
Benediktenkraut zu graben 204.

Bibernell 137.
Bilsenkraut 180.
Bilwitz 98.
Bingelkraut 186.
Binse, bei den Elfen beliebt 96.
Birke 307.
Birkenlaub, gegen Nestel und Gicht 309.
Birkenruthen, nützlich zur Kinderzucht 310.
Birnbaum 327.
Bitterfüß 182.
Blumen auf Gräbern 14, 15.
Blumen, in Gold und Silber verwandelt 177.
Blumen, Sagen von 61.
Blumen-Namen 65, 68.
Blumenorakel 63.
Blutbäume 271.
Blüthenrauch 349.
Blutungen, stillt Gauchheil 174.
Bohne 207.
Bohnenfest 208.
Borragineen 170.
Borretsch, macht angenehme Träume 171.
Borstengras 97.
Brod, Gebräuche und Aberglauben vom 117.
Brombeeren 255.
Brot, Leichen und Verbrechen damit zu entdecken 110.
Brüche in Eichen verspünden 301.
Buche 315.
Buchstabenlernen, durch Rettich befördert 200.
Buchwaizen 198.

Chapezinerzipfeli 164.
Charfreitag, Gebräuche am 27.
Chenopodiaceen 176.
Christfest, Gebräuche am 55.
Cichorium 125.
Convolvulaceen 170.
Crassulaceen 167.

Dicotyledonen 120.
Diebe zu zwingen 349.
Dill, schützt vor Zauberei 202.
Distel 132.
Doldenträger 136.
Donnerbart 167.
Donnerkraut 134.
Donnernessel 158.
Donnerrose 219.
Dorant, alten Weibern wohlbekannt 172.
Dornbüsche 240.
Dost, Hauptmittel gegen Geistergesindel 140.
Dreifaltigkeitsblume 152.
Droseraceen 163.

Eberwurz 121.
Edelweiß 130.
Ehrenpreis 153.
Eibe 345.
Eiche 292.

Eichen, empfindlich gegen Unthaten 293.
Eichen, heilige 297.
Eichenblätter 292, 301.
Eichwald 261.
Eisenkraut 146.
Eiszapfen, zeigen das Gedeihen des Flachses an 193.
Elfenhandschuh 160.
Elfenrauch 162.
Elfenstrauch 254.
Engelwurz 138.
Enzian 169.
Epheu 24.
Epheulaub gegen Berauschung 25.
Erbsen 205.
Erdbeere 165.
Erdgeister, dienen in Häusern 92.
Erdrauch 162.
Erdscheibe 186.
Erle 314.
Erntefest, das alte 107.
Erstlingsfrüchte, sollen Kinder pflücken 321.
Erzangelik 139.

Farnkraut 211, 214.
Farnsamen, macht kräftig und unsichtbar 212.
Farnsamen zu gewinnen 211, 213.
Faulbaum 254.
Fenchel 202.
Festmachen, mit einer Haselnuß 246.
Fichte 337.
Fichtenzweige — Glückszweige 338.
Fingerhut 184.
Flachs 188.
Flachsblüthen, bewirken Liebe 193.
Flachsernte, eine gute zu bekommen 191.
Flockenblume 128.
Flurpflanzen 159.
Föhre 338.
Frau Kranewitt 346.
Frau, leichtes Mittel, dieselbe los zu werden 203.
Frauenhaar 217.
Frohnleichnamskränze 44.
Frohnleichnamstag, Gebräuche am 43.
Fumariaceen 162.
Fünfblatt 166.

Galläpfel 302.
Gamander 145.
Gänsefuß 176.
Garn, recht weiß zu machen 193.
Gauchheil 173.
Geister herbei zu rufen, durch Stechapfelsamen 183.
Gelbe Rübe 202.
Gemswurz 132.
Gentianeen 169.
Geraniaceen 164.

Gerste 112.
Getreideregen 116.
Getreidepreise vorher zu bestimmen 107.
Getreidesagen 98.
Gewitter zu brauen, Kräuter um 71.
Gicht, durch Holder zu vertreiben 259.
Gichtmorchel erhöht die Kraft 210.
Gichtstock 256.
Gideonswurz 163.
Giftpflanzen 179.
Giftschwämme, Leckerbissen der Elfen 210.
Ginster 134.
Gliedkraut 145.
Gnadenregen 349.
Godeskraut 171.
Gotteshut 160.
Grangelbeere 220.
Gräser 86.
Grashalm, gegen Kopfschmerz 89.
Greiskraut 134.
Gretel in der Staude 177.
Grundheil 153.
Gründonnerstag, Gebräuche am 26.
Gundelrebe 139.
Gundram 139.

Haarlinsen über den Kopf streuen 194.
Habichtkraut 133.
Hafer 114.
Haferfeldtreiben 115.
Hagenbuttengerte zu schneiden 237.
Hagedorn 235.
Hagrose 235, 238.
Hahnenfuß 187.
Hahnenfußblüthler 160.
Haidekraut 218.
Haidesegen 349.
Hainbuche 316.
Halmziehen 90.
Hanf 197.
Hanfsamen säen, um den Schatz zu sehen 197.
Hanns am Wege 176.
Hartheu, gegen Zauberei 67.
Hasel 241.
Hasel als Wünschelruthe 249.
Haselmännich 160.
Haselmistel 247.
Haselstaude, als Symbol der Vermehrung 242.
Haselstöcke zu schneiden 245, 246.
Haselwurm 248.
Haselwurz 186.
Haselzweige gegen Gewitter 243.
Hauswurz 167.
Heckenrose 235.
Heide 219.
Heidelbeere 220.
Heilands Dornenkrone 239.

Heinrich, guter 176.
Heirathschlüssel 147.
Heliotropium, macht unsichtbar 171.
Hetscherln 238.
Heu, gestohlenes, macht Vieh gedeihen 92.
Heu zu weihen 91.
Hexen zu erkennen 28.
Hexen in der Kirche zu erkennen 197.
Hexenei, wird zu Liebestränken benutzt 210.
Hexenringe 88.
Hexensalbe 5.
Hexenschuß, gegen den 139.
Himmelbrand 152.
Hirse 93.
Holder, eine vollständige Hausapotheke 258.
Holderstrauch 257.
Hollunder 256.
Holzsplitter, deren Nutzen 282.
Hopfen 221.
Hülsenfrüchte 205.
Hundszunge 171.
Hungerblümchen 136.

Immergrün 23.
Ingrün 23.
Irrwurz 213.
Isenkraut 146.
Isländisches Moos 209.
Isop 143.

Jahreskreis der Pflanzen 20.
Johannisbeerstrauch 256.
Johanniskraut, eine segensreiche Pflanze 68.
Johannistag, Gebräuche am 49.
Juelblock, noch nicht ganz verschwunden 282.
Jungfernrosmarin 346.

Kaddig, Frau, gegen böse Geister 348.
Karwendel, Frau 347.
Katzenminze 142.
Kinder, soll man nicht mit Haselruthen züchtigen 245.
Kirschbaum 326.
Klee, vierblätteriger 195.
Klette 134.
Knäuel 166.
Knoblauch, gegen Nestelknüpfen 82.
Knöterich 176.
Kohl 198.
Königskraut 203.
Kopfkohl 199.
Korbblüthler 121.
Körfchenswurz, gegen Gewitter und Hexen 180.
Kornblume 128.
Kornrade 164.
Kranewitt 346.
Krankheiten los zu werden 71.
Kraut 199.

Kräuter, neunerlei, gegen Fieber 48.
Kräuterbüschel aus neunerlei Kräutern 45.
Krautweihtag 44.
Krenn 201.
Kreuzblüthler 136.
Kreuzdorn, vertreibt jeden Spuk 319.
Kreuz-Enzian 169.
Kryptogamen 209.
Küchenpflanzen 198.
Kümmel, den Hausgeistern zuwider 201.

Laabkraut 168.
Lachsnerinnen, gegen den Zauber der 244.
Lärche 335.
Lattich, vermindert das Feuer der Liebe 201.
Laub, soll nicht am Sonntag gesammelt werden 285.
Laubbäume 285.
Lauch 81.
Lavendel 144.
Leberblume 160.
Lein 188.
Leinkraut 172.
Leinsamen, über den Kopf streuen 194.
Lerchensporn 162.
Liebestränke 6.
Liebfrauenstrauch 220.
Lilie 79.
Linde, Baum der Wohnlichkeit 285.
Linden, Sagen von 287.
Lindenblätter und Ruthen 291.
Linsen 205.
Lippenblüthler 139.
Lolch 97.
Löwenrachen 172.
Löwenzahn 129.
Luther-Ulme 317.

Maaslieb 130.
Machandel 346.
Madaun (Madänele) 174.
Madelgeer 170.
Mähen des Grases 90.
Maibaum, Ursprung desselben 31, 33.
Maiblume 37.
Maienzweige 37.
Mandelbaum 325.
Mandragora 10.
Mann, los zu werden 203.
Manna-Äsche 304.
Mannstreu 139.
Maria Himmelfahrt 44, 49.
Marienpalm 220.
Marienpflanzen 69.
Mauerpfeffer 167.
Maus-Äsche 305.
Meerrettich 201.
Meisterwurz 139.
Melancholie, durch Gauchheil vertrieben 174.

Melde, wird zu Fröschen 176.
Melisse 143.
Menschen, stammen von Bäumen 270.
Minze 142.
Mistel, zu geheimen Künsten zu gebrauchen 227.
Mistel zu schneiden 73.
Möhre 202.
Mond, Einflüsse desselben 7.
Mondraute 213.
Monocotyledonen 75.
Moos 209.
Mugwurz, gegen Schwindsucht 124.
Muttergottes-Kirsche 220.

Nachtschatten 180.
Narzisse 85.
Nessel 154.
Nesselsaft, gegen Schwindsucht 124.
Neunerlei Kräuter 45.
Nießwurz 184.
Nothhemd, macht stich- und kugelfest 194.
Nußbaum, wie er zu behandeln 322.
Nüsse, für was sie gut sind 323.
Nymphaea 160, 162.

Obst, soll man nicht loben 321.
Obstbäume, daß sie gedeihen 21.
Obstbäume, woher sie stammen 320.
Odermennig 165.
Odinskopf, schützt vor Gewittern ꝛc. 130.
Orchideen 76.
Ostara, Göttin des Lichts 30.
Oswald und Bilwitz 98.
Oswaldstaude 219.
Otterkraut 213.
Oxalideen 165.

Palmenweihe 28.
Pappel 317.
Pappelknospen, machen langes Haar 318.
Paracelsus u. der Teufel 342.
Perlenblume 131.
Petersilienwurzel, gut, den Mann oder die Frau los zu werden 202.
Pfaffenbinde 185.
Pfingsten, Gebräuche an 39.
Pfingstmaien, gegen Erdflöhe 200.
Pfingstrose zu graben 74.
Pfirsichbaum 326.
Pflanzen mit Einem Keimblatt 75.
Pflanzen mit zwei Keimblättern 120.
Pflanzen, Heilkräfte verschiedener 38.
Pflanzen in Gold und Silber verwandelt 177.

Pfriemenkraut 135.
Pfropfen der Bäume 321.
Pimpinella 137.
Plantagineen 175.
Polygoneen 176.
Potentilla 166.
Preußelbeere 220.
Primeln 173, 175.

Quendel 144.
Quittenbaum 327.

Rafausle 220.
Rainfarrn 133.
Rasen ausstechen 89.
Räuchern, gegen Krankheiten ꝛc. 54.
Rauchnächte, die vier 14.
Rautenarten 165.
Raute zu graben 204.
Raute, ihr Nutzen 203.
Reisigwellen, um Korn aufzuwecken 104.
Rettich 200.
Rhinanthaceen 173.
Riedgras, zum Loosen 97.
Rispengras 95.
Rittersporn 160.
Roggen 111.
Rohr 95.
Rose 230.
Rose auf Gräbern 12.
Rosaceen 165.
Rosenfest 232.
Rosenkönig 231, 235.
Rosensagen 233.
Rosmarin ~~134.~~ 143.
Rostrose 239.
Rübenkohl (weiße Rübe) 200.
Ruhrkraut 130.

Safran 84.
Salat, vermehrt die Milch 201.
Salbei 144.
Samolus, wie er gesammelt werden muß 173.
Sandhafer 94.
Sauerklee 165.
Saxifrageen 168.
Schafgarbe 133.
Schauerjungfrauen 118.
Schemel von neunerlei Holz 282.
Schierling, ein Schönheitsmittel 183.
Schilfrohr 95.
Schlafäpfel (Schlafkunze) 238.
Schlangen zu vertreiben 306.
Schlangenfarn (Schlangenzunge) 217.
Schlehenstrauch 253.
Schlüsselblume 174.
Schmetterlingsblüthler 134.
Schneeglöckchen 85.
Schwalbenwurz 186.
Schwämme 210.
Schwarzdorn 254.
Schwertwurz 84.
Seerose 160.

Segnen der Felder 49.
Seidelbast 221.
Sevenbaum 346.
Siebenjahrgarn, schützt vor Ertrinken ꝛc. 194.
Sieglauch, dessen Anwendung 83.
Sileneen 164.
Singrün 23.
Sonnenthau 163.
Sonnenthau, gut für Jäger 99.
Sonnenwende 171.
Sonnenwendfeuer 49.
Spechtkraut 9.
Spierbaum, bricht den Wellenzauber 319.
Spierzweige schirmen vor Blitz und Geistern 319.
Spindelstrauch 255.
Spitzgras 97.
Springkraut 164.
Springwurzel 8.
Stäbe, ergrünende 284.
Stechapfel 183.
Stecheiche (Stechpalme) 255.
Steinbrech 168.
Steinklee 135.
Steinsilge 202.
Stellaten 168.
Stendeln 76.
Sternblumen 134.
Stiefmutter (dreifarbiges Veilchen) 151.
Stock im Eisen 277.
Storchschnabel 164.
Sträucher 218.
Strohbündel, um Korn aufzuwecken 104.
Strohkränze, als Loos 23.
Strohseile 22.
Strohstreuen, hält die Hexen ab 110.
Strohwisch gegen Vögel 111.
Sturmhut 185.

Tabak, starker 187.
Tangeln 335.
Tanne 339.
Täschelkraut 136.
Taufe, beim Grafen 91.
Taumelloch 97.
Tausendguldenkraut 169.
Teufel, ein schlechter Botaniker 159.
Teufelsabbiß 66.
Teufelswald 269.
Theuerling, bestimmt d. Preis des Korns 211.
Thiere vor Hexerei zu bewahren 199.
Thomasabend, gut zum Loosen 194.
Tollkirsche 182.
Trollblume 160.
Tüpfelfarn 214.

Ueberpflanzen von Krankheiten 259.
Ueberpflanzung der Gicht 180.

Ulme 317.
Ungenannte Kräuter 71.
Ungewitter zu brauen 307.
Unglück auf der Eiche 296.
Unschuld, durch Bäume bewiesen 276.
Unsichtbar, sich, zu machen 207.
Urbanstag, St. 224.

Valeriana 145, 148.
Veilchen 149.
Verbascum 145, 152.
Verbena 145, 147.
Veronica 145, 153.
Vergißmeinnicht 171.
Viola 145, 149.
Vogelknöterich 176.
Vorherbestimmen der Getreidepreise 107.

Wachholder 346.
Wachholderöl gegen Pockengift ꝛc. 347.
Wahnsinn durch Bilsenkraut 181.
Waizen 113.
Wald, der wandelnde 266.
Waldbirnbaum 327.
Wälder, ein Volksheiligthum 263.
Waldkultus 263.
Waldmann 40.
Waldpflanzen 159.
Waldsagen 268.
Waldsegen 349.
Walkerbeeren 182.
Wasserkresse 136.
Wassermerk 138.
Wasserschwertel 86.
Wasservogel 41.
Wegrich 175.
Wegwarte 125.
Weide, kein glücklicher Baum 311.
Weidenzweige, gegen Krankheiten 313.
Weihbüschel 46.
Weiheicheln 347.
Wein, Sagen vom 225.
Weinrose 239.
Weinstock 222.
Weißdorn 254.
Weißdorn zeigt, wo ein Schatz liegt 319.
Weißwurz 165.
Wermuth 124.
Wetterglas armer Leute 174.
Wettermachen, durch Bilsenstengel 181.
Widertod 217.
Wiederthon, Gülden- 214.
Winzerfest 50.
Wirbelkraut 135.
Wohlgemuth 142.
Wolfsmilch, kreuzblätterige 9.
Wundenfett 171.
Wundklee 135.
Wünschelruthe 11.
Wünschelruthe aus Hasel 249.

Wünschelruthen zu schneiden 252.
Würmer vom Kohl abzuhalten 199.

Ylmbaum 255.
Zaunrübe 180.
Zaunwinde 170.
Zeiland 221.
Zeitlose 186.
Zieſt 145.
Zitterpappel 319.
Ziethen, General, ein Hexenmeiſter 268.
Zukünftige, im Traume zu ſehen 194.
Zweige 284.
Zwiebeln zu ziehen 83.
Zwiebelſchalen, beſtimmen die Trockenheit 83.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Perger, Anton <<von>>,

Deutsche Pflanzensagen

Stuttgart [u.a.] 1864

P.o.germ. 1054 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116086-3